

Halbrussisches.

Von

Aurelio Buddeus.

Dritte Ausgabe.

Zweiter Theil.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1854.

Handwritten title in Gothic script, likely a title page or header.

Handwritten text in Gothic script, possibly a subtitle or a section heading.

Handwritten text in Gothic script, possibly a date or a specific reference.

Handwritten text in Gothic script, possibly a signature or a name.

Handwritten text in Gothic script, possibly a date or a specific reference.

Handwritten text in Gothic script, possibly a date or a specific reference.

Inhalt des zweiten Bandes.

Weg nach Rußland.

	Seite
Von Miga gen Osten	3
Baltische Bauern	7
Um und in Dorpat	29
Die baltische und die russische Kirche	47
Die Fahrt zur Kaiserresidenz	65

Petersburger Wanderungen.

Uniform und Orientirung	85
Auf der großen Seite	105
1.	106
2.	174
3.	187
4.	203
Ein Ausflug auf der Eisenbahn	209
Städtisches Festland am rechten Newaufer	221
Die Inseln	231
Die letzten Stunden in der Residenz	270

Durch Polen.

Von der Residenz bis zum Königreich	281
Polnisches Land	295
Die Stadt Warschau	318
Die Alexandereitabelle	325
Auf einer Siege	336
Von Denkmälern zu Denkmälern	346
In Praga	354
Russisch-polnische Nachflänge	359

Jahrbuch der ...

...

...

...

...

...

...

Weg nach Rußland.

1843 — 1844.

Verlag von Neumann

1873 - 1874

Von Riga nach Osten.

Bald nachdem wir Riga verlassen haben, sinken dessen Thurmspitzen hinter wüsten Dünenhügeln und traurigem Kiefernwalde hinab. Vor uns dehnt sich die Dede, und eine Dede, welche bis Dorpat kaum durch die leiseste Erdhebung unterbrochen wird, während auf ungefähr vierzig Meilen nur zwei vergessene Marktflecken emporstehen. Diese Flecken heißen Wolmar und Walk. Wer livische Geschichte gelesen hat, kennt ihre Namen und weiß auch, daß sie in den hin und her wogenden Kämpfen des großen nordischen Krieges mit hellem Ruhme strahlten. Nunmehr sind sie vom Alter geschwächt ohne ein bürgerlich Handwerk erlernt zu haben; da zehren sie langsam ab. Jetzt bereits ist kaum begreiflich, wie und wovon sie sich erhalten, ja selbst schmuderen Aussehens erhalten haben, als ihre kurischen Genossen. „Das Bürgerliche hat eben mehr Bestand in Livland, als drüben in Kurland; wir haben keine Juden im Land und lassen die Litthauer und Polen nicht einmischen“ —

sagte ein eifriger Patriot. Aber damit ist nichts erklärt. Das bürgerliche Element muß materielle Nahrung haben, sonst erstirbt es dennoch. Woher aber diesen Städten diese materielle Nahrung kommt, erscheint unerklärlich. Selbst die durchziehende Heerstraße gewährt nur wenige Hilfsmittel, auch erkennt man augenblicklich, daß die Bevölkerung nur äußerst beiläufig deren Vortheile wahrnimmt. So vegetiren diese Städtchen eben als uninteressante Räthsel weiter und werden vielleicht dereinst unvermerkt verschwunden sein, wenn sich ihrer nicht etwa die russische Spekulation bemächtigt. Geschieht dies aber, so versinken wenigstens sicherlich die deutschen Namen und Wladimirez wird es anstatt Wolmar, Walfomir statt Walf erklingen.

Ueberhaupt vermag man auf dem langen Wege von Riga bis Dorpat an keinem Zeichen die Wichtigkeit Livlands zu erkennen, obgleich man es in seiner vollen Breite durchschneidet. Wüßte man nichts von dem Getreidereichthum und der Hochwaldfülle im Süden und Südwesten, sowie näher dem Meeresufer, man vermöchte nicht einmal die leiseste Ahnung davon zu fassen. Nichts, gar nichts ist von dem Wege zu sagen, als daß er aus Haideflächen in kümmerliche Waldungen hineinläuft, um aus diesen auf meilenweite Ebenen zu treten, welche von mannes Hohem Buschwerk oder braunrother Haide mit untermischten Wacholderbüschen besetzt sind. In diese Einförmigkeiten verlieren sich die seitab geschlängelten Wege, und selten begegnet uns ein lettisches „Gesinde“. Ja die Heerstraße zieht nicht einmal genau an beiden Seiten eine Grenze zwischen sich und dem Land. Bald für dreißig und vierzig Wagen breit genug, niemals mehr verengt, als daß mindestens zwölf Wagen Spuren genügenden Platz haben, zeigt diese Heerstraße wie wenig benützt und wie wohlfeil hier noch der Erdboden ist. Es fällt uns in diesen Umgebungen kaum auf, daß die lettischen Hütten gar so

elend und verrottet aussehen, wie wir sie kaum irgend in Kurlands ärmsten Strichen antrafen. Auch scheint es beinahe, die Bewohner derselben, Menschen wie Thiere, seien noch unkräftiger erwachsen als dort, obgleich sich der lettische Nationaltypus just auf dieser Strecke bis zur Nähe Dorpats vorzüglich rein ausprägt.

Wer aber Livland bereiste und nicht nur auf der Petersburger Heerstraße durchzog, wird auch selbst in blühenderen Gegenden, wenn sein Auge für derartige Beobachtungen geschärft ist, einen Unterschied zwischen den hiesigen und kurischen Letten bemerken, welcher immer zum Nachtheile der erstgenannten ausschlägt. Daran trägt nicht nur das weitere Vorrücken nach Nordosten die Schuld, auch nicht die Nähe der Esthen, welche für jeden Gesittungsfortschritt, überhaupt für jedes Herausgehen aus altgewohnten Formen und Unformen sich noch ungefügiger erweisen, als die zwar ebenfalls zähen, jedoch minder starren und stumpfen Letten. Diese haben für die Esthen keinerlei Neigung, ja für ihr ganzes Naturell in vielerlei Richtungen gar kein Verständniß. Es liegt im Letten sogar ein gewisser Drang nach gefälliger Lebensgestaltung, es liegt in seinem ursprünglichen Charakter ein gewisser Zierlichkeitsstimm — freilich oftmals tief versenkt unter schwachherziger Lässigkeit, oftmals aber auch noch aus dem härtesten Lebenselend und unter dem schwersten Drucke emporleuchtend. Haben sie doch sogar durch sechs Jahrhunderte bitterster Leibeigenschaft ein gewisses Streben nach ordnender Eintheilung ihrer Hausräume festgehalten, während davon bei den Esthen meistens kaum eine leiseste Spur aufzufinden ist, und wo vorhanden, doch nicht als angeborene und angeerbte Nationaleigenthümlichkeit auftritt. Allein wir brauchen nicht einmal vom Petersburger Wege abzulenken, um die Beweise für diese Unterschiede zu finden. Sie liegen dicht dabei und grenzen in der Nähe von Dorpat eben so unver-

mittelt wie die beiden baltischen Urnationen aneinander. Ein Strich auf der Landkarte von der Südspitze des Peipussees nach der kleinen Seebucht bei Pernau würde die ungefähre Grenze zwischen Letten und Esthen ziemlich genau ziehen können. Für letztere bleibt also kaum ein Drittel der baltischen Fläche übrig; und dieses Drittel ist überdies von der Natur am meisten vernachlässigt. Darin mag allerdings ein Grund dafür gefunden werden, daß die Esthen nach so viel Jahrhunderten der Berührung mit den Deutschen, noch so gar nicht aus ihrer rohesten Ursprünglichkeit getreten sind. Wer sich aber gern auf klassische Autoritäten beruft, mag allerdings der Schilderungen von der thierähnlichen Wildheit und Barbarei der „Schwarzmäntel“ (Melanchlanen) und „Aestii, sordidissima gens“, gedenken, welche Griechen und Römer den Bewohnern dieser Gegenden zugetheilt haben. Man beruft sich auch wirklich im deutschen Heerlager der Ostseeprovinzen nicht ungern auf diese Bildungsunfähigkeit und entschuldigt damit die jammervollen Zustände. — Nur schade, daß die historische Thatsache der Leibeigenschaft daneben steht; schade, daß die Letten, auf welche man gern jene Beurtheilungsweise der bequemen Abfertigung unbequemer Fragen halber überträgt, in Liv- und Kurland so bedeutende Verschiedenheiten zeigen. Vielleicht scheint es da paßlicher auf nähere Zeiten überzugehen und in diesen die Lösung der Räthsel über manche für das baltische Element in den letzten Jahrzehnten so bedrohlich hervorgetretene Erscheinungen zu suchen.

Wem jedoch Wohl und Wehe der baltischen Lande, der Deutschen und Ureinwohner, nicht am Herzen liegt, wer sie und ihr innerstes Wesen bereits unrettbar an Rußland verfallen glaubt, der überschlage die folgenden Blätter. Sie sollen nur von baltischen Bauern handeln.

Baltische Bauern.

Nur auf der kurischen Nehrung erhielt sich außerhalb der russischen Grenzen noch ein Rest der selbstständigen und von den Herrschern abgegrenzten Nationalität jener großen Völkerfamilie, welcher Letten, Liven, Esthen, Litthauer und Finnen näher oder entfernter angehören. Jedoch keine Spur weist mehr in Ostpreußen auf jene Zeiten hin, da hier eben so wie in Kur- und Livland lettische Sprache, Sitte und Nationalität alleinherrschend waren. Dennoch ist dies nicht länger her, als die deutschen Kreuzzüge im baltischen Land; denn auch hier treten im zwölften Jahrhundert „deutsche Herrn“ als Eroberer unter dem Titel christlicher Apostel auf. Sie haben damals das Land mit gleicher Blut- und Beutegier bezwungen, die Ureinwohner eben so in die Fesseln der Leibeigenschaft geschlagen, wie ihre kurischen, livischen und esthnischen Ordensbrüder. Aber sie blieben nicht nur Herrscher, sie wurden auch Bildner ihrer Sklaven. Vielleicht ist dieser Vorzug vor ihren baltischen

Schwertgenossen kein eigentliches Verdienst; es ist den hiesigen Rittern solche Verknüpfung des Volks mit sich sogar wahrscheinlich unbewußt gekommen. Allein der Erfolg hat Ostpreußen zu einem innerlichst deutschen Lande werden lassen, während nunmehr drüben in den russischen Grenzen die deutsche Bürger- und Adelsaristokratie ihrem persönlichen und nationalen Untergang entgegenzittert. Blieben auch die Deutschen die Herrn des Volkes, so haben sie trotzdem bis heute noch nicht die leiseste Sympathie der Nation zu erringen gewußt, weil sie dieselbe mit konsequentem Hochmuth von sich und ihren Lebensformen fern hielten.

Ein Unrecht am Geiste verschollener Jahrhunderte und ein nutzlos Habern mit den unabänderbaren Thatfachen der Geschichte wäre es jedoch zu nennen, wenn man an die Leibeigenmachung der Letten, Litven und Esthen eine Reihe von Vorwürfen knüpfen und das heutige Geschlecht der Deutschen gewissermaßen dafür verantwortlich machen wollte. Ja selbst die Thatfache, daß im Ostsee-provinzadel der neuern Zeiten niemals freiwillige Bestrebungen zur Lösung jener Ketten, zur Vergütung jenes historischen Raubes stattfanden, welcher dem Ureinwohner den Boden unter seinen Füßen wegzog, mag man eben nur als einen Beitrag zu seiner ethnographischen Charakteristik hinnehmen. Dagegen sind die Hintertreibungen oder direkten Abweisungen der von Außen angeregten Versuche zur Erschaffung eines baltischen Bauernstandes für die Gegenwart von tiefsteingreifenden Folgen geworden.

Zuerst trat die Kirche als Gönnerin der Letten und Esthen auf. Sie hat es allerdings so selten redlich mit den Staaten gemeint, wenn sie sich in deren innere Angelegenheiten mischte, daß sie auch wohl hier nicht ohne selbstische Nebengedanken verfuhr. Die „Krieger Christi“, welche sie zum baltischen Kreuzzuge aufgerufen hatte, waren ihr über die Hand gewachsen, vorenthielten ihr also mit dem Gehorsam auch man-

cherlei Rechte, Vortheile und Privilegien. Ihnen wollte die Kirche im Stammvolf des baltischen Landes eine Gegenmacht erschaffen. Darum diese plötzliche Sorge für dessen Wohl. Allein davon war natürlich keine Rede in jener päpstlichen Bulle des 13. Jahrhunderts gegen „zu starke Belastung und Knechtung der Letten“, worin dem Heermeister die Widerrechtlichkeit der bestehenden Verhältnisse zu Gemüthe geführt wurde. Sie sprach nur vom moralischen und völkerrechtlichen Unrecht. Das Bewußtsein und die Anerkennung desselben war also vollkommen vorhanden; es fehlte nur die praktische Anerkennung. Diese wurde dem natürlich auch von den Schwerritterstaaten nicht gewährt, und so blieben die Letten, Liven und Esten geknechtet nach wie vor. Sie blieben als Gesamtheit überhaupt außer aller politischen Frage, so lang die ritterliche Halbrepublik noch nicht in sich gefestigt war, so lang die Befriedigung der persönlichen Ansprüche von jedem einzelnen Ritter noch zu erringen, so lang die Uebergriffe jedes derselben vom Staate noch zu bekämpfen waren. Und als endlich jeder Grundbesitzer sein Gebiet in einen kleinen Selbstherrscherstaat verwandelt sah, war eigentlich eine Gesamtheit der Urvölker schon nicht mehr vorhanden; sie war in lauter zusammenhanglose Sklavenhaufen zersplittert. Die Letten und Esten (auch zum Theil die Litthauer), welche vor dem Eindringen der Deutschen nicht Gemeinsinn und Energie genug zu den Anfangsbildungen eines Staates gehabt hatten, zerfielen nun vollends in lauter einzelne Familien, deren Glieder die Herrwillkühr gleich Thieren-hierhin und dorthin verschenkte, verpfändete und verhandelte. Gleich Thieren gehalten litten sie wie Thiere, ohne Widerstandsversuch und fortgestoßen von dem allmählich aufsteigenden Lichte der Gesittung.

So dauerte ihr Zustand bis zur Spaltung des Ordenslandes in ein kurisches Herzogthum, eine schwedische Provinz Livland und ein

bald polnisches, bald russisches, bald schwedisches Esthland. Da kam Gustav Adolph als rettender Engel, indem er die furchtbaren Lasten und Leistungen der Letten und Esthen Livlands verminderte, den Händen der Grundherrn das Schwert despotisch geübter Kriminaljustiz entwand, und sogar eine Art von Bauerngerichten einführte. Aehnliches geschah auch in den esthländischen Kreisen; nur im Herzogthum Kurland verkündete kein Zeichen den aufdämmernden Tag. — Allein auch in Liv- und Esthland versank die Morgenröthe wieder, ohne daß die Sonne der Freiheit noch aufgestiegen war. Die fortbauernenden Kriege ließen keine Ueberwachung der Volkszustände unter Gustav Adolphs Nachfolgern zu Stande kommen; unter Polens zeitweiligem Prinzipat geschah gar nichts dem Aehnliches, und Peter der Erste wußte vollends kein besseres Mittel den Adel und die Deutschen an sich zu fesseln, als indem er den widerrechtlich von Neuem angemasteten Despotismus Gesetzeskraft verlieh. So schienen die Letten und Esthen nunmehr politisch und moralisch für immer vernichtet.

Es ist nur eine Vermuthung, eine Wahrscheinlichkeitsbehauptung, außerordentlich gewagt wenn auch poetisch gefällig, daß die Letten wie Liven vor undenklicher Zeit aus Indien nach Europa eingewandert und die Esthen auf ihre engen Wohnkreise zurückgedrängt haben. Allein wenn man auch diese Frage vollkommen unentschieden lassen mag, wenn man auch nicht der heldenmüthigen Kämpfe gedenkt, in denen sie einst ihre heidnische Freiheit gegen die christliche Machtthätigkeit durch ein Jahrhundert vertheidigten — eine freiere Geistesentwicklung als heute, wenn auch ganz anders gestaltet, muß nothwendig unter ihnen herrschend gewesen sein und sich auf ihr Leben verschönend übertragen haben. Wie an verfallenen Gräbern mitunter noch eine seltene Südpflanze aufwächst aus dem Samenkerne der reichen Blütenkränze, womit einst sorgsame

Pflege diese Stätte geschmückt hatte — so blüht auch noch heute in den unscheinbaren Hütten jener Lande und aus dem plumpen Munde jener Menschen eine seltsam anmuthende Lenzesfülle, durch welche wie ein Hauch halb unbewußter Erinnerung die Anschauungen eines schönern Lebens wehen. Vermischt mit Märchen und Sagen wiegt sich in den Liedern das Behagen eines weichen, liebereichen Lebens ohne Lasten und Schmerzen. Und nur was von diesen Volksgefängen neuerem Ursprung angehört, athmet die bittern Gefühle des Hasses gegen die Peiniger, des Bewußtseins ohnmächtiger Hülflosigkeit.

Allein dies Alles eben nur noch im Volksgefäng. Im Leben blieb von dem goldenen Zeitalter nichts als ein und der andere mit Branntwein überschüttete Festbrauch, dessen Bedeutung auch dem Forscher im Dunkel der vorchristlichen Geschichte unenträthsel verschwindet. Im Charakter der Letten und Esthen aber erschauen wir nur die zusammengetrockneten Blätter, die Dornen und Stacheln der Pflanze, welche einst eine reiche Blüthenkrone geschmückt hat. Die indisch-poetische und heidnisch-selbstständige Zeit hinterließ nach den jammerreichen Geschieden der bekannten Jahrhunderte für die Gegenwart nichts als schwache Weichlichkeit, ängstliche Kleinlichkeit, trübes Fortvegetiren unter den gewohnten Bürden und Schmerzen, ohnmächtiges Grollen oder hämische Tücke. Nirgends feste Frische, nirgends energischer Lebensmuth, nirgends Unbefangenheit, nirgends ein freier Blick zum Himmel, nirgends ein Vertrauen auf die eigne Kraft! —

Als Katharina II. mit ihrer zerspaltenden Politik die alte Frage der Bauernfreiheit wieder anregte, war es für Errettung der Reste jener frühern Nationalität bereits zu spät. Auch dachte Niemand daran. Der Adel sprach dagegen auf seinen Landtagen in schlauer Klugheit absonderlich schöne Worte von Freiheit und Nationalität, da dies das

beste Mittel erschien, um gewaltsame Maßnahmen von Seiten Rußlands zu Gunsten der Sklaven, zu Ungunsten der Leib- und Grundherrschaft abzuwenden. Einige wahrhaftige Eiferer gaben der gegenseitigen Komödie zwischen baltischer Ritterschaft und russischem Gouvernement einen glücklichen Anschein von Wahrheit; und weil das Wort so flüchtig worden war, bemerkte man am Ende kaum in Petersburg und Europa, daß weder in Liv- und Esthland, noch im unterdessen russisch gewordenen Kurland irgend etwas Positives für die Freiheit der Letten und Esthen geschehen war.

Wie aber stand es mit den Gesittungsfortschritten dieser Völker? Wie steht es noch heute damit? — Eine für alle Einzelfälle stichhaltige Antwort ist nicht möglich. Wir haben ja eben keine Völker vor uns, sondern einzelne Gemeinden, welche nur Sprache, Kleidung und gewisse Grundzüge des Charakters als Gemeinsames überliefert erhielten, übrigens aber je nach ihrem individuellen Verhältnissen wesentlich verschieden sind. Ja, wer durch lange Jahre in den baltischen Landen lebte, mag noch heute, da die Freizügigkeit ein Recht des Bauern wurde, einen Wechsel der Rück- und Vorsschritte an Wohlhabenheit, Arbeitsförmigkeit, an Lebensmuth und selbst in den physischen Zuständen der einzelnen Gebietsbevölkerungen wahrnehmen, dessen Wandlungen zum Bessern und Schlimmern genau mit dem Charakter und der Herrschaftsübung der auf einander folgenden Besitzer zusammenhängen, oft sogar durch die Einflüsse der Gutsbeamten bedingt werden. Aus dem Volke und durch das Volk gestaltete sich nichts; die Deutschen und Russen sind noch heute für Alles verantwortlich was geschieht, sei's nun zum Besten oder sei's zum Schaden der baltischen Elemente. Im Allgemeinen hat jedoch die Bauernfreiheit mannichfach fördernd gewirkt, obgleich keineswegs in dem Grade, wie man es unter andern als den hiesigen Verhältnissen hätte erwarten müssen. Einzig und allein liegt auch hierbei nicht die Schuld

am heutigen Geschlechte des Adels: es ist auch hierbei viel schlimmes Erbe aus älterer Zeit, es ist auch hierbei die fortwährende Angst vor Rußlands Eingriffen nicht ohne hemmenden Einfluß geblieben. —

So mag es uns vielleicht wieder verwundern, und wir werden es vielleicht minder streng den „Herrn“ zum Vorwurf machen dürfen, wenn noch heute Pflug, Egge und alles andere Geräth des Letten und Esthen, wenn sogar die Art des Ackerbaues fast überall noch im selben Zustande und auf derselben Stufe verharren, wie sie frühere Jahrhunderte geschaffen hatten. Was daran hier und da gebessert und geändert auftritt, beschränkt sich auf einzelne kleine Gebiete, ja fast könnte man sagen auf die „Hofesfelder“ und „Beihöfe“. Und dies Wenige datirt sogar meistens erst aus den dreißiger Jahren, ward das Erzeugniß jener schweren Finanzkrise, welche den gesammten baltischen Adel mit raschester Verarmung bedrohte. Die Freiheit der Bauern hatte die Herrschenden nicht dazu angeregt. Für das Volk als Volk, für den Bauern als Bauern, für den Unterthanen als Unterthanen war trotz der Schönreden unter Katharina nicht das Geringste geschehen und Aleranders Kommission unter dem Voritze Kotischubei's hat 1817 die Bauernfreiheit unter den laueften Beistimmungen der Landtage noch für eine gänzliche vernachlässigte Masse proklamirt.

Die unter dem Einflusse der Landtage von Kurl-, Liv- und Esthland abgefaßten Bauerngesetzbücher sprechen auch in unverkennbarem Unmuthе beinahe einzig von Obliegenheiten der Freigelassenen, gewähren dagegen die natürlichsten Rechte des Freien unter möglichst schweren Bedingungen. Endlich ist noch alle Gewähr mit schlauer Klugheit durch einen Paragraphen (Kurl. B. G. B. §. 559) vollkommen illusorisch gemacht, wonach der Ritterschaft vorbehalten bleibt „Veränderungen und Zusätze, welche durch die Erfahrung als nothwendig und

zweckmäßig empfohlen werden, und nicht das Wesentliche der Bauernverfassung alteriren, nachzutragen und zur allerhöchsten Bestätigung zu unterlegen.“ Wer vertritt nun aber die Bauernschaft gegen die Grundaristokratie, wenn deren Interessen irgend eine Aenderung als nothwendig und besonders als zweckmäßig erscheinen läßt? Wer darf entscheiden, auf welche der beiden Parteien dies „Nothwendig und Zweckmäßig“ zu beziehen ist? Wer bekämpft die Untergrabung aller bäuerlichen, so ärmlichen Rechte, wenn die kecke That nur nicht „das Wesentliche“ der Bauernverfassung umstößt? Die einzige Hülfe des Letten und Esthen bleibt in solchem Falle die russische Regierung.

War dies nicht auch deren Absicht bei Verkündung der Bauernfreiheit? Hat sie nicht sehr wahrscheinlich den Bauern als numerisch übermächtige Bevölkerungsmaße der Ostprovinzen nur zum Staatsgebrauche gegen die Adelschaft frei haben wollen? Spricht nicht dafür selbst der Umstand, daß sie kümmerlos um sein ferneres Schickal blieb, nachdem sie ihm jene Freiheit gegeben? Lag nicht die Herbeiführung bittersten Zerwürfnisses in ihren Plänen? Sicher erscheint es wenigstens als eine bedenkliche Anomalie des russischen Verwaltungssystem, daß man im baltischen Lande dem Bauern bereits einige Aufmerksamkeit in einer Periode zuwandte, als im übrigen Rußland noch kein Gedanke an Aufhebung der Leibeigenschaft erstanden war, wohl aber nach allen Seiten hin die politischen Rechte des Adels und der Städte zu Gunsten der Czarenallmacht gestützt und eingepfercht wurden. Erreicht hatte auch allerdings Katharina schon durch das Wenige, was man dem in seinen Rechten wohl verklausulirten Adel unter dem Vorwande der Humanität abtrogte, daß der Bauer zu einem Bewußtsein von der Möglichkeit besserer Zustände, zu bitterer Unzufriedenheit mit seinem Herrn gelangte. Beweise sind die grausam sengenden und brennenden und grausam be-

strafte Bauernaufstände zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die zerrüttende Macht des *Divide et impera* hatte sich bereits vortrefflich bewährt, als Alexander den Thron bestieg. Man hat es ihm als eine besondere Vorliebe für die freieren Lebensgestaltungen der Ostseeprovinzen ausgelegt, daß er gerade dort so eilig mit den Verbesserungen der Bauernzustände vorschritt. Aber, mag man von der andern Seite fragen, hat dieser kluge Staatsmann, welchen selbst Napoleon in diplomatischer Hinsicht allen Zeitgenossen überlegen nannte — hat er wohl jemals einen Augenblick vergessen, daß Graf Pahlen, dem er zufällig viel verdankte, ein Mitglied jenes baltischen Adels war? Mochte ihm nicht dessen Gewaltthat an Paul als beängstigendes Beispiel vorschweben, wessen eben jener Adel fähig, sobald es gälte ein selbstgestecktes Ziel zu erreichen? Einer solchen Aristokratie im freigelassenen und darum eben von der Regierung desto unmittelbarer abhängigen Bauern ein Gegengewicht aufzudrängen, erschien von großer Wichtigkeit. Ja, es ist sogar nach manchen Merkmalen nicht ganz unwahrscheinlich, daß man dem altrussischen und kleinrussischen Adel den gleichzeitigen Antrag auf Freigebung seiner Eigenthörigen nur vorgeblich stellte, um die Gesittungseitelkeit der baltischen Ritterschaften durch die voraussichtlich abschlägliche Antwort nur desto gewisser zur eifrigen Bejahung zu reizen. Trotzdem wagte man es nicht mit der Verwirklichung des Planes vorzuschreiten, so lang Graf Peter Pahlen Generalstatthalter der Ostseeprovinzen war: er hatte wahrscheinlich früheren Vorberathungen zu nah gestanden und es war von ihm, dem kurischen Indigena, ein zu energisches Widerstreben zu befahren. Selbst unter Baron Essen, dem estländischen Indigena, rückte die Angelegenheit nur langsam vorwärts. Erst nachdem Marquis Paulucci, ein allen deutschadeligen und baltischen Spezialinteressen wildfremder Mann, unter deutlichen Zeichen des Mißwillens der Ritter-

schaften, auf den Sessel des Generalstatthalters gestiegen war, setzte sich die Befreiung der Leibeignen und somit die Beschränkung der Adelsmacht eilig in's Werk.

Damit war die Spaltung vollendet. Mag auch die Freiheit der Letten und Esten nur ein Halbzustand sein, so trägt sie doch das Bewußtsein in sich, daß der Leib, des Leibes Glieder und der Gedanke des Hirns ein freies Besitzthum wurden. Der Lette und Esthe weiß jedoch auch, wie die Freiheit von Rußland kam, dagegen von den Deutschen festgehalten wurde, was an Knechtschaft übrig blieb. Der Borenhalt eines Grundbesitzes von der einen, die Verheißung des Freizügigkeitsrechtes von der andern Seite sind die unausfüllbaren Klüfte, welche sich zwischen den Herrn und Knechten aufgethan haben. Dadurch verliert der Bauer jeden Halt und der Grundherr kann auf kein stätiges Verhältniß mehr rechnen. Der Leihherr, welcher einst Vater seiner Eigenthörigen sein mußte, ist jetzt zu dem Freigelassenen in ein Verhältniß getreten, welches sich dem des Fabrikherrn zum Arbeiter tagtäglich mehr verähnlicht. Der Bauer aber wurde ein Proletarier in ausgebildetster Form. —

Mit diesem Worte sind alle Erscheinungen der neuen und neuesten Zeiten im hiesigen Flachland erklärt. Seit Jahrhunderten in die Alleingeltung des aristokratischen Interesses eingelebt, überschätzt die Adelschaft den Werth des halberzwungenen Geschenkes der Freilassung, und bezeichnet jede naturwüchsigte Anstrengung zur Ausdehnung und Weiterentwicklung dieser Verhältnisse von vornherein als feindselige Bewegung. Der Esthe und Lette stößt dagegen bei jeder Regung seine Glieder an den noch überhängenden Fesseln wund, muß die Lasten der Selbstbestimmung und Selbsterhaltung tragen, ohne deren Vortheile erringen zu dürfen, während er nur diejenigen diese unmittelbarsten Hemmnisse und

Lebensnöthe überwinden sieht, welche den bäuerlichen Verband verlassen, um sich auf's Ungewisse in den Strudel des Stadtlebens zu stürzen, oder jene, welche sich Rußlands Dienst und Kirche in die Arme werfen, um solchergestalt nicht nur die Heimath, sondern auch die Nationalität aufzugeben. Sogar seit dem Jahr 1831, da nach der vierzehnjährigen Dauer der allmählichen Freilassung nirgends mehr ein Leibeigner existirt, hat sich nach keiner Seite hin eine Brücke über jene Kluft der Feindseligkeiten geschlagen. Ja es machte sich jetzt die Halbheit der Verhältnisse nur immer schmerzlicher auf der Seite der Herrschenden, wie der Beherrschten fühlbar. Und die Thatfachen, welche heute alltäglich aus den Ostprovinzen in Europa verkündet werden, sind die natürlichen Folgen dieses Verhältnisses. Die Letten und Esten sind Losgelassene, aber keine Freien; die deutschen Herrn sind nicht machtlos, sondern nur gelähmt. In Fesseln und mit stumpfen Waffen kämpfen Beide, Beiden flüstert Rußland falsche Hülfsversprechungen zu, beide läßt es im Kampfe untergehen, wenn die Ermatteten sich nicht bedingungslos in seine Arme werfen. — —

Vor diesem äußersten und letzten Schritte schrecken aber im Heerlager der Deutschen, wie der Stammvölker noch viele Kämpfer zurück. In beiden lebt noch das Bewußtsein, daß dies der Schritt zum Tode ohne Auferstehen. Weil jedoch die Kraft gebrochen und der Lebensmuth zerknickt ist, gewinnt nun der Kampf auf beiden Seiten einen immer gehässigeren, immer persönlicheren, immer heimlicheren, immer hinterlistigern Charakter. Das Gesammtheitsbewußtsein tritt in immer fernern Hintergrund, jeder höhere Antrieb zum Handeln und Wirken verkrüppelt, ein häßlich Mäkeln um das Dein und Mein ist aus dem Kampfe der Aristokratie gegen die Demokratie hervorgewachsen; und Gesetzesumgehungen treten auf beiden Seiten an die Stelle eines Ver-

sehtens von Rechten und Grundsätzen. Jede Partei traut der andern das Schändlichste zu und glaubt darum sich selber zu Mitteln berechtigt, welche sie unter jedem andern Verhältnisse und jedem andern Feinde gegenüber mit Empörung von sich weisen würde. Ja, selbst jene scheinbar letten- und esthnenfreundlichen Bestrebungen, welche neuerdings unter den Deutschen hier und da auftauchen, sind nur selten von unmittelbarem, praktischem, viel häufiger dagegen von gelehrt ethnographischem und historischem Charakter. Auf die Hebung des Volkes haben sie bis heute nur einen äußerst geringen Einfluß gehabt; und noch geringer war ihr Erfolg in Bezug auf die Verkettung seiner Interessen mit denen der Deutschen. Sie haben dem Touristen Kohl eine Schilderung des lettischen und esthnischen Lebens in die Feder dictirt, von welcher selbst die unbefangenen Ostsee-provinzianer urtheilen, vor etwa einem Halbjahrhundert könne sie noch halbweg richtig gewesen sein, heut aber halte sie nirgends Stich. Allein dieser selbe heitere Schilderer sagt an anderer Stelle, wo er aus eigener Anschauung spricht: „Es ist unter allen ungebildeten Deutschen fast nur eine Stimme der Verachtung der Letten. Nur unter dem gebildeten Adel und den Predigern findet man einige billiger Denkende und sogar wohl als Ausnahme einige Bewunderer des Lettenthums. Wo man sonst anfragt, hört man es wieder tönen: keinem Letten ist zu trauen; gegen ihre Lüge und Betrügerei muß man beständig auf der Huth sein; sie sind nur durch ein Mittel zu irgend etwas zu bewegen, das ist die Peitsche, und will man etwas mit ihnen erreichen, so darf man sie nicht ruhen und feiern lassen.“ —

Traurige Umrisse des allgemeinen Bildes! Doch verfolgen wir dessen einzelne Gruppen, so gewahren wir manche spezielle Gestaltungen der Dinge in noch trüberem Lichte. Die allgemeine Uebereinstimmung im Verhältniß der Bauern zu den Herrn änderte sich nämlich mannich-

fach verschieden in den drei Provinzen ab und erzeugte solchermaßen bald hier, bald da ein schrofferes Hervortreten der nationalen, sozialen und politischen Uebelstände.

Allen dreien gemeinsam ist jene Bestimmung der Freiheitsakte, wonach der Bauer kein Grundeigenthum für ewige Zeiten erringen kann. Zwar wurde ihm der Kauf desselben gestattet, aber „nur in der Art, wie es die Landesgesetze den Nichteinziglingen (non indigenae) zugestehen.“ Demzufolge ist es nur 90 Jahre sein unbestrittenes Eigenthum, er kann niemals durch den Besitz zu irgend einer politischen Berechtigung gelangen; er hat keinerlei aktives und passives Wahlrecht; ja, es steht sogar die Frage unentschieden, ob nicht jeder bäuerliche Grundbesitzer (selbst wenn er Eigenthümer eines ganzen Gebietsbezirkes würde) nicht auch fernerhin frohnpflichtig gegen einen adeligen Gutsherrn bleibt. Das Bauerngesetzbuch giebt dafür keine entscheidende Antwort. Es hat nur mit jener Bestimmung von vornherein jede zukünftige Vertretung des Bauernstandes unmöglich gemacht und die Zukunft der Nachkommen aller bäuerlichen Grundbesitzer in's Ungewisse gestellt. Allerdings tritt diese Frage im gegenwärtigen Augenblick noch nicht mit praktischer Bedeutung in den Vordergrund; die Bauernfreiheit ist zu jung, als daß bereits ein Streit darüber entstanden sein könnte; ja, es giebt vielleicht noch heute keinen einzigen bäuerlichen Grundbesitzer im ganzen baltischen Lande. Der Bauer steht nur noch im Verhältniß des Pächters.

An anderer Stelle ist nun dieses Verhältniß bereits näher erörtert worden. Wir sahen, daß der Pachtzins durch Frohnden („Gehorch“) geleistet wird, welche eine gegenseitige Uebereinkunft zwischen dem (Bauern) „Wirth“ und Herrn für je ein Jahr mit halbjähriger Kündigung feststellt. Wir sahen ferner, wie die Knechte und Mägde („Gebietsleute“) gleichermaßen für das Zugeständniß von Kost, Wohnung,

Ackerstellen u. s. w. dem Bauernwirth dienen und der Gemeinde angehören, welche von je tausend Seelen gebildet wird. Ein wirklicher Geldpacht der Gesindestellen ist nun zwar dem Bauern ebenfalls gestattet; doch treten solche „Gesindearrenden“ vor der Hand nur etwa in Kurland auf, während sie in Liv- und Esthland gar nicht gekannt sind. Dies ist durch die verschiedenen Einrichtungen der Leistungen bedingt, welche in Kurland eine Möglichkeit des Gelderwerbes für den Bauern übrig lassen, während eine solche in Liv- und Esthland unter den heutigen Voraussetzungen geradezu zur Unmöglichkeit wurde. Damit hängt natürlich ein im Allgemeinen besserer Zustand der kurlischen Letten, der kurlischen Landwirthschaft überhaupt zusammen, während aus dem Mangel jeglichen materiellen Behagens der Stammvölker fortwirkend, in Livland vorzugsweise ein großer Theil der für alles baltische Leben bedrohlichsten Erscheinungen unter den Letten und Esthen zusammengedrängt sind.

In Kurland hat jeder Bauernwirth eine der Größe des ihm verliehenen „Gesindes“ (beziehentlich der Pachtsumme) angemessene Strecke „Hofesfeld“ zu bearbeiten und außerdem noch einige „Hofesdienste“ entweder persönlich zu verrichten oder verrichten zu lassen. Es ist ihm das bestimmte Maas der Leistung gegeben, damit die Möglichkeit neben Erfüllung dieser Pflichten die eigne Arbeit rechtzeitig zu verrichten. Der kurlische Bauer befindet sich in einem zwar schweren, aber doch ertragbaren Verhältniß. Er vermag doch ein Ende seiner Lasten bei jedem einzelnen Frohndienst abzusehen; er weiß, daß nach dessen Vollendung, Kraft und Zeit sein eigen, daß der Mehrerwerb nicht stets eine unmittelbare Mehrbelastung nach sich zieht. Mit der Möglichkeit materiell besserer Zustände wächst aber natürlich auch Eifer und Drang nach Herbeiführung derselben. Es erwacht im Bauern ein vielleicht unklares, aber

doch ein Bewußtsein von den Vortheilen besserer Bildung und der Annäherung an die deutschen Lebensformen. Dadurch gleichen sich manche Schroffheiten der feindlichen Stellung aus, in welche ihn vergangene Zeiten und deren heutige Ueberbleibsel gedrängt haben; und ist gleich hier ebenfalls wohl kaum irgend von einer Zuneigung und Anhänglichkeit gegen den Deutschen die Rede (denn natürlich erzeugt ja auch schon das wenige Mehr des Gewähres gerade hier am Häufigsten eine vermehrte Anforderung), so durchdringt doch den kurischen Letten der Herrenhaß nicht bis in das Innerste der Seele und sein Groll zuckt nicht in jeder Lebensäußerung. Die Keime des selbstständigen Besizes, der Bildung und Selbstachtung beginnen bereits hier und da die Kluft zwischen Herrn und Knechten mit einer leichten Decke zu überziehen. Freilich sind dies nur Anfänge, so geringfügige Anfänge einer Vereinigung, daß man eben die Verschiedenheit der bäuerlichen Zustände in den drei Ostseeprovinzen bereits ziemlich genau kennen muß, um ihre Spuren aufzufinden. Denn im Allgemeinen gilt allerdings auch hier nur das Verhältniß gegenseitiger Zurückstoßung.

Anders ist aber die Gestaltung der bäuerlichen Verhältnisse in Livland*). Hier ist das Gehorch des Bauern nicht nach einem bestimmten Areal, sondern nach einer gewissen Anzahl von Tagen der Woche bemessen. Allein eben nur die Zahl der Tage ist bestimmt, nicht ihre je wöchentliche Wahl, nicht die zu verrichtende Arbeit. Natürlich wählt nun der Herr die ihm günstigsten Tage, die beste Witterung, die arbeitreichste Jahreszeit und dies Alles geht dann dem Bauern für Bestellung seiner eignen Landwirthschaft verloren. Der Wirth eines größern Gesindes ist zu bedeutendern Leistungen als der eines kleinern Land-

*) Diefen sehr ähnlich auch in Esthland.

freies verpflichtet; er vor Allen ist also genöthigt, seine Frohnarbeiten oder den eignen Feldbau durch gedungene Stellvertreter verrichten zu lassen. Und so geschieht es, daß eben die größern Bauernwirthe in Liv- und Esthland nur höchst selten zu einem Baarvermögen gelangen, weil jeder Erwerb immer von Neuem durch Baarausgaben oder Verschäumnisse verschlungen wird. Nicht die absolute Menge der Frohnden sondern ihre Anordnung drückt ihn in hoffnungsloseste Dürftigkeit hinab. Mit dieser Hoffnungslosigkeit verschwindet denn natürlich auch jedes Streben, die Erwerbsanstrengungen erlahmen, eine allgemeine Laßheit wird alleinherrschend. Damit erwächst die Verbitterung gegen die Grundherrn. Sie sind dem Bauern die Erzeuger seiner Armuth, seines Mißbehagens und einer Abhängigkeit, welche durch immer erneute Anlehen bei dem Besizenden alltäglich drückender anwächst. Freilich verwechselt bei solcher Ansicht der Dinge der Bauer die Wirkung mit der Ursache, die Folge mit dem Grunde. Aber wer wagt es, ihm so feine und am Ende doch unpraktische Unterscheidungen nach den Erfahrungen vergangener Jahrhunderte und dem Gewähr einer Freiheit zuzumuthen, welche die Lasten nur vergrößerte, anstatt sie zu verringern? Mag man den düstern Haß ungerechtfertigt nennen, welcher eben die livischen Letten und Esthen so häufig zu blutigen Aufständen trieb und sie heute in dichten Schaaren den russischen Verlockungen entgegenführt? Ist ihm doch selbst das letzte Ausfluchtsmittel, die Auswanderung, entweder gänzlich versagt oder doch unendlich erschwert; halten ihm doch die Städte ihre Barrieren abweisend entgegen und findet er doch auch nur in unbedingter Anheimgabe an Rußland den Strahl einer Hoffnung auf glücklichere Tage.

Zwar mag man es freudig anerkennen, daß manche Grundherrn auf ihren Gebieten sehr bedeutende Milderungen jener gesetzlichen Be-

stimmungen eintreten ließen. Allein dies bleibt immerhin eine Ausnahme, und zwar eine Ausnahme, welche in Kurland verhältnißmäßig häufiger als in Esth- und Livland angetroffen wird.

Dabei dürfen wir auch nicht vergessen, daß der russische Einfluß in Liv- und Esthland länger, daß er selbst im alltäglichsten Leben unmittelbarer als in Kurland einwirkt. Dies nicht nur wegen der größern Nähe der russischen Grenze und der Hauptstadt, sondern darum hauptsächlich, weil Liv- und Esthlands Städte am Meere gelegen und so ein Sammelpunkt der russischen Einwanderer geworden sind. Die Berührungen mit Russen gaben sich häufiger, der nationale Widerwille ward im Anschauen der bessern Verhältnisse der auf Obrok entlassenen Leibeignen abgestumpft; ja selbst die russische Sprache tritt dem livischen und esthnischen Stammvolke nicht gleichermaßen befremdlich entgegen, wie dem kurlischen Letten. Sie schlug ihm von Kindheit auf an das Ohr. Sogar die Militärpflichtigkeit, welche dem Letten und Esthen im Gefolge seiner Halbfreiheit kam, erscheint ihm in seinem heutigen Verhältniß nicht so erschreckend, wie den Bewohnern anderer Provinzen. Ist sie ihm doch ein Mittel aus seinem jammervollen Einerlei zu treten, giebt sie ihm doch die Hoffnung nach jenen Ländern zu gelangen, welche die russische Welt so verlockend schildert. Denn dem Russen sind sie ja eben seine Heimath und der Lette, wie der Esthe träumt in seiner kindlichen Phantasie zu dem schon bunten Bilde noch manche strahlende Farbe. Ueberdies kennt auch selbst der minder Hoffnungsvolle den Militärdienst kaum als ein Unglück; er wird nicht vom Herrn dazu abgegeben, sondern das Loos bestimmt die Rekruten; endlich trifft dies Schicksal in der That meistens nur Jene, denen in der Heimath kaum mehr ein Halt verblieb. Denn von der Rekrutierung ausgenommen sind nicht nur Eigenthümer, sondern auch Pächter und Bauernwirth „einer

Landstelle von 6 Loof (ungefähr 5 Scheffel) Ausfaat in jedem Winterfeld, und deren ältester Sohn“, sowie alle „Hofesdomestiken“. Ferner werden zwei Brüder „so lange als Rekrutenfähige in der Gemeinde vorhanden sind“ gleichzeitig nicht zum Militärdienst genommen; endlich verfügt das Gesetz: „alle diejenigen Individuen, welche von der Landespolizei oder dem Kriminalgericht wegen Vergehungen zu Rekruten abgegeben werden, sind der Gemeinde zu gut zu rechnen wo sie ihre persönlichen Abgaben entrichtet haben.“ Doch selbst diese Ueberlieferung von Verbrechern an die Armee, im übrigen Rußland so gewöhnlich, wird in den Ostseeprovinzen nur im äußersten Falle geübt; und wo es geschieht, erscheint sie der Gemeinde beinahe als eine Wohlthat.

Fragen wir aber endlich unbefangen, ist der Tausch des Lebenslooses unter den heutigen Bauernverhältnissen der Ostseeprovinzen mit dem russischen Heerdienst wirklich so erschreckend? Trauernd muß man es eingestehen: der russische Soldat, dieser Prototyp eines der Willkürherrschafft amheingeebenen Menschen, hat sogar gewisse Vortheile vor dem baltischen Landbewohner voraus. Der Blutarme, welcher vorher tagtäglich um das nackte Leben kämpfen, jeden Bissen Brod mit schwerer Frohnde erarbeiten und stets mit dem Bewußtsein leben mußte, daß alle Arbeit, alles Schaffen ihn nicht unabhängig stellen könne — er weiß jetzt das rein materielle Leben gesichert, er hat täglich einige Kopelen baares Geld, die dienstfreie Zeit giebt ihm Gelegenheit zum Nebenerwerb, er weiß sich in den Krankheiten verpflegt. Ja selbst das schwere Regiment des Stockes ist wohl kaum härter als die Prügelherrschaft, welche die Russen und Amtleute im „Gehorch“ ausüben. Sogar die Entfernung von der Heimath und den Angehörigen fällt dem freigeordneten Bauern minder schwer, als dem leibeignen Russen; denn die Freiheit hat ihn in ein ewiges Wandern von Gebiet zu Gebiet, in ein

ewig Hasten nach bessern Erwerbszuständen hineingezwungen, er ist der Heimath und Familie fast schon entfremdet, ehe er in die Armee eingereicht wird.

Das sind die Wege, die breiten Wege, welche aus den Ostprovinzen nach Rußland führen. Und wer auf diesem Wege gegangen, kehrt nimmer zurück; oder eben nur um neue Wanderer mit sich fortzuziehen. Dem kommt der lettische Soldat nach einem Jahrzehnt wieder in die fremdgewordene Heimath, so bringt er dorthin aus dem russischen Lager zunächst die unumschränkste Verehrung und Hingebung für den Czaren, dessen Kleid er getragen, dessen Brod er gegessen, der ihm sogar vielleicht einmal „Gesundheit“ zugerufen hat und den er ringsum nur bewundernd nennen hörte. Russische Sprache, Sitte, Lebensform sind ihm vertraut. Des regelmäßigen, tagtäglichen Arbeitens hat er sich dagegen entwöhnt; die rohe Soldatenlust fehlt ihm in der stillen Heimath, und wie ein Heimweh überkommt ihn die Sehnsucht nach der russischen Art und Weise. Denn dort herrschte wenigstens der Russe über den Russen; hier aber ist Deutscher und Herr, Fremder und Herrscher identisch geworden. Wer richtet ihn, wenn er gefehlt? Ein Deutscher. Wer straft ihn? Ein Deutscher. Wer entscheidet bei seinem Streite gegen den Mitbauern? Der Deutsche. Bei wem kann er Recht suchen gegen den Deutschen? Beim Deutschen*). Er vermag den ent-

*) Zwar wird es den Bauern im Bauerngesetzbuch als ein außerordentliches Zugeständniß angepriesen, daß man ihnen jetzt ein bäuerliches Gemeindegerecht und einem Gemeindeglied die Gelaubniß zum Beisitz im Kreisgericht gebe. Allein davon ward nichts erwähnt, daß Gustav Adolf bereits bäuerliche Gemeindegereichte in Liv- und Esthland geschaffen hatte, die spätere Zeiten wieder vergessen machten. Das bäuerliche Gemeindegerecht hat nur über Streitigkeiten der Bauern untereinander zu entscheiden, entscheidet nach dem vom Adel entworfenen Bauerngesetzbuch und wird intellectuell beinah ausschließlich durch den Gerichtsschreiber geleitet, welchen der Gebietsherr einsetzt und besoldet. Die Streitigkeiten zwischen den Gebietsleuten und

scheidenden Gründen des Richterspruches nicht zu folgen; denn der deutsche Herr hat ihn von seiner Sprache ferngehalten. Er kann bei seinen Streitigkeiten gegen den adeligen Grundherrschaft kein gerechtes Urtheil voraussagen; denn die Grundbesitzer haben das Gericht zusammengelegt aus Männern ihres Standes und ihrer Verwandtschaft. Jeder ungünstige Spruch giebt ihm neue Berechtigung zum alteingewurzelten Haß. Und in dem Krüge erzählt er's den unbedingt gläubigen Stammgenossen, indem er hinzufügt, wie dies und jenes in Rußland anders, schon darum besser war. Der verbitterte Lette und Esthe trägt dann die neue Kunde in seine Hütte, und füttert seine Knaben mit solchen Erzählungen auf, daß sie heranwachsen in Mißtrauen und Haß gegen die „Herrn“, sobald sie freien Willens sind, das Gesinde verlassen und nach den baltischen Städten wandern, oder auch direkt nach den russischen Provinzen.

Auf solche Weise wächst die Zahl der dem Rußenthume zugewendeten Letten in reißender Schnelligkeit. Auf solche Weise rächen sich die Vergehen der Schwertträger am heutigen Adelsgeschlechte. Dieses aber hat seine Aufgabe mißverstanden und seine Gefahr unerkannt gelassen, indem es die freigewordenen Stammvölker immer von Neuem mißwillig von sich stieß. Mit einem engherzigen Bauerngesetzbuche suchten seine Väter dem Geiste der Zeit zum Trotz an verschollenen Herrschaftsrechten zu retten, was sie davon nicht aufgeben mußten; und indem die Söhne

Herrn gehören in erster Instanz vor das Kreisgericht (zweite Abtheilung des Hauptmannsgerichtes). Dort präsidiert ein adeliger und vom Adel gewählter Bezirksrichter; dazu kommt ein adeliger Assessor, ein adeliger Friedensrichter, ein zwar nichtadeliger, aber vom Adel gewählter Secretär. Daneben sitzt isolirt, oft kaum der Verhandlungen in deutscher Sprache mächtig und dem Geschäftstypus natürlich ganz und gar nicht gewachsen, ein bäuerlicher Assessor. — So ist es in Kurland. In Livland sind — vielleicht in Erinnerung der schwedischen Periode — drei bäuerliche neben vier adeligen Gerichtspersonen vorhanden. In Esthland hat man dagegen dies ganze Collegium in der einzigen Person eines dem Adel angehörigen „Hafenrichters“ vereinigt. Die Bauern sind also gar nicht vertreten.

sich an diesem Principe festklammerten, gruben sie der selbstständigen Zukunft ihrer Gesamtheit, wie des deutschen Elementes das Grab. Ihre Söhne und Enkel werden aber noch Schlimmeres erleben, als die Gegenwart schon brachte. Ihren Söhnen und Enkeln wird jene Widerstandsmacht der Rechte und Gesetze vollends gebrochen sein, welche heute bereits in ihren Grundpfeilern vor dem Anfluthen des Russenthums erzittern. Ungehört wird dann ihr Jammer verhallen. Der jubelnde Zuruf von zwei Millionen russisch gewordener Letten und Esthen wird ihn überdröhnen, wenn Rußland ihr zähes Festhalten an adeligen Rechten und Unrechten gleich einem Staatsverbrechen mit drohenden Ufafen bekämpft, und was sie Verfechtung des deutschen Elementes nennen, gleich einem Hochverrath, mit Sibirienstrafe und Bergwerksarbeit belegt.

So steht denn das baltische, das deutsche Element dem Untergange vollkommen rettungslos gegenüber? — Vollkommen rettungslos, wenn sich die deutsche Bevölkerung, Adel wie Bürgerschaft, nicht losreißt von eingewurzelten Vorurtheilen und nicht emporrafft aus dem gewohnten Dahinleben. Vollkommen rettungslos, wenn nicht Bürger und Adel verbündet dem Andrängen Rußlands gegenübertreten. Vollkommen rettungslos, wenn beide nicht in diesem letzten Augenblicke den Letten und Esthen die Hand reichen. Nur noch mit den schwersten Opfern ist wieder zu erringen, was man in sorgloser Sicherheit und kaltblütiger Fahrlässigkeit dahinschwenden ließ. Erstes Bedingniß dieser Rettung ist die Erschaffung eines wirklichen Bauernstandes. Dieser kann nur die Gewähr eines erbeigenthümlichen Grundbesitzes erzeugen. An das deutsche Element kann er nur gefesselt werden, wenn man seinen nationalen Elementen volle Gerechtigkeit gewährt, wenn man den Letten und Esthen in seiner Sprache richtet und ihm die Möglichkeit einer Vertretung seiner Interessen gegen die des Adels und der Städte zugesteht.

Aber dies Alles ist unterblieben. Rascher, übermächtiger, verheerender, als sich noch vor wenigen Jahren voraussetzen ließ, ist das russische Unheil über die Ostseeprovinzen hereingebrochen. Lauter und lauter mit jedem Jahre sind die Klagen von dorthier erschollen, immer schwerer hat sich auch das materielle Elend auf das Land gelagert. Zwei Jahre des Mißwachses und russische Hülflieferungen haben das hungernde Landvolk dem Russenthume vollends verpflichtet. Der neue polnische Erhebungsversuch, wenn im Keime erstickt, reizte den Grimm des russischen Systems gegen seine unrussischen Unterthanen wieder zu neuen Gewaltmaßregeln auf. Auch die Ostseeprovinzen mußten in gewisser Art büßen, was Polen verbrochen. Das Petersburger Cabinet benutzte die dortigen Vorgänge zu einem immer rücksichtslosern Vordringen auch gegen die baltische Ausnahmstellung und Rationalität. Man peitschen freilich die Streiche des sich heramwälzenden Geschickes die Ritterschaften und den Bürger aus schlaffer Ruhe und dumpfem Schlaf empor, woraus kein Zuruf einzelner Patrioten und keine Selbstüberzeugung sie durch ein Jahrhundert emporzurütteln vermocht hatte. Gott mag walten, daß es nicht bereits allzuspät sei! — — Mit welchen Gefühlen mögen aber die Abgeordneten des livländischen Adels am 23. Februar 1846 aus dem Audienzzimmer des Winterpalastes getreten sein, als sie gekommen waren, um den Gehalt der gewaltsamen Russifizierungsmaßregel zu erflehen? Dem damals schloß der Kaiser seine Rede: „Seit 150 Jahren gehören die Provinzen zum Reiche, und so sind sie russisch. Für mich und meine Nachfolger verspreche ich die Erhaltung ihrer Rechte. Aber von einem Deutschthume soll fürder keine Rede mehr sein.“

Das war ein Todesurtheil.

Um und in Dorpat.

Endlich erheben sich ein Paar Hügel in der trostlosen Fläche, endlich rollt der Wagen bergauf und bergab. Die Birken, Freunde des Hügellandes, stellen sich näher zum Wege, der Schwarzwald weicht mitunter für Viertelstunden hinter die Anhöhen zurück, selbst die Felder scheinen häufiger geworden; man könnte meinen, hier unter glücklichere Himmelsstriche zu gelangen — aber da starrt uns das bodenlose Glend aus den Hütten der Esthen entgegen, welche nunmehr den Weg begleiten. Denn schon sind wir Dorpat genahet und haben die nationale Grenze zwischen Letten und Esthen überschritten.

Man vermag in den gewohnten Umgebungen, selbst im Anblicke der bitterärmsten Striche des übrigen Europa, kaum irgend ein Seitenstück zu den esthnischen Hütten aufzufinden. Eng, schief und lüderlich aus gänzlich unbehauenen Balken zusammengefügt, mit Borke lückenhaft bedeckt, ohne die Spur eines Schornsteins, mit einem einzigen,

kleinen, aus mehreren Gläsern zusammengeflüchten, noch öfter mit Papierstreifen verklebt oder ekelhaften Lumpen verstopften Fenster, die Thür niedrig und vom hervorquellenden Rauche verschlossen — so stehen diese Häuser, als harrten sie nur dem Augenblicke entgegen, wo ihnen vergönnt sein möchte in ihre Fäulniß, Verrottung und Verschmutzung zusammenzusinken. Jene Thür führt zu einer düstern, raucherfüllten Stube mit geschwärzten, auch ursprünglich nicht betünchten Wänden. Ein Paar elende Tische stehen mitten in dem Raume, dessen Fußboden so holprich wie irgend ein baltischer Landweg; an die Wände lehnen sich einige rohgeschnitzte Bänke; eine Truhe ist das Pugmöbel. Nur bei den Wohlhabendsten kommen hierzu noch ein Paar kurze, von Stroh oder Moos erfüllte Bettkasten. Allein gewöhnlich schlafen die Esthen auf den Tischen, auf den Bänken, auf der Erde, Männer, Weiber, Kinder und Mädchen bunt durcheinander; und dazwischen lagern Schweine, Hunde, Hühner oder sonstiges Hausgethier. Ueberall Schmutz, Schmutz des Leibes und der Seele; dazu viel körperliche Leiden — trotzdem daß manche Schriftsteller uns von der unberührten Kraftfülle dieser Naturkinder theils aus Unkenntniß der Wahrheit sprechen, theils um die äußerst mangelhafte ärztliche Versorgung zu beschönigen — und die Blindheit vor Allem so allgemein, daß ein Blindler, von einem Knaben am Stocke geleitet, sogar zur unausweichlichen Staffage aller esthnischen Landschaftsbilder wurde. Wahrhaft erschreckende Zustände! —

Allerdings darf man nicht vergessen, daß dies eben recht eigentlich von den sogenannten „Dörpt-Esthen“ gilt. Die „Reval-Esthen“, welche sich auch durch den Dialekt von ihnen unterscheiden, haben zwar die altnationalen Gewohnheiten, die nationale Kleidung u. s. w. noch fester als die Dörpt-Esthen bewahrt. Aber sie haben — vielleicht unter bessern materiellen Verhältnissen — diese Ursprünglichkeiten nicht im

Schmuz und stumpfer Rohheit gleichermaßen versumpfen lassen. Im eigentlichen Esthland und am Seestrande sind die Esthen noch ein wirklich naturwüchsiges und charakteristisches Volkstamm; hier erstickte dagegen Alles in bitterster Armuth, und jede Spur einer neu aufstauenden Entwicklung vergiftete sich im Branntwein*). Nur diejenigen Wandlungen, welche ohne alle sittliche Erhebung geschehen können, die Abwendung von geregelter Arbeit und einem festen Familienleben, die Abwendung vom Ernst des Protestantismus und des Anschlusses an deutsche Gesittung, fanden Eingang in die zähen Dörpt-Esthen. Seit Jahrhunderten untermischt mit einzelnen russischen Familien und Gemeinden, daher deren Lebensgewohnheiten nicht mehr fremd, hat die neuere massenhafte Andrängung des Ruffenthums unter ihnen einen bereiten Empfang gefunden. — —

Schade, daß dieses gänzliche Darniederliegen einer ursprünglich schönen Nationalität, schade, daß die Zeichen der russischen Ueberfluthung gerade die Dorpater Umgegend umfassen. Denn eben diese Landschaften waren das Paradies der „Maa mees“ (Männer des Landes), wie sich die Esthen gern noch heute nennen; hier spielten die zauberhaft schönen Märchen und Göttersagen, deren einige Kohl in seinem Werke über die Ostseeprovinzen gesammelt hat. Aber nichts davon hat sich unter den

*) Ein liebliches Bild der Reval-Esthen und ihres Lebens, sowie dessen ihrer Herrn und ihrer Hauptstadt geben die *Lettres from the shores of the Baltic* (London, Murray 1841). Im Ganzen darf man das Bild auch getreu nennen; und wir erhalten eine ganz richtige Anschauung der Dinge, wenn wir bei der Lectüre dieses Buches nur keinen Augenblick vergessen, daß die Verfasserin jener Briefe (Mss. Kikby) die Esthen aus dem Gdelhofe eines ihr verschwägerten Grundbesizers anschaute und schon als Schriftstellerin bekannt war. Sie sah sie eben im Sonntagskleide; oder vielmehr man ließ sie so sehen. Denn auch in den Ostseeprovinzen liebt man es, den Blicken des Fremden taurische Dörfer vorzuführen, besonders wenn er des Schriftstellers Verdächtig. — Die in Reval gearbeitete und in Leipzig gedruckte deutsche Ausgabe dieser „Baltischen Briefe“ (1846) ist unvollständig.

Lörpt=Esthen erhalten. Was wir davon vernehmen, erschallt drüben vom eigentlichen Esthland, während die Esthen des livischen Seestrandcs wieder die Sage des Heroenthums wach erhielten, dagegen die eigentlich mythologische, heidnische Sage vergaßen. Die beiden großen Binnenwasser, der Wirzierw= und der Peipussee, sowie deren Verbindungsfluß, der Embach, sind gleichsam die Quellen, aus denen die belebte Welt des esthnischen Heidenthums und eines heidnischen Christenthums entsprang. Der Domberg von Dorpat war der elyrische, schattenreiche Wohnplatz der ersten vom Allvater geschaffenen Menschen. Er selbst thronte in den dichtverschlungenen Waldungen des Berggipfels. Von da stieg er zu den Menschen herab und lohnte ihre Tugend oder strafte ihre Fehler; Sonne, Mond und Sterne waren seine Kinder, und sie erzeugten halbgöttliche Geschöpfe. — —

Man mag es gern glauben, daß den Esthen jener Domberg ein Naturwunder erschien. Hebt er sich doch noch heute, schön wie eine Fata Morgana aus dem ermüdenden Einerlei des Landes mit den schlanken Ruinen seines Domes empor. Und auch von seiner täuschenden Zauberkrast scheint er noch manches beibehalten zu haben. Der deutsche Reisende hält ihn noch immer für das weithin sichtbare Wahrzeichen eines vollkommen deutschen Besitzthums.

Dorpat — wir sind so gewohnt, es zu den deutschen Hochschulen zu rechnen, wir fühlen uns so sicher hier inmitten russischer Umdrohung noch eine feste Burg der deutschen Selbstständigkeit zu finden. Wir glauben es auch vollkommen unbefangen und beanspruchen es wie einen der deutschen Vorzüglichkeit naturgemäß geleisteten Tribut, wenn ein gefellig artiger Russe versichert, daß Dorpater Bildung die übrigen Universitäten Rußlands, folglich das ganze Ostreich beherrsche, daß ferner die Dorpater Aerzte allen nationalrussischen und vollends die Pädagogen

jämmtlichen auf russischen Universitäten gebildeten Erziehern vorgezogen werden, ja daß Dorpater Wissenschaftlichkeit der Gipfelpunkt russischen Gelehrtenehrgeizes sei. Trotzdem vergessen diese artigen Russen niemals beizufügen, wie Dorpat doch eigentlich eine russische Erschaffung. Und sie haben mit der russischen Erschaffung in ihrer Art vollkommen recht. Fürst Jaroslaw von Moskovien hat um das Jahr 1000 die Stadt Jurieff an dieser Stelle angelegt. Dann freilich verschlangen sie die Wogen des livischen Krieges. Als jedoch nach Gustav Adolph die Russen zum ersten Male wieder in die Gegend kamen, fanden sie doch einen Ort und noch dazu eine blühende Handels- und Universitätsstadt. Diese Stadt hatte sich unterdessen Döbpt oder Dorpat genannt und an 30,000 Einwohner gewonnen. Die Russen aber, in Voraussicht der künftigen Schöpfung einer deutsch-russischen Universität, jagten die Professoren der schwedisch-livischen Stiftung davon, plünderten die Bürgerhäuser, führten deren deutsche Bevölkerung gen Moskovien und brannten die Häuser nieder. Als demungeachtet die Stadt eine so mächtige Wiedererzeugungskraft zeigte, daß sie trotzdem von Neuem auf- und anwuchs, wiederholten sie bei erneuten Einfällen dasselbe Manöver mehrmals bis endlich Peter der Erste der ermattenden Stadt die langversagte Ruhe gestattete. Und nunmehr nannten's die Russen eine russische Schöpfung. Peter verstand allerdings die natürliche Wichtigkeit des Ortes als Handelsplatz zu würdigen, weil ihn der durchströmende Embach westwärts mit dem Wirzernsee und ostwärts mit dem Peipussee, solchermaßen mittelbar mit dem Innern Rußlands und unmittelbar mit dem westlichen Livland, selbst mit Polen (Kowno'sches Gow.) in Verbindung bringt. Vielleicht wäre jedoch Dorpat dennoch vergessen geblieben, trotzdem daß diese natürlichen Vortheile seiner Lage es bereits früher zur Hanfabündnerin gemacht hatten, wenn nicht Rußlands kindliche Flotte ihre ersten

Schwimmversuche auf dem Peipussee unternommen hätte. Dadurch kam viel russische Welt nach der eingegangenen Hochschule, auch fasten deutsche Bürger wieder festen Fuß und Livlands Adel verlegte hierher seine Winterresidenz. Unter Paul tauchte dann der Gedanke auf, die in Pernau abgestorbene Universität von Dorpat wieder in's Leben zu rufen. Woher die Veranlassung? Wer fragt unter Paul's Regierung nach dem Warum? Es sollte so sein — allein es wurde nicht.

Erst Alexander setzte den Gedanken in's Werk, berief ausländische Lehrer und gab der neuen Hochschule eine deutsche Gestalt. So lang er auf dem Throne saß, schien auch diesem deutschen Charakter nirgends ein Drohniß gegenüberzutreten. Die Universität gehörte eben zu jenen Attributen halb gelehrten, halb ästhetischen Aussehens, mit denen Alexander seinen Thron und seinen humanen Despotismus so gern schmückte. Selbst gegen das Ende des Curatoriums des Fürsten Lieven (1817—1831) und des Grafen Bahlert schienen noch keinerlei russische Angriffe hierher gewendet zu sein. Auch Kohl, dessen Ostsee-provinzlicher Aufenthalt in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre fällt, scheint Dorpat noch im vollsten Ernste für ein Bollwerk des baltischen Deutschthums zu halten. Allein die deutsche Wissenschaft und der deutsche Ernst mag es sich damals im Drängen und Treiben eines buntbewegten Lebens allerdings bequem genug gemacht haben, obgleich die Ostsee-provinzianer dem lebenswürdigen Plauderer darüber ernstlich grollen, daß er davon gar so unbefangen gesprochen, wie von einem wissenschaftlichen Streben unter den Lehrern der Hochschule nur wenig die Rede sei, wie man an eine Verwahrung gegen russische Tendenzen gar nicht gedacht, ja wie seit einem Halbjahrhundert kein einzig Buch von einiger Bedeutung die Pressen der Ostsee-provinzen verlassen habe. Factisch widerlegen konnte ihn zwar selbst sein Dorpater Gegner nicht; aber er hätte es doch dem

ausländischen Publikum nicht gar so nackt und unverblümt erzählen sollen. — So meinen die OstseeProvinzianer. — Unterdessen war aber die russische Politik in ihren gegenbaltischen Bestrebungen bereits weiter vorgerückt; und endlich kam es zum offenen Bruche bei Gelegenheit der vielbesprochenen Ullmann=Madaischen Vorgänge. Die Denuntiationen flogen nun geschäftig gen Petersburg und aus dem Ministerium Uwarow kamen die Befehle an den Curator, Oberst von Krassftröm, welche ihn beauftragten gegen die ursprünglichen und nationalen Verhältnisse des ganzen Organismus der Hochschule, wie gegen gefährlich aufwuchernde Keime einer aufrührerischen und staatsgefährlichen Bewegung Sturm zu laufen. Dies ging um so leichter, da bereits der Boden nach allen Richtungen von russischen Ninen durchbohrt war. „Denn schon 1841“ — sagt Blasius, der treffliche Beurtheiler russischer Zustände, im zweiten Bande seiner Reiseschilderungen — „glühte in Dorpat der Funke, welcher später in so lichte Flammen ausbrach, nicht mehr unter der Asche. Schon damals äußerten sich die Befürchtungen, daß durch die Maximen der Regierung die nationalen Interessen der Universtät gefährdet würden. Ueber Rußlands Russifizirungsbestrebungen und sein Nivellirungssystem waren die Ansichten getheilt: die eine Partei nannte es Fortschritt, die andere Rückschritt. Zur ersten, russischen gehörte die Mehrzahl der deutschen Professoren. Der Kampf Rußlands gegen die OstseeProvinzen wird von Deutschen geführt.“

Wahrlich, ein hartes, aber ein gerechtes Urtheil! Man gehe auf jenen Streit und die verschiedenen Darstellungen zurück, welche derselbe in der deutschen Zeitungswelt gefunden — und man wird dies harte, wahre Urtheil bestätigt erkennen. Im unwürdigen Hasten und Haschen nach russischer Gunst, russischen Orden und russischem Range schwangen die sogenannten Vertreter des deutschen Elementes

ihre feilen Waffen gegen die wirklichen Verfechter desselben. Russische Hülfe kam ihnen natürlich von allen Seiten und in allen Gestalten. Als aber die wenigen Ehrlichen vor der Uebermacht gewichen waren, da galt es, noch den unbefangenen Sinn derer zu befangen und irrzuleiten, welche gerade an jenen zurückgetretenen Lehrern mit warmer Liebe gehangen. Man bestach die leicht verblendbare Studentenschaft mit einer gewissen äußerlichen Milde. Man verließ durch fast zwei Jahre die Strenge der Gesetzesübung in Bezug auf die Studentenpolizei, indem man die Meinung verbreitete, die abgetretenen Professoren seien deren unerbittliche Executoren gewesen. Bis dahin war es unter Krafftström's Militärregiment z. B. unerhört, daß ein Duell straflos geblieben: jetzt bemerkte man den Zweikampf kaum; die Uniformen durften offenstehend getragen, ja selbst bisweilen mit Civilkleidern vertauscht werden; die alten, bisher nur leis gesummten Studentenlieder Arndts durchflangen ungestört die Gassen; sogar Verbindungen tauchten ungeahndet von Neuem empor.

Da jubilirte nun der Student und feierte die neue Ordnung der Dinge. Allein zum Ruhme der Ostseeprovinzen muß man doch bemerken, daß neun Lehrstühle lange Zeit unbesezt blieben und zum großen Theile deshalb unbesezt, weil die ernstern baltischen Gelehrten die ihnen angetragenen Professuren ausschlugen. Sie wußten es recht wohl, wohin die anscheinende Milde ziele; sie erkannten die allerwärts aufsteigenden Drohnisse. Da schickte Rußland nach Deutschland; und es fand gefügige Menschen. — Unterdessen hatte sich aber ein immer dichteres Gewölk gegen das nationale Element der Universität zusammengeballt. Von den 50 Studenten, welche auf Kosten der Krone bei der medizinischen Fakultät ihre wissenschaftliche Ausbildung erhielten, wurde die Mehrzahl nach bestandener Prüfung zum schwersten Armeedienst ver-

wendet. Fast nur auf der Flotte und in deren Hospitälern finden wir sie noch heute. Gleichzeitig ward die Forderung der Kenntniß russischer Sprache beim Abgang von den Gelehrtenschulen immer höher geschraubt. Die Zahl der russischen Vorlesungen, besonders im juristischen Fache, vermehrte sich; Disciplinen des russischen Rechtes traten an die Stelle allgemeinerrechtlicher Ausbildung. Dann donnerte der Ukas (1844) aus dem Petersburger Olymp hernieder, wodurch jede Reise in's Ausland vom 18—25 Lebensjahre verpönt ward; eine Reihe deutscher Hochschulen war den russischen Unterthanen schon seit Jahren verschlossen und neue, gerade die beliebtesten, wurden dieser Reihe zugefügt. Endlich erschien der Befehl, wonach Niemand einen Anspruch auf eine staatliche Anstellung im russischen Reiche erheben kann, wenn auch die Zeugnisse aller Prüfungen für seine wissenschaftliche Befähigung sprechen, der nicht seinen vollständigen Curfus auf einer russischen Universität nachzuweisen vermag*).

Solchermaßen soll das Werk vollendet werden, welches der deutschen Hochschule in eine russische Einschulungsanstalt verwandelt. Die Männer unrußischer Bildung, welche jetzt noch auf den Lehrkanzeln stehen, werden nach und nach absterben, damit russische Zöglinge an ihre Stelle treten; im deutschen Sinne wirken, darf schon heute keiner von ihnen; und über die Studenten herrscht auch längst wieder mit erneuter Strenge das russische Soldatenregiment. Eingeschnürten Leibes und eingeschnürten Geistes dressirt sie ein schulmäßiger Unterricht für die Prüfungen und für banale Bureau Praxis, während die freie Ausbildung

*) Das Jahr 1847 brachte dazu bekanntlich noch einen Ukas, wonach fernerhin kein Student die deutsche Universität Dorpat beziehen darf, welcher in der Prüfung über seine Kenntniß der russischen Sprache nicht das erste Zeugniß (vollkommene Sprachfertigkeit) errungen hat.

nach irgend welcher speziellen Richtung von den Censuren in den einzelnen Disciplinen bei den halbjährigen Prüfungen und deren Einfluß auf den ganzen Lebensgang eingängstigt und verkrüppelt wird. Nicht lang mehr kann es dauern, und Dorpat muß seines alten Ruhmes verlustig gehen, die Lehranstalten des Reiches mit theoretisch ebenso wie praktisch durchgebildeten Männern zu bereichern. Handbücherwissenschaft und alljährlich von Neuem abgelesene Hefte müssen an die Stelle freier wissenschaftlicher Belehrung treten. Man will keine Gelehrten, man will nur Büreaudiener. Für den gemachten Glanz der Petersburger Akademie wird aber auch dann noch uralisches Gold seine Männer vom Ausland zu erkaufen wissen. —

So sind denn auch hier die Wege nach Rußland, und nur diese Wege eröffnet. So drängt auch hier ein unerbittliches Herrscherprinzip das deutsche Element in russische Formen, und nur in diese. Bereits sind die baltischen Studenten von den deutschen Universitäten verschwunden; und bald wird jene ganze Generation der Ostseeprovinzen ausgestorben sein, deren Jugenderinnerungen sich an deutsche Hochschulen knüpfen. Mit ihnen erstirbt die letzte unmittelbare Berührung der baltischen mit der deutschen Geisteswelt, die letzte unmittelbare Kenntniß der Ideen und Hoffnungen unserer ermannenden Jugend in Kur-, Liv- und Esthland, die letzte unmittelbare Theilnahme an einem reichen und eigenthümlichen Stücke deutschen Lebens in unsern preisgegebenen Stammbrüdern. Nur fertige Männer oder unreife Kinder können fernerhin einen längern Aufenthalt in Deutschland nehmen. Die Kinder aber vermögen nichts von der Innerlichkeit der vorwärtsdrängenden Entwicklung des Deutschthums in das ersterbende Vaterland überzuführen; und was davon bei ihnen ankeimte, vernichtet das nachherige russische Regiment der Studentenjahre vollkommen. Die Männer aber, ein-

gelebt und eingewohnt in ihren heimischen Verhältnissen, fühlen sich leicht überstürzt, ja verlegt von dem, was sich in unserm Leben angebahnt hat. Ferngehalten durch Censur und Schrifverbote von den fortwährenden Anschauungen der allseitigen Anstrengungen und kleinen oder großen Errungenschaften, deren Resultate sich wieder in der äußern Erscheinung als in einer unmerklichen Umgestaltung aller Anschauungsweisen äußern, werden sie sich sogar wahrscheinlich von dem hastigen Drange der Neugestaltungen abgestoßen fühlen. Die weite Kluft zwischen dem sozialen, politischen und nationalen Entwicklungsgange, welche jetzt bereits in so viel Einzelheiten durch kein gegenseitig Verständniß zwischen den nichtrussischen und baltischen Deutschen ausgefüllt wird — diese Kluft muß sich nothwendig immer weiter aufthun. —

Aber auch in den Ostseeprovinzen selber kann der neue Charakter Dorpats nur verderblich wirken. Wie sich der Kampf zwischen den Stammvölkern und den Deutschen eben durch russische Einflüsse immer zerspaltender gestaltete, so muß nothwendig auch ein immer weiteres Auseinandergehen der bürgerlichen und adeligen Interessen in Kur-, Liv- und Estland die Folge der heutigen Geistesbildung unter den hiesigen Vertretern des Deutschthums werden. Indem der Hochschule Dorpat das Vermächtniß ihrer Vorzeit, die freie Wissenschaftsentwicklung, in eine Zustufung für den russischen Staatsdienst verkehrt wird, drängt sich die rivalität bürgerlicher und adeliger Amtsbewerber noch in die Menge schon vorhandener Zwiespalte ein. Der verarmende Adel, welcher sich noch nicht vom Anspruch einer Vorberechtigung vor allen andern Ständen der Provinzen zu trennen vermag, wird die bürgerliche Welt der russischen Hinneigung verdächtigen, wird sich zurückgesetzt glauben, wird darum leicht ein großes Contingent jener Schwachherzigen gebären,

welche nun mit verdoppelter Loyalität und Hingebung Herz und Kopf an die Herrschermacht verkaufen, um aus dem allgemeinen Untergange egoistisch den Glanz des Wappens und Namens zu retten. Darüber wird der Wappenspruch in einen russischen verwandelt, der Name den moskowitzischen Adelsregistern beigelegt, der Glaube der russischen Kirche angehörig. Gleichermassen geschieht es dann auch im bürgerlichen Heerlager der Deutschen. Die aber übrig bleiben vom Adel und der Bürgerschaft, werden von der Masse der Abtrünnigen übersluthet und von allen befeindet stehen.

Dies ist die baltische Zukunft, die Ruine auf dem Dorpater Domberg ihr Sinnbild. Vom edeln gothischen Bau ragen dort die Pfeiler noch schlank und kräftig in die Luft hinaus. Aber kein Dach ruht auf ihnen und der Sturm erschüttert ihre Grundfesten, der Regen zerbröckelt ihren Halt. Unzugänglich und verfallen sind die Pforten zu dem Innern des Baues und im Getrümmer birgt sich vor den Blicken der Welt jener Reichthum einer Büchersammlung, welche einst das Geistesleben Deutschlands auf der baltischen Halbinsel einheimisch machte, jetzt aber nur noch mit jenen Werken bereichert wird, denen die russische Erlaubniß einen Eintritt gestattet. Wohl verkünden uns die russischen Lobredner, wie jedem Lehrer der Hochschule die Einführung jedes nichtrussischen Buches erlaubt sei. Aber davon schweigen sie, daß jede Mittheilung aus jedem Buche mit schwerster Strafe verpönt ist, falls Buch und Mittheilung nicht das russische Censurbüreau passirte. Davon schweigen sie ferner, wie keine Sylbe derjenigen Ergebnisse selbstständigen Denkens und Erkennens laut werden darf, welche nicht vom Systeme der russischen Verwaltung functionirt wurden.

Täuschen wir uns nicht — die deutsche Universität Dorpat ist bereits verschwunden. Wohl mag noch mancher redliche Wille vorhan-

den sein, um vom nationalen Elemente zu retten, was zu retten ist. Wohl möchte man vielleicht eben heute ein Unrecht begehen, wenn man Blafus' vor wenig Jahren gesprochenes und damals gerechtes Urtheil noch heute in seiner vollen Ausdehnung anwenden wollte. Aber die Anstrengungen zu einem nationalen Geisteskampfe werden übermächtig von der materiellen Unterdrückung niedergehalten. — — —

Trübe Gedanken — und eine so freundliche Stadt! Mitau im Baue nicht unähnlich, noch lichter und belebter, liegt sie am Domberge mit ihren frischen, niedrigen Häusern. Keine Ahnung mag uns bei ihrem Anblick davon entstehen, wie hier ein so blutiger Geisteskampf eben jetzt seine volle Entscheidung zum Nachtheile der baltischen Selbstständigkeit findet. Lebhafter Handelsverkehr bewegt sich durch die breiten Straßen hinunter gegen den Embach; lachende Gesichter zeigen die knapp uniformirten Studenten. Und im Winter schlingt ein lebenswürdiges Gesellschaftsleben seine bunten Kreise.

Dann kommt der grundbesitzende Adel, wie in Mitau, von fern und nah herangefahren, um sich in städtischem Leben zu versammeln. Durch die Menge der wissenschaftlich gebildeten Männer der Hochschule gewinnt aber die Gesellschaft hier vielseitigere Interessen, als dort, wo eben nur der Adel vertreten ist. Die noch vollkommene Unbefangeneheit der Studenzeit läßt die Bewegung in den jugendlichen Kreisen frischer und rascher werden, als es Mitau erlaubt, wo eben keine Jünglinge, sondern junge Männer den Hauptstamm der jugendlichen Gesellschaftswelt bilden. Auch spielt man hier minder großstädtische Verhältnisse; es sind thatsächlich mehr Elemente großstädtischer Bewegung vorhanden. Livlands Adel kennt sich in seinen einzelnen Persönlichkeiten weit weniger genau als der von Kurland. Die verwandtschaftlichen, geschäftlichen und sonstigen Beziehungen bleiben den Sommer

über in den weiten Landeskreisen nicht so eng verknüpft, geben nicht so unmittelbare Veranlassung zu gegenseitigen Berührungen als dort. Man kommt wirklich frischer zusammen, die Interessen sind weiter ausgebreitet, und der Adel selber bildet weniger abgeschlossene Coterien. Die Kunst der Gesellschaft mag in Mitau vielleicht auf höherer Stufe stehen, in Dorpat gewinnt dagegen deren Natürlichkeit. Zwar klagt man auch hier, wie allerwärts im baltischen Land, über das Eindringen eines residenzlichen Luxus und der petersburger Etiquette. Allein die Gesellschaftselemente sind doch eben zu gemischt, um jenen Luxus und diese Formen überherrschend werden zu lassen. Auch treten überdies die „petersburger Gäste“ hier minder zahlreich auf als in Mitau und Reval. Dadurch bleibt ein großer Theil der besorgenden Rücksichten entfernt, welche anderwärts einen Schleier über das rechte Aufblühen geselliger Hingebung werfen; auch dauert die Anwesenheit der petersburger Gäste meistens kürzere Zeit als in Mitau und Reval, weil Dorpat seiner Lage nach keinen eigentlichen Reiseendpunkt, sondern mehr einen Durchgangsort bildet.

Allein dies Alles vermag dennoch keinen dauernden Einfluß auf den innern Geist der Stadt und der Hochschule zu erringen. Blich die Gesellschaft baltisch, so wurde es das Geschäftsleben und die Geschäftsrichtung desto weniger. Was uns wolthuedend berührt, ist Ueberbleibsel aus früherer besserer Zeit, wie ein Rückerrinnern an die Periode, da Dorpat wirklich noch eine deutsche Universität und ein Kernpunkt baltischer Eigenthümlichkeit genannt werden mochte. Einen Einfluß nach Außen auf Concentrirung der geistigen Potenzen und nationalen Interessen äußert Dorpat ebenfalls nur in geringstem Maaß. Wie mit der Lieblichkeit seiner Natur eine Ausnahme von der traurigen Regel livischer Eintönigkeit, so ist auch seine liebenswürdige Wintergeselligkeit eine

freundliche Ausnahme des traurigen Unterganges seines geistigen und nationalen Lebens in russischer Uniformität.

Dorpat ist eine an Rußland verlorene Stadt!

Mit dem Bewußtsein eines unerseßlichen Verlustes treten wir aus den Mauern Dorpats, um den Weg nach Rußland weiter zu verfolgen; und der Weg, die Umgegend, die Menschen, der graue Himmel, die schneidende Kühle der Luft — Alles ruft uns zu: Du bist nun vollkommen in russischem Land.

Es ist, wie das Passiren einer zweiten Gordonlinie. Das seit dem Eintritt in die Reichesgrenzen Gewohnte verschwindet zwar nicht mit einem Male; aber es tritt immer weiter in den Hintergrund zurück, um neue Gestalten vorzuschieben. Vielleicht ist es eben auch dies Bewußtsein mehr als die thatsächliche Wahrheit, was uns die Eschenhütten und ihre Bewohner hinter Dorpat noch trauriger anmuthen läßt als vorher, wenn überhaupt noch eine Steigerung dieses schmerzlichen Eindruckes möglich ist. Oder wäre es der Contrast ihres Jammers mit dem ersten echt russischen Dorfe, welchem unser Weg am Peipussee vorüberläuft? Denn dieses ist allerdings neben jenen Hütten ein wahres Musterdorf. Geradlinig reihen sich die zierlich bemalten hölzernen Häuser aneinander, freundliche Fenster blicken unter dem vorgeschobenen Dache heraus; die Umzäunungen, die Thore, das etwaige Mauerwerk erscheint fest und solid, und dazu giebt die meergleiche Wasserfläche des Peipussee's einen großartigen Hintergrund. Das Land ist dagegen zur vollkommenen Sandwüste worden. Auch hört dessen praktische Benutzung auf; der Feldbau dieser Russen beschränkt sich nur auf die mit Sonnenrosen, Malven und andern Blumen großen Schlages gezierten Gemüsegärten im näch-

sten Umkreis ihrer Wohnstätten. Im Uebrigen leben sie vom Fischfang und wohl auch vom Wassertransport, welchen sie auf dem Peipussee vermitteln. Wie und wann sich ihre Urväter hier angestiedelt haben, weiß eigentlich niemand; noch weniger, bei welcher Gelegenheit. Man spricht von Kriegsgefangenschaft. Es ist möglich, nicht wahrscheinlich; viel wahrscheinlicher sind sie dem Fischfang nachgegangen, und weil sie hier eine uner schöpfliche Quelle dafür entdeckten, blieben sie haften. Drüben am östlichen Seeufer, welches bereits in das Petersburger Gouvernement gehört, liegt eine ganze Reihe russischer Dörfer, wodurch die Ingren von den Fluthen weg und in das Innere des Landes gedrängt wurden. Ueberhaupt sehen wir auf der ganzen Fläche des baltischen Landes die Russen sehr häufig an den größern Seen und Flüssen angestiedelt. Denn je unbeholfener als Seelente, desto gewandter sind sie als Fischer und Fährknechte der Binnengewässer. Jedoch auch in der Betreibung dieser Kunst verläugnen sie den Charakter ihres barbarischen Grundelementes nicht. Sie kennen vortrefflich alle Mittel, wodurch man ein fischreiches Gewässer bis auf den letzten Fisch auszubeuten vermag; allein von der Wiedererzeugung eines Fischreichthums, von der Erhaltung eines guten Bestandes der Fischerei ist ihnen noch nie eine Ahnung geworden. Darum sind sie auch im baltischen Lande als Concurrenten von allen Anwohnern der Binnengewässer gefürchtet, und nur die den augenblicklichen Vortheil eines guten Nachtschillings wahrnehmende Spekulation mancher Grundherrn gestattete ihnen früher die Erbauung ihrer Fischerhütten. Dagegen gewährte ihnen natürlich die Krone auf ihrem Grund und Boden gern eine Ansiedelung. Von da aus sind sie dann weiter geschritten; und die Neuzeit der baltischen Zustände hat es bereits dahin gebracht, daß ihnen die Grundherrn kaum mehr das Gesuch zur Anbauung zu verweigern wagen. Geschähe dies,

so wäre es Grundes genug um den Edelmann des Ruffenhaffes, ja wohl gar der Staatsfeindschaft verdächtig zu machen. Und wäre es auch nicht möglich ihn deshalb irgendwie zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, so könnte er doch sicher darauf rechnen, daß sein und der Seinen Name in die Reihe der verdächtigen aufgenommen würde. —

Hier am Peipussee ist auch dieser Kampf vollkommen entschieden. Nicht nur die russischen Dörfer, nicht nur die Ueberzahl der nationalen Russen sind die äußern Zeichen des vollen Triumphes. Auch von einem andern Wahrzeichen der baltischen Landschaft scheiden wir, um es durch das Wahrzeichen der echtrussischen Landschaft ersetzt zu sehen. Das verschwundene sind die einsamen, von Bäumen umfriedeten, auf irgend einer Erhebung lagernden Kirchen mit ihrem spitzen Thürmlein und der kleinen, doch hellklingenden Glocke. Das neue Wahrzeichen sind dagegen die fünfkuppeligen Dome mit den durcheinanderklingelnden Schellen ihrer Kolokolniks *) und der prahlerischen Täuschung steinerne Architektur, welche in Wahrheit doch eben nur aus übertünchtem Holze besteht.

So scheiden wir mit diesem letzten Blicke auf die Wandlungen selbst des leblosen Charakters der Landschaft von den drei Ostseeprovinzen, die einst deutsches Blut erkämpfte, eine leichtsinnige Aristokratenpolitik nicht innerlich dem deutschen Wesen anzueignen verstand und welche nunmehr von der geschlossenen Phalanx einer Verwaltung niedergetreten werden, die ihre Kirchensahnen auf Bajonets pflanzte und die Opfer ihrer Verführung mit Fesseln bekränzt. —

Trotzdem haben wir noch ein gutes Stück zu fahren, ehe wir die Landkartengrenze zwischen der letzten baltischen Provinz und dem Petersburger Gouvernement erreichen. Die peinlichen Eindrücke der bis-

*) Vorbau zum Aufhängen der Glocken.

herigen Reifestrecken bleiben dieselben. So mag es wohl am rechten Orte scheinen, mit unbefangenen Blicke und strenger Unparteilichkeit zu fragen, auf welche Weise und durch wessen Schuld zumeist die russische Verheerung des angestammten Glaubens der baltischen Massen so riesenhafte und so unabwehrbare Fortschritte machen konnte?

Diese ernste Frage sei der Scheidegruß an die deutschen Ostsee-provinzen, denen Rußland jetzt schon nicht mehr ihren alten Namen ließ.

Die baltische und die russische Kirche.

Eine seltene Erscheinung ist das Zusammenfallen der Stamm-, Landes- und Kirchengrenze. Zwischen den baltischen und polnischen Provinzen herrscht jedoch dieses Verhältniß. In beiden Landestheilen trat darum das Glaubensbekenntniß nicht selten starr, schroff und entscheidend auf. In Polen und Litthauen herrscht der Katholizismus, in Kur-, Liv- und Esthland der Protestantismus als charakteristisches Lebenselement, ob zwar die baltische Reformation ein Ereigniß rein politischen Charakters, nur eine Losreißung von der unbequemen Hegemonie Roms war, und für Letten und Esthen nichts weiter als die Umänderung äußerer Formen eines wurzellosen Christenthums. Auch schufen hier die anfänglichen Zeiten des aufgedrungenen Lutherthums keine reinere Erkenntniß; und dennoch blieb dieses fast unbegreiflich alleinherrschend. Denn eben so wenig als früher, ja noch weniger als unter dem katholischen Regiment, sorgten die Herrscher der leibeignen

Urvölker für eine religiöse Heranbildung. Die katholischen Priester, welche jeweilig der Bauern für ihre hierarchischen und papistischen Bestrebungen bedurften, hatten sich in nähere Beziehung zu den Letzten und Erstgenannten gesetzt. Als jedoch Riga thatsächlich ein Bischofsitz in partibus infidelium geworden und die lutherische Geistlichkeit in persönlichste Abhängigkeit von den grundbesitzenden Rittersn gekommen war, verlor man jede geistliche Einwirkung auf dieselben vollkommen aus den Augen. Auch bestand der neue Klerus fast ausschließlich aus Ausländern. In Sprache, Sitte und allem Leben den Urvölkern fremd, hatten sie durchaus keinen Anhalt für irgendwelche Annäherung an dieselben. Der Edelherr, welcher den Pfarrer berufen, dachte aber niemals daran, den religiösen Zuständen seiner Leibeignen nachzufragen. Beobachteten sie in der Kirche die äußern Ceremonien, störten sie die Ruhe während der ihnen gänzlich unverständlichen deutschen Predigt nicht, lebten sie duldsam und still, litten sie widerspruchlos jede Laune des Herrn, arbeiteten sie unter dem Stocke der Aufseher ohne Murren im Feld, im Wald und auf dem Edelhofe — so genügte dies den Baronen vollkommen. Und bald auch ihren Dienern, den Geistlichen. Denn Herrendiener waren diese und nicht Gottesdiener.

Erschreckend sind die Schilderungen gleichzeitiger, wie wenig späterer Geschichtsschreiber von den sittlichen Zuständen der ersten lutherischen Jahrhunderte des baltischen Landes. Man erbaute wohl Kirchen oder richtete die vorhandenen für den protestantischen Gottesdienst ein — denn man brauchte nur die Kostbarkeiten daraus wegzuführen —; aber höchst selten fand sich ein Geistlicher, welcher nicht der Böllerei und dem Trunke ergeben, welcher nur im geringsten bemüht gewesen wäre der Landessprache kundig zu werden. Hielt er nur Sonntags eine kurze deutsche Rede für die Herrschaftskapelle und war er Wochentags ein

tüchtiger Jagd- und Trinkkumpan der edlen Herrn, so erklärten sich diese mit ihm zufrieden. Erst um Herzog Jakobs Zeit begann man in Kur- land hier und da in den Kirchen besondere Leute anzustellen, welche den Letten die deutsche Predigt verdollmetschten. Das waren herunterge- kommene deutsche Handwerker, altersschwache Bedienten, arbeitsunfähige Einwanderer. Diese „Tulke“ standen auf dem „Pulpet“ unter der Kirche, wie heut etwa die Vorsänger, und durch ihren rohen Mund ging das unverstandene Gotteswort unverständlich zur Gemeinde über. Erst gegen den Beginn des 18. Jahrhunderts verfaßten dann einige höher gebildete Pfarrer auf Veranlassung der geistlichen Oberbehörden lettische Predigten, welche in Abschriften durch das Land kursirten, von den Pastoren abgelesen und häufig sogar von ihnen nicht verstanden wurden. So blieb die Erfüllung der Ceremonien, ohne irgend eine Seelsorge, das einzige Streben der geistlichen Hirten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Da war man nun erschreckt, als endlich mehrere Diener der Kirche die religiösen Zustände der Letten offenbarten und es nachwiesen, wie dieselben fast noch auf derselben Stufe christlicher Rohheit verharren, wo sie die Einführung des Christenthumes vor fünf- hundert Jahren angetroffen. Nur wie ein Zeus thronte ihnen der Christengott über den lustigen Mächten, mit denen sie Wald und Feld, Wolken und Wasser aus altheidnischer Zeit bevölkert hielten. Ja diese personifizirende Poesie der Naturkräfte bewahrte ihre volle Macht sogar noch bis in die zwanziger Jahre des laufenden Jahrhunderts unter einem großen Theile dieser Bevölkerung. Noch heute ist davon die Ausdrucksweise vollkom- men gäng und gäbe geblieben. Es ist sogar noch heute nicht nur poetische Gewohnheit, wenn der Lette im Sturme die Windmutter über das Land gehen sieht, wenn er aus dem ächzenden Baume die Baum- mutter klagen hört, wenn der Fischer nicht ertrinkt, sondern sich die

Mutter des Flusses an ihm für irgend eine Beleidigung rächt — nein das Heidenthum und die Sage hat thatsächlich eine lebendigere Kraft als das unvermittelte und unverstandene Christenthum bewahrt. Und dieser Christen Urwäter waren bereits aus Katholiken angeblich durch bessere Ueberzeugungen zu Lutheranern geworden? Wahrlich, solches Spiel mit den heiligsten Dingen ist ein Schmachfleck in der baltischen Kirchengeschichte; wahrlich, diese schöne Naturpoesie der baltischen Urvölker bleibt eine unauslöschliche Schande für die Väter ihrer heutigen Lehrer und Herrn.

Erst seit dem Ende der Leibeigenschaft datirt ein wirklicher Fortschritt in diesen Dingen; erst seit jener Zeit ist den Letten und Esthen das Christenthum ein Begriff und ausnahmsweise in einzelnen Kreisen wohl auch der Lutheranismus eine verstandene Idee geworden. Trotzdem giebt es jedoch selbst unter den Jüngeren der heutigen Generation noch Tausende, welche kaum wissen, wie der Katholik und der Russischgläubige auch Christen sind. Denn noch heute sind die Geistlichen zum großen Theile ohne persönlichen und unmittelbaren Einfluß auf die einzelnen Glieder der ihnen anvertrauten Gemeinden. Den Schullehrern — wo solche wirklich existiren — und den Müttern bleibt es noch heute fast ausschließlich überlassen das heramwachsende Kind mit den christlichen Lehren bekannt zu machen, und es die Gebote, das Vaterunser nebst den Hauptstücken auswendig lernen zu lassen. Der Prediger fordert diese Kenntniß, wenn ihm die Kinder zur Confirmation angemeldet werden, und viele Geistliche begnügen sich auch vollkommen mit dem Wortlaut dieser Katechismenstücken; nur wenige des Flachlandes haben neuerdings begonnen, einen regelmäßigen und gründlichen Katechumenenunterricht einzuführen.

Allerdings bestehen schon seit mehr als einem Halbjahrhundert in Kur- und Livland verschiedene Consistorialverordnungen, welche die Thätigkeit der Geistlichen nach dieser Seite anspornen sollen. Aber wer folgte ihnen? Freilich ist den Predigern zur Pflicht gemacht, alljährlich dem Oberkirchenvorsteher ihres Kreises ein Verzeichniß der Bauernkinder nebst einem Bericht über deren Fortschritte in der Schule einzusenden, außerdem auch davon Anzeige zu machen, wenn ein Gutsbesitzer den Anforderungen zur Unterhaltung der Gemeindefschule und ihrer Lehrer nicht nachkommt. Allein, wenn auch diese Berichte alljährlich einlaufen — wie oft kommt es wohl vor, daß ein Pfarrer Muth genug beweist, um die Nachlässigkeit der Grundherrn im bezeichneten Falle zu rügen? Und wie oft verdankt noch heut der Geistliche seine nahrhafte Pfründe keineswegs wissenschaftlichen und praktischen Befähigungen, sondern rein persönlicher Begünstigung oder gar noch weniger auf seinem theologischen Beruf bezüglichen Eigenschaften. Ein solcher Seelenhirt wagt sicherlich nicht gegen derartige Mißbräuche aufzutreten und mit deren Abänderungen seine eigene Bequemlichkeit zu stören, oder gar seine Existenz für „das Volk“ in die Schanze zu schlagen. Ueberdies weiß er ja, daß seine Berichte meistens keinen wirklichen Erfolg haben, daß sie nur etwa eine Consistorialverordnung hervorrufen, welche den Berichterstatter in unangenehme Conflict mit dem Kirchspielsadel brächten, ohne ihm doch einen thatsächlichen Schutz in seinen Bestrebungen für die Ureinwohner zu gewähren. So begnügen sich selbst die Besserwollenden leicht mit der Abfassung eines lettischen oder esthnischen Erbauungsbuches, während dem eignen guten Willen der Aeltesten und dem strebenden Bedürfnisse mancher Letten und Esthen — besonders wirken die Mütter hierin oft mächtig ein — die praktische Beförderung besserer religiöser Erkenntniß immer noch überlassen bleibt.

Ungerecht und undankbar wäre allerdings die Verläugnung dessen, was Einzelne aus dem geistlichen Stande trotz schwerer Kämpfe und Hindernisse praktisch für die Heranbildung der Ureinwohner seit nun fast einem Jahrhundert gethan. Ja freudig mag man es anerkennen, daß sich die Zahl dieser Ehrenmänner dem offener hervortretenden Proselytismus Moskoviens gegenüber außerordentlich vermehrt hat. Ihr Eifer wuchs mit der Gefahr. Aber während Kur-, Liv- und Esthland eben diesen Männern zu tiefstem Danke verpflichtet ist, kennt das Ausland die Namen Derer weit häufiger, welche zwar in ihren Schriften außerordentlich viel von der hohen Bestimmung der baltischen Urvölker zu sprechen wissen, auch für deren Erhebung außerordentlich energische Mittel vorschlagen: nur daß sie über ihrer Brochüren- und Bücherweisheit allzuhäufig die erste Bedingung ihrer Rathschläge unerfüllt lassen, ein selbstthätig Eingehen in die sittlichen und häuslichen Verhältnisse ihrer Gemeinden, ein selbstthätig Beaussichtigen des noch sehr mangelhaften Schulunterrichtes. Darum mag man es oft in den Ostseeprovinzen hören, daß gerade in solchen Kirchspielen, aus denen die klingendsten Schriften hervorgehen, das Volk am mindesten einen Segen geistlicher Einwirkung empfindet. Bitter oder heiter spottend berechnet man es oftmals auf den Edelhöfen, wie viele der lutherischen Prediger wohl ihres ganzen Vermögens verlustig würden, wenn unrlöpflich jenes alte livische Gesetz zu neuer Kraft gelangte, wonach der Pfarrer desjenigen Kirchspiels „mit einer ansehnlichen Geldstrafe“ belegt werden soll, aus welchem ein Verbrecher vor Gericht erscheint, welcher im 16. Lebensjahre noch nicht zum Abendmahl gegangen oder wenigstens lesen gelernt hat.

Die Möglichkeit solcher Mißzustände würde allerdings vollkommen unerklärbar sein, wenn nicht örtliche und in der Stellung der Geistlich-

keit bedingte Verhältnisse ihre Fortdauer begünstigt hätten. Die absolute Abhängigkeit der einzelnen Pfarrer von dem gegen seine Eigenhörigen unmenſchlichen Adel machte früher in der That jede beſſere Anſtrebung beinahe zur Unmöglichkeit. Ward dem unbeſchränkten Grundherra und Kirchenpatron der geiſtliche Eifer allzumißliebzig, ſo ſchickte er den Eiferer fragloſ aus ſeiner fetten Widme in die weite Welt. Erſt ſpät gab eine geregeltere Kirchenverfaſſung dem Geiſtlichen einigen Anhalt gegen die Willkühr des Herrn. Aber immer blieb dieſer Anhalt ziemlich unſicher, die Unterſtützung von Seiten der Oberbehörden ziemlich unzulänglich, jedes Zornwürfniß mit dem einzelnen Adelligen ein Makel für den Geiſtlichen bei der geſamnten Adelschaft. So ſchwieg auch ſpäter noch die große Ueberzahl der Zaghaften und Bequemen, verrichtete ihr ſonntäglich Amt, beritt in den Wochentagen die weiten, geſegneten Felder, Wieſen und Wälder der Widme, ließ den Sohn Theologie ſtudiren, erbat ſich ihn zum Vikar und ſtarb endlich mit dem ruhigen Bewußtſein durch langjährige Gefügigkeit die Widme und das Amt bei der Familie erhalten zu haben.

Auch ſelbſt heute ſind ähnliche Verhältniſſe keineswegs ausgeſtorben. Die Barone erzählen's lachend, wie jede Widme beinahe einem Majorate gleich zu erachten ſei, wenn ſich der Pfarrer nur mit ſeinen Kirchſpielpatronen „gutſtehe“. Dieſe Widmen geben aber dem Geiſtlichen die Haupteinkünfte des Jahres. In Kurland ſind ſie meiſtens groß und weit, in Livland freilich enger begrenzt; doch rechnet man jene noch nicht zu den beſten, welche zwei- bis dreitauſend Silberrubel abwerfen, dagegen jene ſelbſt in Eſthland zu den ſchlechteſten, deren Einkommen vier- bis fünf- hundert Rubel ausmacht. Sonach iſt der geiſtliche Stand überall beſſer als durchſchnittlich in Deutſchland geſtellt.

Allein er ist eben nur auf den Bodenertrag gewiesen*). Wer jedoch die Ausdehnungen der baltischen Areale kennt, begreift gar leicht, wie wenig Zeit unter solchen Voraussetzungen für die Verwaltung des geistlichen Amtes übrig bleibt. Dies wurde auch schon seit Jahrzehnten auf den baltischen Landtagen zur Sprache gebracht, man beantragte die Vertauschung der Widmen mit festen Besoldungen; allein immer erhob der Klerus ein Wehgeschrei und sprach erstaunlich schöne Worte, um solchen im Materiellen allerdings unvortheilhaften Tausch nicht eingehen zu müssen. So wurde die Ausführung dieser Umwandlung immer von Neuem hinausgeschoben, so besteht dies unzweckmäßige Verhältniß noch heute unverändert in allen drei Provinzen.

Freilich verhält der Ruf des umgestaltenden Jahrhunderts nicht nur in den Ostseeprovinzen unbeachtet oder absichtlich überhört bei der niedern Geistlichkeit, sobald darin eine Aenderung des gewohnten Daseins und die Möglichkeit eines materiellen Verlustes bedingt ist. Auch Deutschland kennt die Zähigkeit dieses Kampfes. Aber im baltischen Lande droht dem Mißzustande der Dinge ein furchtbarer Feind im Russogräecismus, und bereits ist es dahin gekommen, daß die Forderung ein volles Recht hat, welche der russischen Verführung einen starren, ja orthodoxen Protestantismus der Urvölker gegenübergestellt wissen will. Hier ist kein Moment für tolerante Auffassung in Glaubensdingen, hierher gehört das starre Dogma gegen die Schlangenwindungen einer Kirche, welche keinen bessern Glauben bringt, sondern eben das innigste Wesen mit ihren fürstendienerischen Verlockungen ertöden will. Vor

*) Die sogenannten Priesterabgaben, Zehnten und andere Baareinkünfte sind äußerst gering und können fast nur in Estland in Anschlag gebracht werden.

der Bigotterie des Lutheranismus ist hier nicht in gleichem Maaß zurückzudringen, als vor einem zerfasernden Glaubenskaltfinn.

Aber welche Zustände erblicken wir dagegen? Ein Volk von zwei Millionen, welches selbst in seinen gebildeten Schichten kaum ein Verständniß von den Sakramenten hegt. Mit heiligem Ingrimme werden die Prediger allerdings auf ihre Sonntagsreden weisen und solcher Anklage ihre Tauflisten entgegenschleudern, weil sie den Beweis liefern, daß kein Mensch ungetauft großwächst. Und mit selbstgefälliger Salbung werden sie hinzufügen, wie die Häufigkeit des Abendmahlgenusses in fast allen Gemeinden zugenommen hat. — Was aber ist dem Letten und Esthen das Abendmahl? Tieftraurig muß man die Wahrheit anerkennen, daß er dessen Genuß nur als Signal einer mehrtägigen Arbeitsfeier und wilder Trinkgelage kennt. Man wende dagegen nicht einzelne Namen einzelner Gemeinden ein; denn die Ausnahmen unter den Seelenhirten haben allerdings in einzelnen Fällen auch bessere Zustände einzelner Gemeinden erschaffen. Allein selbst in Kurland, wo die religiöse Bildung der Letten verhältnißmäßig am weitesten vorschritt, ist diese entheiligende Unsitte noch ziemlich allgemein. In Liv- und Esthland darf man sogar keck behaupten, daß keine Gemeinde existirt, in welcher sie sich nicht wiederfände, daß hier die Ausnahmen sich nur auf einzelne Individualitäten, höchstens auf Familien erstreckt. — Was aber ist dem Letten und Esthen, diesem rohen Christen, ferner eine Taufe, welche eiligst und ohne alles Kirchengepränge in demselben Zimmer abgethan wird, wo kurz vorher noch der allerwirthschaftlichste Werkeltagslärm erklang? Wie mag er sie für heilig erachten, wenn ihn der karten spielende Pastor im Vorhaus mit dem Täusling harren läßt, bis die Partie beendet ist? — Auch dies sind nicht erdachte, dies sind thatfächliche Fälle im baltischen Land: der erste gewöhnlich, der andere keines-

wegs selten. Eine hart zu rügende Unsitte der baltischen Pfarrbequemlichkeit muß man es darum nennen, daß die Taufhandlungen meistens im Pastorat, nur an Sonntagen in der Kirche vollzogen werden. Ja, nicht wenige der kleinen, stillen Kirchen des Flachlandes besitzen gar keinen Taufstein.

Der Anblick so rohen Aneinandergrenzens der Kirche und des Alltags beim Diener Gottes muß jedoch im Volke nothwendig eine große Laueheit gegen die kirchlichen Handlungen, gegen die Kirche, gegen die Religion überhaupt hervorrufen. Mag auch eingewendet werden, dies eben sei das Wesen des Protestantismus, daß er des Kirchenglanzes nicht bedürfe: dem rohen Sinne und der Unkultur muß die Heiligkeit der kirchlichen Handlung als erhabene Erscheinung außer allem gewohnten Lebensgang entgegenreten. Die Symbolik ist die Macht der Kirche im Ungebildeten. — — —

Doch nicht allein diese Laueheit gegen die angestammte Kirche, nicht nur russische Verlockungen, nicht nur die Lasten des Lebens schleudern dem Moskowitertume das Volk der Esthen und Letten in die Arme; eben so wirksam ist bei ihnen auch der Umstand, daß sie nur selten einen ihrer „Herrn“ am öffentlichen Gottesdienste theilnehmen sehen. Mißtrauisch wäñnen sie nun, auch sogar das Glaubensbekenntniß des Herrn sei ein adelig bevorrechtetes, und er verachte die öffentliche Kirche, weil sie das Bethaus seiner Unterthanen. Die adelige Gewohnheit, Trauung, Taufe, Abendmahl und sonntägliche Erbauung den Blicken des Volkes zu entziehen, indem man sie auf die Räume des Edelhofes beschränkte und kaum der engern Dienerschaft den Zutritt öffnete, ist sogar in neuester Zeit, da die kirchliche Differenzfrage sich immer enger mit der politischen Unzufriedenheit verflocht, keineswegs selten ein unmittelbarer

Anlagepunkt der Letten und Esthen gegen die deutschen Herrn geworden.

Um so betrübender ist jedoch diese Erscheinung, als unter dem baltischen Adel wirklich viel ernster Sinn in kirchlichen Dingen herrscht. Man darf es sogar charakteristisch nennen, daß ihm eine gewisse Befangenheit und Starrheit innewohnt, welche keineswegs ohne Einfluß auf die Seltenheit der gemischten, wenigstens der protestantisch-katholischen Ehen geblieben ist. Daß neuerdings dagegen die russisch gemischten Ehen auch hier häufiger geschlossen wurden, gehört leider nicht mehr auf das religiöse, sondern entschieden auf das politische Feld. Es ist einer der traurigen Wege nach Rußland. Allein wir dürfen hinwieder auch nicht vergessen, daß trotzdem der größte Theil noch immer an der angestammten Kirche, und jener Erscheinung halber wohl auch noch fester denn ehemals haftet. Besonders gilt dies von Kurland. Livland zählt verhältnißmäßig weit mehr Nichtprotestanten und weit mehr konfessionell gespaltene Familien. Esthland, in allem Leben von der Petersburger Nachbarschaft am entschiedensten beherrscht, zeigt auch in religiöser Hinsicht die meisten Konvertiten. Trotz dieser naturgemäß bedingten Strenge gehört der größte Theil des protestantischen Adels einem klaren Rationalismus an, und es mag vielleicht wenig Länder geben, in deren gebildeten Kreisen der Lutheranismus so rein, unbefangenen und natürlich wie hier auftritt.

Erst in den letzten Jahren erschien, herausbeschworen durch mehrere Geistliche, jener gefährliche Gang zur Scheinfrömmigkeit, welcher fast gleichzeitig auch Deutschland durchschritt. Allein im Volke fand er feinerlei Eingang, und vielleicht schon darum nicht, weil seine erste praktische Bestrebung dessen Wünschen allzuschroff entgegentrat, indem

sie die Gründung von Mäßigkeitsvereinen bezweckte *). Mit dem Verbote dieser Vereine verlor aber der baltische Pietismus die einzige praktische Handhabe und so zog er sich wieder in die Pfarreien und Edelhöfe zurück, wo er sich bei seinen Befennern bald zu einem allseitig abschließenden Mystizismus verkehrte. Kurland kennt ihn jedoch nur selten, häufiger Livland, am häufigsten Esthland. — Nicht unwahrscheinlich begünstigte ihn in diesen beiden Provinzen das Vorhandensein herrnhutischer Gemeinden, welche bereits bei Lebzeiten Zinzendorfs einen Eingang gefunden und durch die spezielle Beachtung der Letten und Esthen bereits 1821 an 30000 Anhänger ihrer Brüderunität gewonnen hatten. Rußland, welches bald erkannte, wie durch den Einfluß dieser dem Mystizismus naherwandten Richtung seinen konvertistischen Absichten in die Hände gearbeitet werde, nahm die Herrnhuter sogar unter die erlaubten Religionsgesellschaften auf und verknüpfte sie dadurch noch enger mit den übrigen Protestanten, daß es sie 1832 der Oberaufsicht des evangelisch-lutherischen Konsistoriums unterordnete. Gleichzeitig begann damals die gelehrte theologische Welt in den „Dorpater evangelischen Blättern“ eine Richtung zu verfolgen, welche sich als Nachahmung der Berliner evangelischen Kirchenzeitung und des Brandt'schen homiletisch-liturgischen Korrespondenzblattes kundgab. Ja, so eng schloß man sich dieser düstern Anschauungsweise an, daß man die Zeitschrift zum größten Theile nur mit Auszügen und Bruchstücken der genannten Journale erfüllte, daß man sich anstellte, als habe niemals eine theologische Philosophie der Neuzeit existirt, als habe niemals ein Stofsch, Kant, Tieftrunk, Ammon, Tzschirner, Wegscheider, Paulus, Bret-

*) Bekanntlich verpönte Rußlands Argwohn deren Bildung, weil man höhern Ortes fürchten mochte, der Adel könne dadurch wieder an Einfluß auf die Stammnationen gewinnen und dem russischen Proselytismus hemmend entgegenzutreten.

schneider, Ständlin und Strauß gelebt und gelehrt, daß man in leeren und gehaltlosen Redensarten und uralten Wendungen jede unabweisliche Forderung der Gegenwart begeiferte und alle Wissenschaftlichkeit wie ein unnützes Ding bei Seite warf. — Dieses Organ blieb trotzdem durch lange Jahre der einzige literarische Vertreter baltischer Theologie. Da war's denn natürlich, daß sich die Besserwollenden davon abwendeten, während die Launen und Halben ihre literarische Zeugekraft in kleinen, mit ihrem Berufe nicht zusammenhängenden Schriften verschwendeten, oder jene süßlichen Erbauungsbücher, Traktätchen und Brochüren in esthnischer und lettischer Sprache abzufassen fortfuhren, welche dem rohen Christen jeden faßbaren Halt seiner Konfession unter den Händen wegziehen, ehe er überhaupt noch zu einem eigentlichen Begriff davon gelangt ist *).

Verhehlen wir es uns nicht darum, weil den baltischen Protestantismus ingrimmige Feinde umdrohen — seine innern Zustände sind eben so traurig, ja trauriger, weil von seinen Vertretern selbstverschuldet, als seine äußere Lage. Der Russogracismus, auch wenn er nur als Konfession mit ehrlichen Missionen aufträte, hätte kein schweres Spiel mit proselytischen Bestrebungen. Hat doch sogar der Katholizismus, welchem keinerlei politische Hülfsmittel zu Gebot stehen, einen Einfluß

*) Bei der Armuth der lettischen und noch mehr der esthnischen Sprache an Bezeichnungen für überflüssliche und abstrakte Begriffe, wurden beide Sprachen für derartige Schriften in Unnatürlichkeiten hineingeschraubt, welche dieselben selbst dem Wortlaute nach für die Nationalen unverständlich machen. Was einst der geistreiche Stender mit weiser Mäßigung in der lettischen Profansprache begonnen und für die Kirchensprache in seinem Wörterbuche nur angebeutet, überstürzt man jetzt ohne alle Vorbereitung und Erläuterung in diesen unmittelbaren Volksschriften. So bleiben sie entweder ganz wirkungslos, oder verwirren nur die unklaren Begriffe noch mehr. Dies die vorzüglichste Begründung des oben ausgesprochenen, scheinbar unberechtigten Urtheils.

auf die lettischen Protestanten zu erhalten vermocht. Besonders wußten die Priester der lithauischen Grenzen, des Rauen'schen Gouvernements und der wenigen katholischen Kreise Kurz- und Livlands durch Vermittlung ihrer Gemeinden den Aberglauben zu verbreiten, als seien ihnen übermenschliche, zauberbannende, geisterbeschwörende Kräfte gegeben. Noch heute ist es darum nichts Seltenes, den einen oder andern „Strandbauern“ nach Riga segeln zu sehen, um für seinen mühsam erarbeiteten Sparspennig seinem kranken Pferd ein Amulet weihen, gegen das Unkraut seiner Felder ein Paternoster beten, gegen die Verhagelung seines Feldes eine Messe lesen zu lassen. Denn selbst in Riga giebt es katholische Geistliche, welche solchermaßen den Aberglauben des Volkes zum Vortheil ihrer Börse benutzen. Was ist da von den ungebildeten und ärmern Klerikern der kleinen lithauischen Städte und des Flachlandes zu erwarten? *)

Anders handelten und handeln aber die russischen Popen. Sie suchen direkt zu bekehren. Es ist bekannt und schon vielfach an andern Stellen erörtert, wie die Vorpiegelung des materiellen Gewinnes von ihnen als Lockvogel benutzt ward; wie die Versprechung größerer Freiheit von ihnen bei den schwer belästigten Bauern angewendet wird;

*) Ein Dokument zur Charakteristik der religiösen Bildung der baltischen Bauern und des russischen Proselytismus enthält das Journal „Inland“ (Nr. 29, 18. Juli 1844) in einer Correspondenz aus Riga. Dort heißt es: „der furländische Herr General-Superintendent Wilvert hat auf einer Inspectionsreise durch die Gouvernements Minsk und Mohilew am Dnepr die Bemerkung gemacht, daß sehr viele Lutheraner aus den Ostprovinzen, und namentlich aus Livland, in jenen Gegenden aus Unkenntniß ihres Glaubens von Priestern der rechtgläubigen griechisch-russischen und abendländisch römisch-katholischen Kirche zu Religionshandlungen angehalten werden und auf diese Weise der lutherischen Kirche abfallen. Auf dießfallige Anregung ist nunmehr die Anordnung getroffen, daß bei jedem nach Rußland gehenden hiesigen Einwohner die Konfession des Passnehmers im Paß ausdrücklich mitbemerkt werden soll.“

wie ihnen von den russischen Soldaten, Handarbeitern, Beamten und den renegirten Letten immer neue Schaaren zugetrieben werden; wie die Regierung selber ihrem frevelhaften Spiele keinerlei Hinderniß in den Weg legt. Aber die Popen sind auch persönlich als Popen, als Diener ihrer Kirche von unermüdlicher Thätigkeit und maßloser Zähigkeit. Vorzüglich drängen sie sich bei den Kranken ein, um diesen geistlichen Trost und Zuspruch zu bringen; dann suchen sie die von Krankheit Gemarterten und geistig Gefesselten zum Genuße des Abendmahls nach russischem Ritus zu vermögen, indem sie ihnen vorspiegeln, es liege darin auch körperliche Hülfe. Sie schildern ihnen mit trügerischen Worten, wie die russische Kirche gerade eben dieselben Lehren hege, als der Protestantismus und sich von diesem nur durch einzelne ceremonielle Abweichungen unterscheide; sie verflechten mit jeder Lehre eine halbe Drohung und ein halbes Versprechen — endlich erreichen sie ihr Ziel. Sowie aber der Lette, Mann oder Weib, vom russischen Salböl berührt ward, gehört er unwiderruflich der russischen Kirche; mit ihm seine gesammten Nachkommen, welche noch nicht das 17. Lebensjahr erreicht haben. Und hinter dem Rücktritte zur ursprünglichen Konfession drohen Sibiriens Eisfelder.

Diese Mittel genügen vollkommen, um alljährlich ein großes Kontingent von Renegaten zu erpressen; es bedarf nicht einmal der Gewaltmittel, von denen uns die antirussischen Organe nicht selten bis zur Uebertreibung sprechen. Allein auch diese bleiben nicht aus. Bereits vernehmen wir es aus dem russischen Heerlager, wie die religiöse Vernachlässigung der baltischen Urvölker durchgreifende Regierungsmaßregeln erheische. Die mangelhafte Seelsorge will man zum Vorwand nehmen, um neue, vom Staate unmittelbar abhängige Geistliche einzusetzen; mit denselben Zwangsmitteln kämpft man hier, wie in Polen,

wo man die zu direkte Einwirkung der katholischen Priester, einen fingirten Jesuitismus im Katholizismus, zum Vorwande nahm, um die Kirche aller Selbstständigkeit zu berauben. — Hier ist es auch schon gelungen. Die volle Niederlage des polnischen Katholizismus ist entschieden. Mehrere Volksaufstände wurden mit der Schärfe des Schwertes vernichtet, indem man die Priester der Aufreizung dazu anschuldigte. Und das Ende des Kampfes war jener Ukas, worin nur mehr eine russisch-katholische Kirche anerkannt wird, deren Oberhaupt der Czar zu Petersburg und deren Priester einzig und allein aus dem Seminar der Hauptstadt hervorgehen dürfen. Danach aber wagt Niemand zu fragen, ob nicht das Oberhaupt der griechischen Kirche mit jenem Befehle selber ein zerspaltendes Schisma in den Russogräicismus geschleudert hat, indem es neben dem Primat des griechischen auch das Primat des römischen Katholizismus an sich riß. Denn im Ukase steht: *Bat po ssemu!* Dem sei also! Und kein Sterblicher widerspreche bei Strafe des Hochverraths.

Die ursprüngliche Niederschrift dieser Worte stammt aus dem Jahre 1844; sie war das Ergebnis unmittelbarer Anschauung und Erfahrung. Mit welchen Riesenschritten seitdem die Beraubung der protestantischen Kirche an ihren Kindern vorwärts geschritten — bedarf es noch der Erwähnung? Jenen Bischof Trinarch zu Riga, welcher des Profelytismus bei den livischen Bauernaufständen im Jahr 1842 beschuldigt und geständig war, sahen wir unterdessen allerdings zuerst nach Wologda versetzt; aber bereits im Vorfrühling des Jahres 1845 ließ man die Maske fallen und belohnte ihn durch die Bisthümer von Kischenew und Chotin in Besarabien. Wer mag sich da des Ge-

dankens erwehren, daß man hier den russischen Eiferer glücklich gegen die zahlreichen, meist protestantischen und kirchlich schlecht versorgten deutschen Kolonien zu verwenden gedenkt? — Doch weiter in den Ostseeprovinzen. Mit eiserner Strenge werden die konvertirten Protestanten an die neue Kirche gefesselt, während ein Ukas den Grundbesitzern aufgiebt, dann bereits eine russische Kirche zu erbauen und einen Popen zu bestellen, wenn mehr als 60 Unterthanen griechischen Glaubens ihr Gebiet bewohnen. Nicht selten waren ferner die Nachrichten davon, wie protestantische Prediger, welche sich um die Erhaltung ihrer Gemeindeglieder bei dem ursprünglichen Glaubensbekenntnisse bemühten, mit russischen Drohungen eingeschüchtert, ja wohl gar mit Absetzung und Verbannung gezüchtigt wurden. Dazu kam der Mißwachs der Jahre 1844 und 1845. Da war den Popen reiche Gelegenheit gegeben, die Letten und Esten vom Lutherthume abwendig zu machen, indem sie ihnen Hülfe und Brot verhießen, wenn sie den russischen Kirchenfahnen folgen würden. Wir haben von den Tausenden gelesen, die ihnen folgten. Wir haben den Jammer der Ostseeprovinzen über diesen massenhaften Abfall vernommen. Wir sahen eine Deputation der livischen Ritterschaft hülfesuchend zum Kaiserhof eilen; und der Erfolg war eine angebliche Suspendirung der Uebertritte für sechs Monate. Allein im selben Augenblicke, da man diesen Ukas durch ergebene Federn in den ausländischen Zeitungen lautrühmend verkündend ließ — in diesem selben Augenblicke theilte eine Verordnung des baltischen Generalgouverneurs Golowin die Provinz Livland in 34 Distrikte der orthodoxen griechischen Kirche. Der Bauer aber, welcher sich dem Russogräciismus zuwenden will, bedarf dazu fernerhin weder der Erlaubniß seines Grundherrn, noch seines Beichtigers; er schreibt nur seinen Namen in die Verzeichnisse der Popen nieder. Und während neue

russische Kirchen bereits in den Städten Livlands emporgestiegen sind, hat man soeben noch 25 in Angriff genommen, deren jeder eine Bezirksschule unter der Aufsicht der russischen Geistlichen beigelegt werden soll. Das Gesammtresultat dieses treulosen Kampfes enthüllte sich endlich im Berichte des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, welcher den Uebertritt von 16,500 livländischen Bauern zum griechisch-orthodoxen Glaubensbekenntnis als wichtigstes Ereignis der protestantischen Kirche Rußlands im Jahre 1845 bezeichnet. —

Auf solche Weise erfüllt Rußland die Eide Peter des Ersten und seiner Nachfolger, womit sie die Einhaltung derjenigen Versprechen für alle Ostseeprovinzen bekräftigt haben, welche einst Scheremetjew im Namen seines Kaisers der livischen Ritterschaft zuschwor. Diese Versprechen faßt nämlich die nachträglich von Peter dem Ersten eigenhändig unterschriebene und unterzeichnete Urkunde der Rigschen Kapitulation zusammen. Dort heißt es: „daß im Lande sowohl, als in allen Städten, die bisherzu exercirte evangelische Religion secundum tesseram der unveränderten Augsburgerischen Confession, und von selbstigen Kirchen angenommenen symbolischen Bücher, ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt conserviret, sämtliche Einwohner im Lande und Städten dabey kräftig und unveränderlich gehandhabet und bey der Administration sowohl internorum als externorum ecclesiae von Alters her gewöhnlichen Consistorien und competirenden Jurium patronatus sonder Veränderung ewiglich conserviret werden.“

Die Fahrt zur Residenz.

Mitten durch die Festung Narwa strömt die Narowa, ehemals eine Grenze zwischen den Volksstämmen der Esthen und Ingren, heut nur noch eine Marke zwischen dem Revaler und Petersburger Gouvernement. Narwa selbst erscheint Petersburgs Anfang. Die Pracht der von russischen Adlern gezierten Narowabrücke, die Kuppeln der griechischen Kirchen, welche sich sogar über den Unterbau eines unverkennbar lutherischen Gotteshauses emporwölben, die übermächtig zahlreiche Russenbevölkerung der städtischen Neubauten — Alles erinnert daran. Endlich vervollständigt auch die Chaussee, welche glatt wie eine Eisenbahn von Narwa anhebt, um an Petersburgs Thoren zu enden, diesen Eindruck.

Von Riga bis Narwa ist sie noch immer nicht zu Stand gekommen, als halte das Petersburger Kabinet diese sogenannten deutschen Provinzen jetzt bereits für zu unwichtig, als sei deren Umwandlung in echrussische Lande bereits so gesichert, daß man ihnen die Wege zur kai-

ferlichen Residenz nicht einmal mehr zu ebenen brauche. Auch reißt ja der Kaiser niemals in dieser Richtung. Die Narwa-Petersburger Chaussee ist dagegen ein Ergebniß kaiserlicher Fahrten, sie ward befohlen, als der Weg nach Warschau noch über Narwa lief. Vielleicht erbaute man sie darum auch so vollkommen im Uniformengeschmack der Hauptstadt. An die Stelle der bisher hölzernen Versteppfähle treten steinerne Pyramiden, welche sich bis Petersburg in einer Gleichförmigkeit wiederholen, wie sie eben nur unter russischen Voraussetzungen ermöglicht werden kann. Eben so übereinstimmend im Aeußern, wie im Innern bis zur kleinsten Einzelheit, wiederholen sich auch die Stationsposthaltereien; ja selbst die Natur hat an dieser tödtlichen Einförmigkeit mitgearbeitet, denn manns Hohes Buschwerk auf spärlich übergrastem Haidegrund, welches zehn Fuß weit vom Rande des Weges beginnt, und dahinter halbwüchsiger Föhrenwald ist das unabänderlich Einzige, was das Auge auf einer Strecke von mehr als zehn Meilen vor- und rückwärts, rechts- und links hin erschaut.

Man lernt hier wirklich daran glauben, wie in solchen Umgebungen das langsam einschummernde Gedankenleben ebenfalls in eine Uniform gezwängt werden und die Seele selber nach und nach absterben kann. Man glaubt daran, daß hier jede nichtrussische Erinnerung unvermerkt entschwinden und nichts übrig bleiben mag, als ein Fortvegetiren von Heut auf Morgen. Darum mögen auch den meisten Eingebornen die Kanonendonner Peter des Ersten, womit er Narwa's Erstürmung feierte, alles Andenken verwißt haben an frühere Akte der Geschichte, welche auf diesen Landstrecken spielten und der triumphirende russische Pulverdampf umhüllt ihren rückwärts gewandten Blicken die Banner, welche ehemals hier siegreich flatterten. Dennoch ist erst so kurze Zeit seitdem verflossen, da Alles hier noch ganz anders war.

Brauchen wir doch kaum bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hinaufzusteigen, um Rußland politisch vollkommen bedeutungslos, innerlich vollkommen haltlos zu finden. Der Kampf im europäischen Osten um die Herrschaft des slavischen oder des deutschen Elementes hatte ja durch lange Jahrzehnte nur zwischen Polen, Dänemark und Schweden hin und hergewogt; Rußland war immer nur ein beiläufig beachtetes Land geblieben, dessen Eroberungsversuchen die andern Nordmächte nur von Zeit zu Zeit einmal eine siegreiche Schlacht entgegensetzten, um es für gelegene Zeiten der eignen Eroberungslust aufzuwahren. Jeder schwedische und polnische König betrachtete es als sein dereinst gewisses Erbe, wenn er nur vorher die Waffen der wettkämpfenden Krone gelähmt haben würde. So hatte auch Gustav Adolph aus den Händen des sterbenden Königs Karl IX. einen zwar gegen die überwachsenden Adels-, Bürger- und Bauernansprüche festgekämpften Königsthron, doch außerdem ein vom dreifachen Erbe blutigster Art belastetes Königreich erhalten. Tödlicher Staatshaß gegen Polen hieß das erste Erbtheil, Vertheidigungskrieg der schwedischen Christen gegen Dänemark nannte sich das andere, ein Spekulationskrieg in Rußland war das dritte. Schuisfok, jener selbe Bojar, welcher dem falschen Demetrius die Czarenmütze entriß und sich selber auf das ungefaltete Haupt gestülpt hatte, hatte nämlich Schwedens Hülfe gegen Polen angerufen. Karl der Neunte hatte sie auch zugesprochen, zugesprochen unter der Bedingung, daß die an Livland grenzenden Landstriche der Ingren und Finnen, nach glücklich bewerkstelligter Zurücktreibung der Polen an Schweden abgetreten würden. Zimmer enger von den Polen unter Sapieha in Moskau umzingelt, unterschrieb Schuisfok alle schwedischen Bedingungen. Als jedoch Jakob de la Gardie und Gwert Horn die Czarenresidenz wirklich einsetzt hatten und triumphirend eingezogen waren, nahm

er sein Wort zurück. De la Gardie, von einem Theile seiner Truppen durch russische Einflüsterungen verlassen, konnte auch wirklich im Augenblick die Einhaltung des Versprechens nicht erzwingen; ein Theil der russischen Bojaren wandte sich sogar dem Polenkönig zu; der rings umdrohte Schuisfoy selbst ward in ein Kloster gesperrt — wie es bei russischen Palastrévolutionen auch schon damals gebräuchlich war. Damit war aber die russische Verwirrung auf's Höchste gestiegen. Die eine Bojarenpartei rief Sigismund's Sohn, Wladislaw von Polen, eine schwedisch-gestimmte Karl des Neunten zweiten Sohn und Gustav Adolph's Bruder, Karl Philipp, zum moskowitzischen Czaren aus. Schweden besetzte unterdessen das Lehen von Kerholm — das heutige Petersburger Gouvernement —, erstürmte Nowgorod und nahm alles Land zwischen dem Ladoga-, Ilmen- und Peipussee mit Waffengewalt. Sigismund von Polen belagerte dagegen Smolensk. Eine Theilung Moskoviens zu schwedischem und polnischem Besitz schien unabwendbar — da stirbt Karl der Neunte und Gustav Adolph wird Schwedens König. —

Die Nowgoroder Gesandtschaft, welche nach Stockholm gekommen war, um Karl Philipp zum Czarenthrone zu geleiten, ward vom staatsflugen jungen König mit Vertröstungen hingehalten. In seine Pläne ließ sich die Herrschaft seines Bruders über das russische Land nicht einfügen. Gleiche Politik übte auch Sigismund gegen jene Deputation, welche seinen Sohn Wladislaw nach Moskau einholen wollte. Beide Könige erblickten in Rußlands Zerrüttung den sichern Beginn ihrer nordischen Alleinmacht; Beiden ward jedoch diese zögernde Schlaueit zum Verderb. Denn unterdessen war in Moskovien eine dritte Bojarenpartei an Zahl und Ansehen im Volke gewachsen, eine streng nationale. Sie stellte Michael Romanow auf den Thron und zwei beutegierigen Gegnern einen sechszehnjährigen Jüngling gegenüber. So geschah es

im Februar 1613. — Mit vollends rücksichtsloser Gewalt verfuhr nun Gustav Adolphs Erbitterung. Nach dreijährigem Kampfe unter übermenschlichen Anstrengungen der Truppen stand er am Ziele seiner Wünsche: Der Frieden zu Stolbowa (Frühling 1617) gab das Lehen Kerholm, nebst den Festen Zwangorod (Narwa), Jama (Zamburg), Koporie, Nöteborg (Schlüsselburg), sowie die Insel Rigar (Kronstadt) in schwedischen Besitz; auch entsagte der russische Czar allen ferneren Ansprüchen auf Livland zu Gunsten des schwedischen Staates „auf ewig.“ Aber der staatskluge Schwedenkönig verstand diese schon damals, wie heute gebräuchliche Formel der Traktate vollständig zu würdigen, kannte auch den Charakter der Staatsmacht, mit welcher er abschloß, zu genau, um deren Nachgedanken zu diesem Ewig nicht vollkommen richtig zu schätzen, berief sich daher durchaus nicht auf die unterschriebenen und untersiegelten Worte des Friedensschlusses, als er dessen Vortheile vor der reichsständischen Versammlung zu Upsala auseinandersetzte, sondern sagte ganz einfach: „Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen, und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter von nun an schwer werden, über diesen Bach zu springen.“ — An diesen Bach, der Narowa, ward später auch ein steinernes Denkmal aufgerichtet, worauf die Worte eingegraben waren: „Hier hat der König von Schweden, Gustavus Adolphus, die Grenzen des Reiches gesteckt. Möge dieses Werk unter Gottes Obhut von Dauer sein.“

Die stolze Hoffnung auf dem Reichstag, sowie der mißtrauische Wunsch auf dem Marksteine blieb unerfüllt. Zur Erfüllung gekommen ist dagegen, was nur zehn Monate vor jenem beutereichen Friedensschlusse Gustav Adolph eben auch an seine Reichsstände geschrieben hatte. Ja jeder einzelne Satz ist zur Bestätigung gekommen, und das Ergebniß dieser Bestätigungen ist die heutige Lage der Dinge. — „Die

Festungen Kerholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Zwangorod sind gleichsam der Schlüssel zu Finn- und Livland und sperren den Russen die Ostsee" — so schreibt Gustav Adolph. „Wenn der Moskowite Nöteborg oder Zwangorod, oder beide bekäme" — fährt er dann fort — „und künftig seine Macht kennen lernte, namentlich die Bequemlichkeit zur See und die vielen Vortheile von Strömen, Seen, Küsten, die er noch nicht bedachte, noch recht benutzte, könnte er nicht nur Finnland aller Orten angreifen, und zwar besser des Sommers als des Winters, was er bisher nicht verstanden, sondern auch in Betracht seiner großen Macht die Ostsee mit Schiffen füllen, also daß Schweden in beständiger Gefahr wäre." — Nöteborg ward denn auch in der That der Schlüssel, mit welchem sich Rußland die Geheimnisse „der vielen Vortheilen von Strömen, Seen und Küsten" eröffnete. Es ward der Sammelpunkt jener kolossalen Wasserstraßen, welche nun von der Ostsee ausgestrahlt, nach drei verschiedenen Richtungen durch die Düna, Weichsel und den Niemen, vermittelst des Beresina-, König- und Oginskikanals sich wieder im Dnieper sammeln, um am schwarzen Meere auszumünden. Drei andere Wasserwege verknüpfen ferner den finnischen Busen mit dem kaspischen See: das System von Wyshney-Wolotschek, das Mariensystem, das Tychwin'sche System. Der Kanal des Herzogs Alexander von Württemberg aber leitet nicht nur die Ostsee mit dem weißen Meere zusammen, sondern spinnt seine Fäden auch zum Mariensystem hinab, während die Newa und Dwina durch den Nordkanal Katharina's ihre Wasser miteinander vermischen. Welche feindliche Macht hindert nun heute das Czarenreich, seine Waffenkräfte, Nahrungsmittel und allen Kriegsbedarf auf kürzestem Wege vom Norden herab nach dem Süden, wie vom Süden hinauf nach dem Norden zu werfen?

Als Kerholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Zwangorod einmal

in russischem Besitze waren, folgte Ingermannland, Esthland, Livland, sowie der größte Theil Kareliens und Wyborg (Nystädter Frieden 1721) beinaß naturnothwendig als untrennbares Zubehör. Peters erste Sorge wurde dann Kronstadt's unüberwindliche Befestigung, nachdem Petersburg mit seiner Citadelle aufgewachsen war; sein nächstes Werk ward die Erschaffung einer Ostseeflotte, welche bei seinem Tode bereits 39 Schiffe zählte, und auf diese gestützt, hatte er sogar eroberungslustige Blicke hinübergeworfen nach Wismar und Mecklenburgs Küsten. Von diesen aufgeworfenen Grundfesten einer unermesslichen Zukunftsmacht getragen, durfte die thatlose Elisabeth nach kaum wieder vier und zwanzig Jahren im Abo'schen Frieden die schwedischen Städte Nysslot und Kymmengord erraffen; und Kurland mußte nach abermals fünfzig Jahren vor dem Throne Katharina's II. auf den Knien um bedingungslose Aufnahme in das Czarenreich flehen. Alexander aber schloß das Werk des zukunftschwangern Erwerbes der baltischen Küsten, als er im Frieden von Friedrichshamm (1804) Finnland, die Alandsinseln und Westerbotnien bis zum Tornea hinauf dem abgeschwächten Schweden abdrang. So war Gustav Adolphs Prophezeiung erfüllt. — Swenborg und Helsingfors, bisher beinaß vergessen, gürteten sich nun mit unnahbaren Werken; eine russische Flotte von beinaß hundert großen Schiffen mit 3500 Geschützen, nebst einer Flotille von 136 kleinern Fahrzeugen mit 705 Kanonen füllen heute die Ostsee. Einzig in Rußlands Händen ist die wesentliche Kriegsmacht auf deren Wogen und nach der Königskrone von Dänemark, dem einzigen Staate, welcher wenigstens gewissermaßen dieser russischen Seeübermacht auf deutschem Meere entgegenstehen könnte, streckt das Haus Holstein-Gottorp-Romanow seine Erbansprüche hinüber. Und bis diese sich erfüllen, wird Rußland die ihm noch nicht eignen Strecken der Ostsee vollkommen

fennen gelernt haben. An den schwedischen, dänischen und preussischen Häfen zeigen sich fortwährend seine Schiffe, in den schwedischen, dänischen und preussischen Küstenstädten verkehren seine Matrosen und Offiziere. Und Deutschland hat keine Flotte!

Wie stehen dabei die Verhältnisse in den bereits errungenen Landen mit unrußischer Bevölkerung? Ehren, Schmeicheleien und Orden verblenden den baltischen Adel, dessen Macht die Bauernfreiheit zersplitterte. Ein unerbittlich Gesetz für die gemischten Ehen zerschmettert die religiöse Kompaktheit der baltischen und nunmehr selbst der finnischen Küstenlande; ein ewig Mäkeln zerbröckelt die bremischen und lübschen Verfassungen der baltischen, wie der ehemals schwedischen Städte; autokratische Auslegungen zerklüften die deutschen Rechtsverhältnisse der ehemaligen Ritterstaaten und machen die garantirte Eigenthümlichkeit der finnischen Verfassung zur leeren Illusion. Ein Popenheer mit falschen Versprechungen zieht verlockend unter dem lettischen, esthnischen, finnischen Landvolk einher und moskowitische Einwandererschaaren entfremden alle Bevölkerungsklassen der angestammten Sitte. So vollendet Rußland die politischen Eroberungen auch innerlich. — Was steht nach diesem Gelingen, was steht jetzt bereits weiteren westlichen Plänen gegenüber? Nichts als ein von Rußland mitgarantirter Grundsatz eines europäischen Gleichgewichtes. Schweden und Norwegen mußte sein innerlich Staatsleben von Neuem beginnen, da der letzte Wasakönig in der Verbannung gestorben war; seine Kräfte zu energischem Einfluß auf die europäischen Weltgeschäfte sind auf lange Zeit hinaus gelähmt. Der dänische Staat unterbindet sich selbst die Lebensadern durch feindselige Bedrückung der Rechte seiner wichtigsten Reichsglieder, will Rußland mit seinen deutschen Landen spielen und russische Ansprüche für seine Oberherrschaft geltend machen durch die unnatürlichste und rechtswidrigitste

Ausdehnung eines Königsgeſetzes, wonach der Dänenkönig „ein freier, höchſter, vollmächtiger Alleinherrſcher iſt, ſo daß alles, was von einem abſoluten, ſouveränen, chriſtlichen Erbkönig Vortheilhaftes kann geſagt und geſchrieben werden, ſolches alles auch von ihm im günſtigſten und beſten Sinne gedeutet werden ſoll.“ Und in dieſer unſeligen Befangenheit liebäugelt ſein Königthum zum ruſſiſchen Ezarismus hinüber! Polen reiſt dazu die alten Wunden an ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Bajonetten immer von Neuem blutig, iſt todmatt und kann doch neben den national-aristoſokratiſchen Aufruffungen das heimliche Buhlen mit der panſlavistiſchen Idee nicht laſſen, in deren phantaſtiſchem Reiche es im Stillen auf die geiſtige Hegemonie ſpekulirt. Nach keiner Seite ehrlich, lügt es ſich ſelber zu Tode. — Oeſterreich aber muß für die Donaummündungen und ſeine orientaliſchen Beziehungen bangen, ohne ſich doch von allen Vorurtheilen losreißen und feſter mit dem übrigen Deutſchland zuſammenthun zu können, um mit ihm vereint der gemeinſchaftlichen Gefahr entgegenzuſtehen. Dagegen hat Rußland an den Höfen Europa's durch ſeine Diplomaten und Fürſtenkinder ſich feſtgehalten. Mit dem panſlavistiſchen Treiben wechſelt es verſtändigende Blicke und beruhigt die politiſch Kurzsichtigen durch Beſtrafung ſeiner ungeſchickten Agenten. Aus Frankreich herüber antwortet ſeinen mitteleuropäiſchen Herrſchaftsgelüſten der Vorſchlag auf Halbpart; und die Waffen der nationalen Preſſe Deutſchlands werden in höſlicher Rückſicht auf die Wünſche des öſtlichen Nachbarn häufig genug geſtumpft, ja zerbrochen. —

Es war im Anfang unſers Jahrhunderts, daß der offizielle Czarenjournaliſt Karamſin in ruſſiſcher Sprache ſchrieb: „Rußland iſt ein neues Kaiſerthum, welches mit friſcher und ſtarker Kraftfülle ſeine glorreiche Laufbahn erſt beginnt; Rußlands Rieſenkraft ſchreitet aber

unaufhörlich vorwärts und dereinst nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern.“ Stambul ist noch nicht gefallen und wir stehen noch nicht einmal in der zweiten Hälfte dieses selben Jahrhunderts — trotzdem durfte bereits die „Europäische Pentarchie“ das überfette, frech verhöhnende Wort in deutscher Sprache ausrufen: „Rußland hat durch Polen eine militärische Position errungen, welche Oesterreich und Preußen spaltet und unschätzbar für Rußland ist, wenn es zum Schutz, zur Rettung deutschen Geistes und Handelns, als Hort der schwachen kapitulirenden deutschen Mittelstaaten aufgerufen wird.“ —

Das sind die Bilder, wie sie aus der ertödtenden Gleichförmigkeit unserer Umgebungen während der windschnellen Fahrt auf der glatten Kaiserstraße ersehen; und es sind keine phantastischen Nebelbilder. In den Palästen der petersburger Ministerien arbeitet man eifrig an ihrer Ausföhrung. Bereits eben so vollkommen russifizirt im Wohnungsbau, Tracht, Sprache, Sitte und Glauben, wie die Kaiserstraße petersburgisirt ist, wurden die Menschen finnischen Stammes in den Landeskreisen, welche wir durchfahren. Bevor die Sonne hinter uns sinkt, erscheint auf hohem Hügel auch schon das vollständigste Abbild Petersburgs in kleinem Maaßstabe: die Stadt Zamburg. Regelmächtig aufmarschirt und frisch gepugt, wie die beiden hier garnisontirenden Regimenter, sind seine Kirchen, Kasernen, Kronsgelände und Ruffenhäuser, aus denen nur offizielle Menschen hervortreten. Denn was nicht kaiserlich ist drängt sich demüthig fernab von der Straße zusammen. — Nachher senkt sich auf die immer mehr verödennde Landschaft die Nacht und bereits an der Thorfarth der letzten Poststation vor Petersburg angelangt erblicken wir das Tageslicht wieder.

Dies Posthaus verhält sich zu seinen Provinzbrüdern eben so abweichend elegant, wie der Petersburger zum Nationalruffen. Ein un-

mittelbar kaiserliches Anbehör, das Lustschloß Strelna, jetzt kaum mehr benutzt, doch ehemals ein Lieblingsitz Alexanders, schimmert geradüber durch die Büsche. Jetzt bestiegt auch ein residenzlich eleganter Koffelkenner im langen blauen Kaftan mit rothem, zweizipfligen Gürtel den Reifewagen, auf welchem bisher fast immer nur zerlumppte Buben saßen; und wie die Vorbereitungen zum Eintritt in die Kaiserstadt hier getroffen wurden, so beginnen nunmehr zu beiden Seiten der Straße ihre nächsten Anhängsel und Vorposten. Bald weitert sich die prachtvolle Fahrbahn noch mehr denn bisher, dann zeigen sich zuerst einzelner, nachher häufiger hinter den Birken, Fichten und Tannen, die Landhäuser der petersburger Vornehmen; und endlich durchfährt man einen stundenlangen Park, die fortlaufende Pracht der nunmehr aneinanderstoßenden Gartenanlagen. — Etwas Zierlicheres, als die darin stehenden Landhäuser, ist kaum zu denken. Die Leichtigkeit, Freiheit und Kofetterie aller einzelnen Baustyle mischt sich an ihnen zusammen, um eine zwar regellose, doch für den flüchtigen Blick äußerst gefällige Bauweise zu erschaffen.

„Datschen“, Geschenke, nennt der russische Sprachgebrauch diese Landhäuser und die Petersburger Welt erklärt diesen Ausdruck, wie jede Lebensäußerung, mit Bezug auf kaiserliche Gnadenerweise. Aber warum soll man nicht daran denken dürfen, daß hier der Petersburger Sprachgebrauch einmal dankbar gegen das nichtrussische Europa gewesen sein könne und darum diese Landhäuser, von denen die russische Welt ursprünglich keine Ahnung hatte, als Geschenke ausländischer Sitte bezeichnet habe? Die hiesigen Menschen haben dann freilich das Geschenk nach ihrer Weise ausgebildet. Sie haben die steinernen Wände und Verzierungen aus milderem Himmelsstrichen hierher versetzt und tausend aus Holz in noch zierlicherer Ausführung nachgearbeitet, ohne dabei ihres siebenmonatlichen Winterhimmels und des Morastgrundes

zu gedenken. Allein eben darum sind in Hinsicht die Datschen ein recht eigentlich Abbild des Petersburger Naturells. Aller verschwenderische Leichtfinn eines Lebens prägt sich in ihnen aus, dessen Gegenwart mit berausenden Zügen genossen werden muß, weil keine menschliche Zuversicht darauf erwachsen kann, daß die Zukunft ihre Quellen darin finden werde.

Vorherrschend erscheint an diesen lustigen Wohnungen des Augenblicks der maurische Geschmack; doch auch nicht rein und richtig, sondern gewöhnlich mit den Uebertreibungen theatralischen Aufpuges. Oder es spielten Renaissance- und Rokokomodern daran herum, bis von seinem Grundtypus nur noch leise Spuren übrigblieben. Seltener ist das Byzantinische oder das Gothische in der Fikilianverzärtelung späterer Jahrhunderte; noch seltner der echte altfranzösische, am seltensten der überaus einfache englische Styl. Dem dies Alles bedarf breiterer Grundfesten. Alle diese Richtungen der Baukunst durchweht auch allwärts noch ein asiatischer Hauch, welcher sich an der Ausarbeitung der massenweis angebrachten Säulen, Säulchen und Gitterwerke, an der Verzierung der Eingänge und Fenster, an der Menge der Kiosks und Verstecke hervordrängt, ebenso wie er hinter den weitfaltigen Draperien und den Teppichen, aus der Ueberladung mit Goldschmuren und Goldleisten, unter der ganzen grellen Farbenzusammenstellung des Anstrichs hervorlugt. Dazu Blumenmassen in unerhörtem Ueberreichtum. Sie umhüllen alle Eingänge, umkleiden alle Verzierungen, steigen an den Vorsprüngen empor, prangen hinter dem Gitter, umbliühen alle Wände und schlagen mit ihren bunten Bogen über den Brustwehren des niemals fehlenden Söllers zusammen. — Unpögllich hierher versetzt, könnte uns keine Ahnung davon entstehen, daß wir uns unter dem 59. Breiten- und 47. Längengrade befinden. Viel eher würden wir an die Nähe von

Lissabon, Sevilla, Rom, Neapel oder Konstantinopel glauben, als an die Hauptstadt des russischen Reiches. Denn auch die minder luxuriösen Umgebungen der Gebäude haben ihre wenigen Baumarten, welche den raschen Temperaturwechsel des wochenkurzen Sommers und die dreißig Frostgrade des Winters überdauern, in immer neuen Gruppierungen zu formwährend wechselnden Schattirungen zusammengeordnet. Dazu bewahrt der sammetglatte Rasen im feuchten Morastland das herrlichste Frühlingsgrün bis zum Spätherbst und — seltsam — gerade die sibirische Fichte gleicht einer recht üppigen Cypresse an Gestalt und Farbe zum Verwechseln. —

Unterdessen hat sich die Straße mehr und mehr belebt. Der bunte Holzbogen über dem Nacken des Pferdes, neben welchem ein anderes auf der Wildbahn galoppirt, die Moskauer Droschken, die begegnenden Menschen mit und ohne Uniform rufen uns in die Petersburger Wirklichkeit zurück. Von Zeit zu Zeit mahnt wohl auch eine klagende Singweise an Rußland und die schwarzrothweißen Pfähle mit den russisch geschriebenen Namen am Eingange jeder Datsche verkünden die Formenstrenge der kaiserlichen Straßenpolizei. —

Plötzlich ändert sich die Scene. —

Schmucke Dorfhütten, umgeben von Blumen- und Gemüsegärten, dahinter ein Wirtschaftshof, über dessen Dächer Frucht bäume nicken, treten an die Stelle des aristokratischen Landhäuserlurus. Und über den Hausportalen glänzen in goldner Schrift auf blauem Grund lauter Namen echtdeutschen Klanges. Ein heimisches Gefühl ergreift uns; wir befinden uns im Dorfe einer jener deutschen Kolonien, wie sie durch ganz Rußland verstreut sind. In die Umgegend von Petersburg kamen diese deutschen Ackerbauer schon unter Katharina II., während erst später ihre Ansiedelung in Südrußland und in Finnland fällt. „Schwaben“ nennt

sie jedoch der Volksbrauch überall, obschon sie aus Schwaben, Elsaßern, Rheinländern, Hessen und preussischen Mennoniten zusammengesetzt sind. Die Kolonien im Petersburger Gouvernement sind der Bewohnerzahl nach am schwächsten, zählen zusammen kaum etwa 20,000 Menschen und haben sich bereits ziemlich vollkommen entnationalisirt. Obgleich ungefähr erst in dritter Generation hier wohnend haben sie sogar die deutsche Tracht zum großen Theil mit dem russischen Kaftan überdeckt, vergaßen sie die einfache Sitte der Heimath, versetzten sie ihre Sprache mit russischen Klittern und ingrißchen Ausdrücken, ihr Wesen mit Petersburger Entfittlichung. Tiefsehmerzlich berührt es den Ankömmling, die hiesige Welt von diesen deutschen Kolonien spottlächelnd reden zu hören und die zierlichen Hütten als *petites maisons* der Residenzlüderlichkeit bezeichnet zu sehen.

Der ethnationale Kutscher hat vollkommen Recht, an dieser prostituirten Idylle achtungslos vorbeizujagen; sein nationaler Stolz erwartet sehnsüchtig den Augenblick, wo der Anblick der Czarenresidenz das Auge des Fremden überraschen wird. Dieser Augenblick erscheint, sowie jenes Zwitterdorf endet. — Linkshin blinkt zuerst durch die Bäume, dann frei über eine weite von zerstreuten Datschen und Anlagen geschmückte Fläche die Newamündung im Morgenjonnengold als prachtwolle Grenze unserz Umblickes. Weiße Möven, die Segelschiffe, schweifen auf der glänzenden Fläche hin und wieder; schwarze Adler, die Dampfboote, schießen mitten hindurch. Jenseits des Wasserlebens hebt es sich aber wie neue Wogen, scheinbar bewegt im wallenden Morgennebel, hier und da aufblitzend wie mit Diamanten und weiter rückwärts im dichteren Dunstgrau versinkend — ein unermeslich Häusermeer auf den Inseln der Stadt. Gerad vor uns heben sich gleichzeitig, trotz Rauch und Qualm deutlich abschreibbare Häusermassen, aus welcher zwei feinge-

spitze goldne Nadeln emporstießen — der Admiraltäts- und Festungs-
thurm — und eine zweite Sonne emporsteigt — die millionentheure
Goldkuppel der Isaakskathedrale.

Bei einer leichten Wendung des Weges ist die ganze Gata Mor-
gana wieder verschwunden. Kokette Datschen mit tiefschattigen Parks
verhüllen von Neuem alle Aussicht. Aber sie können's nicht verhindern,
daß inmitten ihres überfeinerten Luxus, eben so plötzlich wie vorher die
Residenzpracht, breite Striche des tiefsten Sumpfbodens sich ausdehnen
und eine traurige Halbwüste bis an die mühsam daraus emporgemauerte
Straße heransenden, so daß diese nur durch tiefe Kanäle ihren Unter-
gang im Schlamm abzuwehren vermag. — So eng grenzte hier schwel-
gerische Erfindung üppiger Lebenspracht an die roheste Ursprünglichkeit
einer trostlosen Sterbensöde! Alle Uebergänge fehlen im Naturleben,
wie in den menschlichen Verhältnissen. Den einzigen Zusammenhang
zwischen Allem, dennoch abgeschieden und theilnahmlos am Einzelnen
vorüberziehend, bildet die prachtvolle Chaussee — ein aufgemauerter Ufak.

Man sieht Petersburg nicht eher wieder, als bis man hineinfährt;
und hier beginnt es sogar kleinstädtisch mit hölzernen Häusern. Diese
hölzernen Gebäude von russischer Form und grellbuntem Anstrich, mit
vielen deutschgeschriebenen Aushängschildern, bilden eine Art von Vor-
stadt, eine nicht nur hier, sondern im ganzen russischen Reiche sonst un-
bekannte Erscheinung. Denn auch die Sloboden der Ostseeprovinzen
lassen sich nicht damit vergleichen und selbst die sogenannte Vorstadt
Praga bei Warschau ist ein vollkommen selbstständiger Flecken. In
Petersburg läuft dagegen die genannte Vorstadt genau bis an die
Triumphpforte heran, welche den Beginn des Stadtkernes bezeichnet,
und ihre Hauptstraße ist eine vollkommen zusammenhängende Fortsetzung
der Stadtgasse, worein wir einfahren. Die Außerlichkeit der Häuser

unterscheidet aber freilich die Innerstadt wesentlich von der Vorstadt. Diesseits wirren Geschmack und Formen des deutschen Kolonistendorfes, des nationalrussischen Baustyles und des Glitterputzes der Datschen bunt durcheinander; jenseits des Triumphbogens verschwindet auch die leiseste Mahnung an etwas Nationelles oder nur Originelles in städtischer Charakterlosigkeit und schnurgerader Aneinanderreihung steinerer Kolosse. Ja, der Gegensatz befängt uns bei der Ankunft so überwältigend, daß wir sogar die Triumphpforte zwischen Stadt- und Vorstadthäusern leichtlich übersehen können.

Die Petersburger behaupten, dieselbe sei im besten römischen Styl erbaut. Allerdings deuten auch einige ihrer Anordnungen darauf hin. Z. B. Säulen, auf denen ein Aufsatz lastet, dessen Plattform eine Siegesgöttin in sechs-spänniger Attika einnimmt. Außer dem Lorbeerkränze, welchen sie dem Sieger entgegenhält, sind auch noch mehrere lorbeerbringende Gestalten auf der Plattform und überdies viele Reservelorbeerkränze zwischen den Unmassen von Inschriften an den Wandungen der Pforte vertheilt. Dazu treten aus den Nischen zwischen den Säulen vier altslawische Krieger abermals lorbeerbringend hervor. — Diese Triumphpforte war die letzte, welche Alexander auf seiner Heimkehr von Paris durchzog, nachdem er durch viele auch außerhalb Russlands gekommen. Denn man glaubte damals in Europa wirklich daran, der Czar sei fest entschlossen gewesen, „den Krieg nur zur allgemeinen Befreiung durchzuführen, welchen ein gewöhnlicher Fürst auf Vergrößerung seines Landes beschränkt hätte“ — wie der preussische Generalleutnant von Hofmann versichert*). Heut aber ist die Verblendung

*) „Zur Geschichte des Feldzugs von 1813.“ S. 11.

oder Absichtlichkeit der Worte Ségur's erkannt, wenn er sagt: „Der Ruffen Opfer war vollständig, ohne Rückhalt, ohne Reue. Seitdem haben sie nichts zurückgefordert, selbst nicht inmitten der Hauptstadt, welche sie retteten.“ Darum sammelt auch „das centrale Föderativsystem“ diese und ähnliche Aussprüche verschollener Zeiten umsonst, umsonst zählt es uns ferner Mann für Mann die russischen Opfer „für die deutsche Freiheit“ auf — man weiß, daß jene selbe Feder dieses centrale Föderativsystem niederschrieb, welcher fünf Jahre früher das diplomatische Manöver mißglückt war, Deutschlands kleine Fürsten durch „die europäische Pentarchie“ gegen die Großmächte und für russische Absichten zu gewinnen.

Diese Triumphpforte jenes gefeierten Kampfes der Ruffen „für Deutschlands Befreiung und Erschaffung des heutigen europäischen Staatensystems“ ist übrigens erst in den dreißiger Jahren aus Quadern in ihrer jetzigen Gestalt zusammengemauert worden, da man sich plötzlich erinnerte, daß Petersburg zwar Obelisk, Statuen, Monumente und Gebäude in römischem, griechischem, egyptischem, byzantinischem und gothischem Style besitze, doch noch keine Triumphpforte in römischem Geschmack.

Den Gegensatz zu der Triumphpforte bildet nun die russische Thorwache dicht dahinter. Dann geht's in eine unabsehbare, schnurgerade Straße hinein, auf welcher nur die Menschen fehlen. Ein tschernomorskiſcher Kosak und zwei kubanische Tſcherkessen in voller Uniform sind die ersten Begegnungen, welche an den Winterpalast und Aſiens Nähe mahnen. Erst tief hinein in die Stadt muß jedoch der Wagen rollen, um von den Wogen einer Hauptstadt umfluthet zu werden. Aber wundersam, diese Menschenwogen brausen nicht. Als habe Jeder zu

fürchten, den Schummer zorniger Mächte zu wecken — so schweigjam eilt das Leben vorüber. Freilich rasseln die Räder der Fuhrwerke und klappern die Hufe der Rosse, freilich dröhnt der Taktschritt vorbeischnellender Truppenabtheilungen, freilich hört man wohl auch den Auusruf der Verkäufer; aber der eigentliche Lärmen der Lebensunbefangenheit fehlt.

Petersburger Wanderungen.

1844.

Handen, den Schimmer jener Nacht zu mir zu bringen
als das Leben selbst. Ich habe nicht die Macht der Natur, die
flüchtigen Augen der Nacht, welche mich die Nachtzeit selbst
trüben, zu überwinden, welche mich nicht nur durch die Nacht
der Nacht, aber der Nacht selbst, die Nacht selbst
ist.

Reichthum der Gedanken

Uniform und Orientirung

Hotel Coulon am Michaelsplatz, Hotel Demuth an der Moika, die Gasthäuser von Engelhardt und Georges auf dem Neßkyprospekt, Hotel Heyde in der Kadettenlinie auf Wassily Ostrow — diese und noch manche andere nennt man die besten Gasthöfe von Petersburg. Dennoch sind alle nur Logirhäuser im eigentlichen Sinne des Wortes, eben so wie wir sie in den Ostseeprovinzen fanden und in Warschau wiederfinden werden. Denn auch die Großstädte des europäischen Ostens kennen das Bedürfnis nach wirklich ausgebildeten Gasthäusern nicht, selbst der vollkommen Fremde benutzte sie nur für Stunden, höchstens für Tage, bis er sich in einer Privatwohnung eingerichtet hat, während die nordische Gastfreundschaft dem nur halbweg Bekannten außerdem überall ihre Gemächer öffnet. —

Wo wir auch eintreten, sei's im Gasthof, beim Gastfreund oder in der Privatwohnung — sowie der Reisemantel abgeworfen ist, mahnt

der Wirth mit ängstlicher Sorgfalt an die Erfüllung unserer Pflichten gegen die Polizeivorschriften. Die erste Ausfahrt und das erste Geschäft des Fremden gilt also derjenigen Behörde, welche den offiziellen Namen der „dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers“ trägt, vom Publikum kurzweg das „Gensdarmieriekorps“ genannt wird und thatsächlich mit der Leitung der Geheimpolizei betraut ist.

Eigenthümlich befängt den Ankömmling die öffentliche Anerkennung einer Behörde, deren Vorhandensein jeder andere europäische Staat auf das Entschiedenste verneint, und welche selbst noch in den Ostseeprovinzen so viel Achtung vor der öffentlichen Meinung hatte, daß sie dem Publikum gegenüber sich nicht als offizielle Autorität geltend machte. Auch in Petersburg liegt das Gebäude des Gensdarmieriekorps, im Gegensatz zu den Lokalen anderer kaiserlicher Aemter, nicht in breiter Pracht an einer der vornehmsten Straßen, sondern in einem ziemlich abgelegenen Stadttheile. Sogar zwei Höfe muß man durchschreiten, ehe man zu den Expeditionszimmern gelangt. Dem Eingange dieser Höfe gegenüber steht aber eine russische Kirche, deren Umzäunung von aufgerichteten Kanonenläufen gebildet wird, welche untereinander durch Arabesken aus Ketten verbunden sind — wahrlich, ein treffendes Symbol des ehernen Zusammenwirkens der kirchlichen und weltlichen Herrschaftselemente in Rußland!

Man hat es natürlich auf diesem Geheimpolizeibureau durchaus nicht mit uniformirten Gensdarmen zu thun. Diese besetzen nur die Höfe des Gebäudes und die Eingänge der Geschäftszimmer, in denen uns dagegen äußerst gewandte Herrn mit den artigsten Gesellschaftsformen empfangen, gleich als ob sie unsern Besuch für einen persönlichen Höflichkeitserweis nähmen. Flüchtig durchlaufen sie den russischen Paß, mit welchem unsere Originalpapiere bereits beim Eintritt

in das Reich vertauscht werden mußten, und stellen uns gegen dessen Empfang den Erlaubnißschein zur Erwerbung einer Aufenthaltskarte im Fremdenbureau aus. Sie begrüßen den Fremden natürlich stets in seiner Muttersprache, leiten rasch und lebhaft eine allgemeine Unterhaltung ein, wozu sie die Fragen nach der wahrscheinlichen Dauer unseres hiesigen Verweilens, nach Bekanntschaften, Empfehlungen, nächsten und fernern Reiseplänen, nach dem Zwecke des Petersburger Aufenthaltes u. s. w. scheinbar oberflächlich und absichtslos einfließen lassen. Endlich schließen sie mit dem höflichen Bedauern, daß man doch wohl genöthigt sein werde, die Aufenthaltskarte im Fremdenbureau mit demselben Preise auszulösen, als ob unser Hierbleiben auf ein ganzes Jahr berechnet wäre. Diese Abgabe steigt aber je nach der bürgerlichen Stellung des Fremden von fünf bis zu fünfundzwanzig Silberrubeln, dabei gilt sie auch wirklich für ein ganzes Jahr, falls wir sie zufällig am ersten Januar erhielten; sollte sie dagegen in den letzten Tagen des Dezember gelöst worden sein, so muß sie trotzdem diesmal voll und ebenso von Neuem in den ersten Tagen des neuen Jahres bezahlt werden. — Während dieses Gespräches gehen schweigsame Personen im Expeditionszimmer ab und zu oder auch nur an den offenstehenden Thüren der Nebenzuben vorüber. Sie mustern den Ankömmling aufmerksam vom Wirbel bis zur Zehe, lauschen dem Tonfall seiner Stimme, bemerken sich die Antworten auf die vorgelegten Fragen und machen sich überhaupt mit der neuen Persönlichkeit so vertraut, als es eben durch eine solche Beobachtung geschehen kann. Aus ihnen werden die Schutzgeister erwählt, deren zwar unsichtbarer Obhut, doch besonderer Wachsamkeit der Fremde während seines Verweilens anvertraut ist.

Wurde endlich die Aufenthaltskarte in dem vom „Gensdarmerie-

corps“ etwa eine Stunde entfernten Fremdenbureau nach mannichfachen Weisheitsweisigkeiten, Bemühungen und Geldkosten erlangt, beim Stadtheilskommissär (Prístav) vorgezeigt und beim Viertelsaufseher (Quartalník) eingetragen, so ist selbst der Ausländer fernerhin von allem äußerlichen Polizeiwesen unbehelligt. Wir können unser Handwerk, unsere Kunst und jedes beliebige Geschäft wie ein eingeborner Petersburger treiben; nur darf es nicht wissenschaftlichen Charakters sein. Da bedarf es erst noch polizeilich-moralischer Beweise für unsere russische Befähigung und auch sogenannter gelehrter Prüfungen. Giebt uns vollends der Paß einen gelehrten Titel und schlagen wir dennoch weder die Wege zu jenen Prüfungen ein, noch zu sonstigem Erwerbe, sondern schlendern beschauend, absichtslos und ohne bestimmte Verkehrsrichtungen umher, kurz, leben wir von unserm Geld nach unserer Bezaglichkeit als unabhängige Fremde, so verfolgt uns allüberall die argwöhnischste Aufpasserei. Freilich bemerkt man auch davon nichts in der ersten Zeit des Verweilens; erst später wird uns hier und da eine Andeutung und ein Zeichen davon. Die uniformirte und noch mehr die nichtuniformirte Polizei findet es nämlich geradezu unbegreiflich, daß ein Mensch einzig und allein Anschauens halber hierherkommen kann, und die Aussage des Passes: *il voyage en but scientifique* — erscheint ihr vollends unglaublich. Wie kann ein Deutscher, vollends ein deutscher Gelehrter, ohne geheime Erwerbsquellen und ohne Nebenabsichten mehrere Monate in Petersburg leben? Sind sie doch sämmtlich arme Schlucker und das Leben in Petersburg theurer, als selbst in London! So rufen die offiziellen und mit ihnen auch die nichtoffiziellen Petersburger. Mit dem einwandernden Schneider und Schuhmacher, mit dem nach einer Stelle suchenden Hauslehrer, mit dem nach Praxis hastenden Arzte, mit dem Maler, Künstler, Industriellen, Kaufmann

und selbst mit dem Glücksritter ist die Petersburger Polizei und Welt viel besser daran. Diese wollen Gold, nichts als uralisches Gold. Auch haben sie gewöhnlich die Brücke nach der Heimath hinter sich abgebrochen; oder sie wird ungangbar, indem das kleine Anlagekapital des Spekulantens sich im Mißlingen seiner Pläne zersplittert, oder aber sie verwittert, weil die gelingenden Erwerbsabsichten jeden Gedanken an eine Heimkehr ersticken. Was kann jedoch ein Fremder wollen außer Gold oder Orden? Daher immer von Neuem unter immer andern Formen und Wendungen die alte Frage, welche uns seit dem Eintritt in das Land verfolgte: Was wollen, was suchen Sie hier? — Eigentlich lauert aber bei den officiellen, wie bei den nichtofficiellen Fragern hinter solchem Argwohn meistens nur eine kleinliche Scheu, die Scheu vor gedruckten Beurtheilungen der russischen Dinge, wie sie die letzten Jahre in England, Frankreich und Deutschland auf den Markt gebracht haben. Ja, wer es ehrlich meint, entschuldigt wohl damit ganz unbefangen die Zurückhaltung im alltäglichsten Gespräche und sagt, die ausländischen Schriftsteller haben uns „kopfscheu“ gemacht. Früher fand man sich freilich mit derartigen Schriften leichter ab; denn früher kamen die Ausländer noch seltner als jetzt ohne Absicht auf russische Reichthümer und Ehren herangereift. Wer tadelnde Bemerkungen wagte, wurde kurzweg mit der Beschuldigung beseitigt, seine Pläne seien ihm mißglückt und im Aerger darüber habe er entstellende Schilderungen der russischen oder Petersburger Zustände niedergeschrieben. Der Nachweis einiger Irrthümer galt als voller Beweis. Allein seitdem hat sich die ausländische hierher bezügliche Literatur immer breiter entfaltet; besonders hat die englische Publizistik und die deutsche Wissenschaftlichkeit mit bedrohlicher Sachkenntniß und Rücksichtslosigkeit die russischen und Petersburger Verhältnisse zergliedert und auseinandergelagt. Der

Kampf verließ das Plänkelfecht des allgemeinen Raisonnements und der Anekdotenjägeri, begann aber dagegen die Thatfachen zu wohlgeordneten Batterien zusammenzustellen. Die Organe des Petersburger Kabinettes, welche im nichtrussischen Europa verstreut sind, verloren gleichzeitig immer mehr an literarischer Wirkung im Publikum, an diplomatischer Ueberzeugungskraft bei den Staatsmännern; die Petersburger Residenzwelt fühlte sich in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt und vermochte dennoch weder die empfangenen Wunden mit Spott und Verachtung wegzulächeln, noch die platte, baare, bewiefene Wahrheit unbedingt wegzuläugnen. So argwöhnt sie denn eben in jedem neuen Ankömmling einen neuen heimlichen Feind. —

Unter solchen Voraussetzungen bedarf es natürlich gerade für den vollkommen unabhängigen Fremden langer Wochen und genauer Bekanntschaften, ehe er nur ein Wenig in die Kulissen des hiesigen Lebens zu blicken vermag, um am Ende doch nicht viel Anderes als neue Kulissen zu sehen. Darüber darf man sich nicht täuschen. Touristenhaft läßt sich Petersburg nur ganz äußerlich abthun; durch offene Fragen ist nichts zu erforschen. Jede Antwort ist parteilich oder absichtlich, verhehlend oder ostentirend; nirgends gilt weniger das Sprichwort: in der Mitte liegt die Wahrheit. Selbst diese Parteilichkeit, Absichtlichkeit, Verhehlung und Ostentation ist eine andere als wir sie anderwärts gewohnt sind. Sie gilt nicht nur dem eignen Zwecke, sie gilt auch dem Frager. Sie legt ihm die Verhältnisse eben so gut für seine wahrscheinliche Anschauungsweise behaglich zurecht, als sie dem eignen Zwecke zu Gefallen deren Schatten und Lichter vertheilt; sie ist sogar keineswegs immer dem klaren Bewußtsein eines speziellen Augenmerks entsprungen, sondern oft nur eben Petersburger Form, ein Kind des Petersburger Naturells. Darum wird der Franzos ein anders gefärbtes Bild erhal-

ten als von denselben Leuten der Deutsche, der Vornehme ein anderes als der Mindervornehme, der Geschäftsmann ein anderes als der Rentier. Eine ungeschminzte Darstellung der Dinge und Menschen giebt es nicht und doch scheint über nichts ein so allgemeiner Einflang zu herrschen, als über eben dieses Petersburg.

Auf jedem Schritte, welcher uns der Nordkapitale zuförderte, scholl uns der Wunderruf in's Ohr, überall erklang die Weissagung unsers eignen Erstaunens. Auch nun wir da sind, ertönt diese Bewunderung von Neuem, vom wirklich Ausgezeichneten beginnend und bis zum Gewöhnlichsten herabsteigend, Alles in Bezug setzend zum Czaren und dem was des Kaisers ist, keine naturwüchsigte, selbsteigne Entwicklung von vorn herein, sondern Alles erst dann als vollgültig anerkennend, wenn die Regierung ihr bestätigendes Siegel darauf gedrückt hat. Dabei trotzdem ein so festes Aburtheilen über das nichtrussische Europa in allen einzelnen Erscheinungen, wie es kein Ausländer in Bezug auf Russland wagen wird; und komischer Weise nicht nur von Seiten Derer, welche im Auslande lebten, oder durch günstige Umstände in fortdauernden literarischen oder persönlichen Beziehungen dazu stehen, sondern beinahe noch in höhern Grade von Jenen, welche die Reichsgrenzen niemals überschritten und nichtrussische Lebensgestaltungen nur durch Mittheilungen kennen lernten, welche die russische Censur- und Menschenpolizei erlaubte.

Diese schonungslose Kritik an einer Stelle, wo wir sie nimmer erwarteten, weil wir eben in allen Gestaltungen die Nachahmung ausländischer Zustände und Verhältnisse wiederfinden, überrascht den Ankömmling. Er vermag nicht, im ersten Augenblicke zu erkennen, wie solche Aburtheilungen fast ausschließlich da geübt werden, wo es gilt, auf der Folie tabelnder Bemerkungen über ausländisches Wesen und Leben neue Verherrlichungen der Petersburger Welt, erglänzen zu lassen.

Ja selbst wenn unser vergangenes Leben in den Reichesgrenzen uns auf derartige Begegnungen vorbereitete, welche den Vortheil des Angreifers wahren sollen, vermögen wir nicht immer einen solchen Standpunkt für deren Auffassung festzuhalten. Wir lassen uns leicht davon befangen und einschüchtern, es entsteht unvermerkt eine gewisse passive Bereitwilligkeit zu fraglosem Bewundern, die Anschauung verliert an ihrer Unbefangenheit, die Auffassung an Klarheit, die Beurtheilung an Schwungkraft. Der Hauch der Russifizirung, oder richtiger der Petersburgisirung berührt uns und es bedarf einer wirklichen Anstrengung, um ihn jetzt und später entschieden von sich zu weisen.

Der erste Eindruck von Petersburg ist in der That überwältigend, wie von keiner andern Hauptstadt Europa's. Wer den Wasserweg wählte, am Newakai landete und die Stadt mit ihren Anstalten unter der bereitwilligen Leitung eines echten Petersburgers anschaute, oder gar unter der Führung eines Lohndieners, welche durchschnittlich in näherer oder fernerer Beziehung zur dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers stehen, und dann auf dem nächsten Dampfboote dem Hafen von Kronstadt wieder enteilte — er wird diese Residenz für das Ideal eines Kaisersitzes und Berlin, Wien, ja selbst Paris für schmucklose Mittelstädte erklären. Er hat auch jenes Bild aufgenommen, welches die Petersburger Welt im Auslande entworfen wissen will. Er kann bei halbweg absolutistischen Neigungen sogar gelernt haben, in Verehrung vor der Schöpfermacht des Autokratismus niederzusenken.

Anders gestalten sich dagegen die Eindrücke, wenn wir es wagen, die Bemüzung unserer Bekanntschaften und Empfehlungsbriefe spätern Wochen zu überlassen. Der Eindruck der steinernen Stadt bleibt auch dann zwar gleichermaßen imponirend; allein was sich als Leben an-

kündigt, erzeugt eine vollkommen andere Wirkung. Vor Allem bedrückt und befängt uns die unbedingte Alleingeltung Dessen, was kaiserlich ist, die völlige Bedeutungslosigkeit Dessen, worüber kein doppelköpfiger Adler schwebt. Wir haben zwar schon auf der Schule gelernt und später in Büchern und Zeitschriften viel tausendmal wieder gelesen, wie alles Leben, Streben, Wirken und Schaffen in Rußland überhaupt, in Petersburg insbesondere, von diesem einen Punkte ausgeht und in ihn zurückführt. Allein es hat uns immer wie ein halb und halb verborgen gehaltenes Unrecht vorgeschwebt, wir haben keine wirkliche Veranschaulichung der vollberechtigten, breiten Offenbarungen eines so rein asiatischen Verhältnisses gewinnen können. Der Begriff war nicht zur runden Gestalt worden. Nun breitet sich dagegen vor unserm Auge mit eins eben dieses Verhältniß zu Fleisch, Blut, Häuserpracht, Kirchenglanz, Sitte, Lebensbewegung und Seelenleben geworden, aus.

Nennt den Winterpalast mit den zwingenden Kanonen der Festung das Hirn, nennt die Newa das Herz dieses Körpers, so ist der Neßkyprospekt die Pulsader. Dort drängt sich zusammen, was als eigentliches Petersburger Leben genannt und anerkannt sein will. Vom Admiralitätsthurme, dessen säulenumstellte Gallerie das bekannte nadel förmige Golddach trägt, beginnt die wirbelnde Bewegung der Welt von St. Petersburg; und soweit das goldne Schiff, die Windfahne jenes Thurmes, in die Perspektive hinausblinkt, treibt sie ihre Wogen. Während in der Mitte der Straße die prächtigsten Viergespanne, die Feldjägerwagen, elegante Reiter, donische und tschernomorskische Kosaken, die einfache Troika und ameisenemföge Lohndroschken in unzählbaren Massen durcheinanderdrängend dennoch so geräuschlos auf den Holzbahnen dahingleiten, das man fortwährend das gelle Beregissa und Padji ihrer Führer heraus hört — läuft, geht und schlendert auf den

breiten Trottoirs der Häuser die elegante Welt und die Masse der Geschäftigen. Nur fünfzig und einige Häuser bilden die Kulissen einer Bühne, welche wir über eine Werst hinaus mit einem Blick überschauen, die aber dann in geringer Biegung sich noch über drei Werste hinzieht, um an der schweigsamen Pracht eines Klosters zu enden. —

Während nun schon aller leblose Glanz dem Auge des Herrschers und der Hofmächtigen entgegenleuchtet, scheint sich auch in der Bevölkerung des Refshyprospektes die Versammlung der Hoffäle zu wiederholen. Denn vor dem blizenden Schmucke der Uniformen, vor dem Glanze der Waffen und Orden, vor dem Wallen und Wehen der Federbüsche verschwindet die nichtuniformirte Menge vollkommen oder tritt doch in jene selbe Unscheinbarkeit und Bedeutungslosigkeit zurück, wie thatsächlich im ganzen russischen Leben. Die Uniform bringt hier den Menschen erst zur Geltung; das schwarze Civil hat im Staatsleben nur die Aufgabe des Gehorchens, im Gesellschaftsleben keinerlei Anerkennung. Die Uniform ist überall berechtigt und dem Träger eines Degens steht der Zutritt zur niedersten Hütte, wie zu den kaiserlichen Palästen ungefragt offen. Die bürgerliche Kleidung scheint überall nur geduldet, wird entweder gar nicht zugelassen oder muß ihren Eintritt erst der Fürsprache eines Uniformirten danken. Vor dem Uniformirten müssen alle Andern weichen, sogar wenn sie nach russischen Klassengesetzen weit über jenen Rang erhaben sind, welchen Degenkoppel und Epaulette verkünden. Selbst das einzige Aequivalent der Uniform, ein Orden, genießt weit weniger Ansehen im Publikum, als der zweifarbige Rock. Uniformirt ist aber Alles, was nur irgend einer Gesamtheit angehört, welche irgendwie in offiziellem Zusammenhange mit dem Staate — d. i. mit dem Czaren — steht: der kleine Elementarschüler wie der wirkliche Offizier, der Student wie der Thürsteher einer kaiserlichen Anstalt, der Jünger der

freien Künste wie der Straßenlaternenputzer. Ja sogar der Briefträger, welcher hier sein Amt reitend verrichtet, führt Ischako und Säbel. Ohne Säbel, Epauletten und Ischako, doch übrigens in eine Halbuniform gezwängt, ist ferner die Masse Derer, welche sich den Dienern des Staates zuzählt; und unter diese muß sich Jeder aufnehmen lassen, welcher auf eine gute Verwerthung seiner wissenschaftlichen Leistungen und Geschicklichkeiten beim Publikum rechnen will.

Nicht uniformirt sind nur die Handel- und Gewerbetreibenden; ihnen allein steht auch die freie Verfügung über den Bartwuchs ihres Antlitzes zu. Wer dagegen eine volle Militäruniform trägt, muß den Schnurr- und Backenbart nach genau vorgeschriebenen Maßen und Formen erziehen und beschneiden, wer eine Halbuniform, darf sich mit keinerlei Bart schmücken. So entsteht sogar eine Uniformirung der Gesichter, welche tief hineinreicht in alle Klassen der Gesellschaft, da selbst in der Masse des grundbesitzenden Adels nur äußerst Wenige ihr Leben titellos hinzubringen wagen. Denn welcher Adelige in seinem Leben nie einen Ischin errang, bleibt in jedem Geschäfte gewissermaßen minderm sein Leben lang und kann nur unter Beihülfe eines juristischen Assistenten rechtskräftige Handlungen ausüben. Ferner verliert die älteste Adelsfamilie des Reiches die sehr bedeutenden Vorrechte ihres Standes, wenn durch zwei Generationen keines ihrer Mitglieder die Adelskrone von Neuem durch den Staatsdienst errang. Die dritte Generation geht sogar des Adelsstitels, der Steuerfreiheit und des Grundeigenthums verlustig; die vierte endlich sinkt insofern auf völlig gleiche Stufe mit dem Leibeignen herab, als sie rekrutenpflichtig, der Kopfsteuer und den Leibesstrafen unterworfen wird. — So hat die Staatsform des russischen Reiches, welche „nach Herkommen rein monarchisch“ ist, wie die unverfänglichen genealogisch-historisch-statistischen Almanache

sich ausdrücken, jene stolze Adelschaft bezwingen, ohne deren Einwilligung ehmal's kein Kaiserbefehl zur Gültigkeit kommen konnte. Czar ukazall i bojare prigovorili (der Czar hat befohlen und die Bojaren haben entschieden) hieß das Ukaschlußwort bis zur Herrschaft Peter des Ersten, But po ssemu (dem sei also) heißt es seitdem.

Die Pracht und Stattlichkeit der Uniformen Rußlands sind genugsam geschildert. Petersburg, welches außer den Polizeisoldaten nur Garderegimenter und Luxusmilitär in seinen Kasernen beherbergt, bietet natürlich auch von diesem Glanze das Glänzendste. Vom einfachen Graurocke des Budoschnik (Polizeiwachtposten) stufenweis aufsteigend bis zur goldschimmernden und seideglänzenden Prachttracht des tscherkessischen Leibregimentes, wogt es in allen Farben, Formen und Gestalten blendend durcheinander. Die verschiedenen Abänderungen der militärischen und halb-militärischen Anzüge schildern zu wollen, ist ein Werk der Unmöglichkeit; diese Bildwerke, welche niemals ihr Ende erreichen, haben sich dies zur Aufgabe gestellt und sogar das Arbeitskabinet des Kaisers schmückte man mit den Abbildungen, um dem berühmten Gedächtniß seines Einwohners für derartige Dinge zu Hülfe kommen. — Allein die Uniform bleibt trotzdem Uniform, behält stets den Charakter des Steifen, Gezwungenen, die Persönlichkeit Verwischenden. In Petersburg gehören nun zweimalhunderttausend unter fünfmalhunderttausend Menschen zu den Uniformirten — denn so viele umfaßt ein unmittelbares Dienstverhältniß — und damit nicht genug, erstreckt sich das Uniformwesen auch auf die Mehrzahl derer, welche den „freien“ Klassen zugezählt werden.

„Frei“ nennt der russische Sprachgebrauch nämlich Jeden, welcher die Aufgabe seines Lebens nicht durch unmittelbaren Dienst in der Staatsmaschine und seine Ehre nicht in einen vom Kaiser gewährten

Ränge findet. Frei sind nicht nur Handwerker, Künstler und Kaufleute, sondern frei heißen auch die leibeigenen Arbeiter, deren alljährlich an vierzigtausend in die Residenz einwandern, um hier nach einem Lebensunterhalt zu suchen. Doch eben auch diese „freien Klassen“ scheinen nur in verschiedene uniformirte Heerhaufen zu zerfallen. Ein langer blauer Ueberrock, aus welchem oben der bärtige Kopf mit dem breitkrämpigen Hut, unten ein Paar plumpe Stiefeln hervorragen, ist die unabänderliche Uniform des Heerhaufens der freien Nationalen, welche vom Handwerk und Handel leben; ein blauer Raftan mit rothem Gürtel umhüllt das sechstausend Mann starke Regiment der Lohnfuhrleute; das bunte, vom Strick ungürtete Hemd, ein griechisches Doppelkreuz, ein messingener Kamm, sowie das Beil im Gürtel bezeichnen die Cohorten der eingewanderten Arbeiter. Ihr könnt der Uniform nicht entfliehen.

Umsonst blickt Ihr über die Menschen hinaus in die Straßen; auch sie tragen ihre ewig wiederkehrende Uniform. Keine einzige wagt es, sich unregelmäßig zu krümmen, kein Haus wagt vor- oder rückwärts zu treten, keines vom allgemeinen Baugeschmack sich zu entfernen. Jedes steht in Paradehaltung und meldet sich auf Appell als anwesend durch den Namen seines Herrn, welcher auf einem Blechschild über der Hauptthür nebst Straßen- und Brandkatasternummer glänzt. An jeder Unterbrechung der Fronte durch einmündende Nebengassen erscheint eine Polizeiwachbude mit drei uniformirten „Budoschniks,“ während eine Kirchenkuppel oder ein sonstiger Hochbau am Ende der Straße emporragt, gleich einem Hauptmann, welcher die Aufstellung seiner Truppenabtheilung richtet.

Lächerlich wäre es, die von solcher Regelmäßigkeit bedingte Leichtigkeit der Orientirung, ungerecht die damit verbundene Stadtschönheit wegzugneigen zu wollen. Nur das Menschliche und Persönliche hat keine

Geltung, keine Anerkennung, kaum ein Existenzrecht in dieser Polizeiordnungswelt. Unausweichlich ergreift uns darum im Wandern und Wiederwandern die tödtlichste Langeweile, wie in einer unbegrenzten Dede, und gleichzeitig überschleicht uns eine bange Besorgniß, wir möchten unwillkürlich eines der militärischen Befehle verletzen, welche diese lebendigen und steinernen Regimenter in regelrechten Gang und Stand hineinzwingen. — Und wie uns beim Anblicke von Paraden und Militärschauspielen mitunter der Gedanke kommt: wenn nun plötzlich jeder Einzelne der unbedingt gehorchenden Tausende ein Bewußtsein seines selbstständigen Willens bekäme? und wie dieser Gedanke im längern Hinblick auf die massenhafte Kraft der anbefohlenen Bewegungen, trotz des Widerspruches des Verstandes, bis zu einer peinigenden, körperlichen Angst zu steigen vermag, die uns die langen Reihen und wohlgeordneten Truppen in wildem Aufruhr durcheinandertobend vorpiegelt — so auch hier. Freilich hat die unmittelbare Nähe der unbegrenzten Staatsgewalten fünfmalhunderttausend Menschen in etwa neuntausend Häusern an der Newa in jene uniforme Ebenmäßigkeit auf eine Weise eingezwungen, daß von ihnen nichts derartiges zu befahren steht. Und dies nicht allein durch Befehle, nicht allein dadurch, daß beinah die Hälfte der Bevölkerungsmasse ihr täglich Brod unmittelbar aus den Händen des Czaren nimmt, sondern dadurch noch unmittelbarer, daß diese Stadtwelt sich von dem Bewußtsein geschmeichelt fühlt, ihr Leben offiziell als Verwirklichung eines Schema's anerkannt zu wissen, nach welchem über fünfzig Millionen in drei Erdtheilen durch materielle und moralische Zwangsmittel gemodelt werden sollen. Als ein Elitecorps betrachten sich die Petersburger und als eine Selecta der großen Erziehungsschule Rußland ihr Petersburg. Damit spekuliren sie auf ein Stück vom Ruhm jener idealen Zukunft, in welcher Karamsin's Schmei-

chelei „des Volkes Geschichte ist des Herrschers Eigenthum“ zur Wahrheit geworden sein soll. Sie hoffen, eine dann erscheinende offizielle Staatshistorie werde diesen Worten den Zusatz beizufügen haben: Und Petersburg war Rußlands erhabenes Vorbild. Darum fügen sie sich fraglos, darum sind sie stolz auf diese fraglose Fügsamkeit. Aber weil unter solchen Voraussetzungen Petersburg eine naturgemäße Selbstentwicklung niemals kennen lernte, weil die Petersburger auf jedes Recht der Geschichte verzichteten, vergessen sie, daß die großen und wirklichen Weltgänge sich nimmer den vorgezeichneten Spuren schmeichlerischer Hofhistoriographen anpassen lassen. Sie vergessen, daß die Geschichte immer nur eine Naturgeschichte der Menschheit bleibt, daß jede Unnatürlichkeit der Verhältnisse nach Naturgesetzen sich selbst vernichtet. Sie vergessen die einzige organisch begründete Thatsache ihrer eignen künstlichen Geschichte, wonach Petersburg noch heute, wie vor hundert und dreißig Jahren nur ein strahlender Kaisersitz am fernsten Ende des Reiches blieb und keine Landeshauptstadt wurde. Sie und ihre Lenker vergessen, daß kein Hauch dessen, was sich Petersburger Leben nennt, zu einem volksthümlichen Element erstarrte. Sie vergessen, daß noch zu allen Zeiten die Reaktion der Volksmacht gegen die rücksichtslose Autokratienkraft das Ende der Dinge, daß der Gewaltsamkeit einzig Erzeugniß die Gewaltsamkeit wurde und vom Unrechte des Zwanges nichts geboren werden kann, als das Unrecht des Aufruhrs. — — —

Warum aber, daß gerade solche Gedanken und am mächtigsten in den ersten Tagen eines Petersburger Aufenthaltes dem Fremden aus den Uniformen und der Eintönigkeit, aus den schnurgeraden Straßenlinien und auf den rechtwinklichen Plätzen, aus der Ordnung und hinter der überall sichtbaren Straßenpolizei entgegengrinsen? Sind sie Kinder der uns inwohnenden Zerstörungslust, oder entstammen sie denselben

Seelenquellen, aus denen im stürmischen Winter dem Poeten die lauchendsten Frühlingslieder kommen, aus denen im glänzendsten Stadtleben die Sehnsucht nach ländlicher Einfachheit stammet, aus denen im Vollgenusse höchsten Liebesglückes ein dämonischer Drang nach dessen gräßlicher Zerstörung hervorbricht? Zum Theil mögen sie so unerforschlichen und unmittelbaren Ursprungs sein, zum größern Theile aber Erzeugnisse halb unbewusster Reflexionen und des angeleserten Bewußtseins, daß gerade unter dem schimmernden Kettenpanzer dieser offiziellen Verähnlichung so grelle Widersprüche gegeneinanderstreiten, wie in keiner zweiten Stadt der Welt. Denn eine Stadt liegt vor uns, welche auf unergündlichem Morastboden granitne Paläste aufthürmte, deren Gleichen an Größe und Massen sich nirgendwo auf gleich kleinem Umkreis zusammendrängten; und wieder dehnen sich unendliche Häuser- und menschenleere, ja völlig wüste Landesstrecken vor uns hin, welche dennoch Stadt heißen. Auf einem Archipel ist diese Stadt zer Sprengt und dennoch ziehen sich die Fäden der äußerlichen Gleichheit herüber und hinüber, als sei nirgends eine Unterbrechung. Diese Stadt umklammert die beiden Seiten eines Flusses, welcher nur acht Meilen lang, nur der Ausfluß eines Sees ist und in ein Wasser mündet, welches kein eigentlich Meer zu nennen und überdies die volle Hälfte des Jahres für alle Schifffahrt unzugänglich ist. Trotzdem zählt nun dieser Fluß unter Europa's Hauptströmen, wurde trotzdem die einzige Bedingung einer Möglichkeit dieses Menschen sammelplatzes. Diese größte Stadt des Reiches und des Czaren Residenz ist jedoch nicht des Volkes Hauptstadt, und wurde trotzdem die Ursache, daß dieser Staat zur europäischen Großmacht heranwuchs. Dabei ist wieder diese selbe Stadt, trotz zarter Jugend bereits voll Zeichen entkräfteter Ueberlebung. Bevölkert ist sie von einer Menschenwelt, welche ihre feuchtenreiche Erdscholle nach

Außen und Innen schmückt, pflegt, verherrlicht, als sei sie ein Paradies, während sie eben dasselbe Mutterland zu verachten, während sie der Muttersprache sich zu schämen scheint, darum Deutsch, Französisch, Englisch und Petersburgisch bunt durcheinandermengt, das Russische jedoch nur als Nothbehelf braucht, trotzdem Fremdländisches mißachtet, haßt, verachtet, dabei wiederum gierig nach dessen kleinsten Abfällen und Flitzern hascht, und wenn sie's erhaschte, doch nicht als Fremdes, Erworbenes zugestehen mag, sondern als Ureignes, Selbsterschaffnes beansprucht! — Endlich die einzelnen Menschen. Menschen, die eben bloß als Persönlichkeiten gelten wollen, begegnen uns nur ausnahmsweise; untereinander anerkennen sie sich nur als Theile der Staatsgewalt, als Rangklässler, Ordensträger, Betitelte; Denen aber, welche keinen solchen Vorzug besitzen, gönnen sie nicht einmal das Recht der Selbstbestimmung und der persönlichen Selbstständigkeit . . . Widersprüche ohne Ende, Gegensätze ohne Zahl!

So steht Ihr in diesem Wirniß und steht allein. Kein Bild könnt Ihr fassen und fesseln und über allem Leben schwebt eine nebelfeuchte Atmosphäre, dennoch stauberfüllt, auf allem lastet ein drückendes und beängstigendes Klima, dennoch niemals warm und sommerlich. Was Euch vollends an Bildern und Skizzen zugebracht wird, ist grellbunt, mit Lichtern übersät, ohne alle Uebergänge zu den seltenen, tief-schwarzen Schatten. Das Raute hat überall so wenig Recht, daß es kaum bedeutungslos, abgestorben und unerkennbar aus einem Loch hervorzudunkeln wagt, wie Gesicht und Hände der griechischen Heiligen aus ihren in Gold und Silber getriebenen Gewandungen. Oder aber es erscheint wachsartig, marmorglatt, geschminft: gerade so, wie bei dem Bildniß des herrschenden Czaren in der Gardegeneralsuniform, mit den unzähligen Groß- und Kleinkreuzen, mit den breiten Ordensbändern,

mit den prachtvollen Epauletten, mit der Goldstickerei des Rocktragens, mit den Adlern auf den Knöpfen, mit dem Seidenglanz am Halstuch — nur das Gesicht ohne den Charakter seiner Züge und ohne Züge für den Charakter des lebendigen Originals. — Auch ein engbefreundeter Berather, falls er ein Petersburger, wird unsern Auffassungen unnütz, sobald wir mit ihm das Zimmer verlassen. Zu sorgsam späht er auf der Straße rechts und links, wohin er eine Verbeugung schulde, zu ängstlich schaut er vorwärts und zurück, ob nicht ein lauernder Blick ihn und den Fremden mißlieblich finde; und was er auffaßt, ist ihm von dem Glanze der Krone auf dem Winterpalaste mehr denn von Gottes Sonne beleuchtet. Was Ihr für ein ursprüngliches Wahrzeichen nehmt, nennt er eine Zufälligkeit; was Euch ein naturwüchsiges Ergebniß des Lebens ist, dünkt ihm unwichtig und bedeutungslos; was Ihr künstliche Aufzypfropfung nennt, beansprucht er als Blüthe natürlicher Entwicklungen.

Da gilt es denn sich selbst die Stadt von Neuem aufzubauen und sie von Neuem zu ordnen. Selbsteigne Zeichnungsquadrate müßt Ihr über den Grundriß werfen, worein sich die Konturen Eurer Bilder einfügen sollen. Sorgsam müßt Ihr die Farben zusammensuchen, ordnen und prüfend mischen zum richtigen Kolorit. Da gilt es vor Allem auch die Staffagen zu Gruppen zusammenzustellen und diesen ihren wirklichen Platz im Vorder-, Mittel- oder Hintergrunde anzuweisen. —

Eine Festung ließ Peter der Erste auf einer äußersten Insel eines neueroberten, wüsten Küstenstriches von leibeignen Arbeitern empormauern; und die nicht im Morast erstickt, im Winter erfroren, in den Wildnissen verkommen waren, mußten neben die Häuser ihrer herangezungenen Herrn die eigenen Hütten gezwungen im Bereiche der zwingenden Festungskanonnen empormauern. Einen prächtigen Palast ließ später Elisabeth von italienischen Künstlern auf dem Festlandsende dieses

Küstenstriches aufführen; und aus dem Innersten Moskoviens, aus Deutschland, aus den Alpen, aus den Pyrenäen kamen die Vornehmen herangezogen, um ihre Prachtgebäude daran zu hängen. Die Festung aber, welche dem Winterpalaste gegenübersteht, beherrscht mit ihren Geschützen auch diesen Menschenammelpfad. Zwischen Festung und Kaiserthron rauscht die Newa. Schnurgerad kommt sie vom Osten herangeströmt und dicht, bevor sie den finnischen Busen erreicht, bäumt sie sich in jäher Wendung nach Norden, verliert solchermassen die volle Wucht ihrer Stromkraft, kann nun bei abermals westlicher Richtung das noch vorgeschobene Landstück nicht mehr mit ein bis zu den Meereswogen durchstoßen, zerfällt sie erst in zwei, dann mehrere Zweige, mit denen sie endlich zwischen Inseln und Sandbänken in die Seebucht greift. So scheidet sie Petersburg in drei große Abtheilungen.

Dort, wo der noch ungetheilte Strom nach Norden umbeugt, beginnt an seinem linken Ufer die eine Stadthälfte. Mit ihren Häusermengen füllt sie die nordwärts ragende Landspitze, welche von der südwestlichen Wendung des größten Newaarmes bis an das Seeufer eingefasst wird. Das ist die Stadt des Winterpalastes, „die Große Seite,“ dasjenige Petersburg, durch welches man den Fremden zuerst geleitet.

Das rechte, finnische Flussufer begrenzt dagegen nur ein schmaler Häuserfaum. Doch zieht er sich ununterbrochen von seinem Beginn an der ersten, nördlichen Beugung der Newa bis zum Ende ihres nordwestwärts zum Meerbusen strömenden, kleinern Mündungszweiges. Das waren ehemals einzelne Fischerhütten, welche dann Dörfer wurden und jetzt das neueste Zubehör der Stadt, „die Wiborger Seite,“ bilden.

Gerad an der Stelle, wo die Newa ihre Stromkraft in jene Mün-

dungszweige zerspaltet, umklammern die Festungsmauern eine kleine Sandbank. Keilförmig breitet sich davor „Wassili Ostrow“ nach dem Meer hin und schiebt noch einige halbüberfluthete Anschwemmungen, auch baumreiche Eilande dort hinein. Der Festung nordwestlich wuchs „die Petersburger Seite“ aus einem weiten Inselmorast empor, von dessen nördlichem Rande die drängenden Wasser der Newa abermals kleine Inselstücken abschnitten.

Dies ist der Grundriß des Bodens, auf welchem fußt, was St. Petersburg heißt; und die offizielle Einteilung faßt Alles in dreizehn Stadttheile zusammen. Wer Petersburg nur äußerlich kennt, ersieht dafür keinen Grund. Eben so gut, könnte er meinen, habe man die Stadt in fünfzehn Bereiche zerfallen können, für jede der vierzehn Rangklassen einen und den Rest für die Ranglosen. So wäre es für Justiz und Verwaltung übersichtlicher, für die Polizei vollends von äußerster Bequemlichkeit.

Auf der Großen Seite.

Wo sich die Petersburger Welt zunächst und am massenhaftesten um die höchsten Staatsmächte drängte, da hat sich unwillkürlich etwas von jener idealen Stadtanordnung ausgebildet, welche die Häuser nach Pracht und Stattlichkeit, die Menschen nach Rang und Würden zusammenstellen will. Die Große Seite ist in der That ein erweiterter Kaiserhof, dessen gesammte Menschenwelt zur Aristokratie ihrer Lebenskreise gehört und im Gegensatze zur mählichen Erhebung des Bodens von der Newa landeinwärts mit den Entfernungen ihrer Wohnungen vom Kaiserhof hinsichtlich ihrer Vornehmheit abwärtssteigt.

Eisförmig ist der Grundriß der Großen Seite und von der Newa wird ihr südwestlicher Halbkreis gebildet; das Smolnaskloster an der westlichen Wendung des noch ungespaltenen Flusses bezeichnet ihre östliche Spitze und das westliche Ende bespülen die Meereswogen. Die Mitte dieser südwestlichen Wölbung nimmt der dreieckige Brenn- und Kern-

punkt ihres Gesamtlebens ein: die Admiralität mit dem Winterpalaste und Peters Standbild. Diesen Kernpunkt scheiden aber die drei ineinanderfließenden Vorpläge der Isaaksbrücke, des Admiraltätsgebäudes und des Winterpalastes als breiter Halbgürtel zunächst von der übrigen Stadt. Von dort aus münden dagegen eben auf jene drei unscheidbaren Plätze, und den Admiraltätssturm als Augenpunkt, die drei größten Straßen: die Erbsen- oder Admiraltätsstraße, welche das Häuseroval in seiner Hälfte quer durchschneidet, der Neßkyprospekt, welcher aus dessen östlicher Hälfte heranzieht, der Wosnosseeskyprospekt, welcher die westliche Hälfte durchläuft. Vier hauptsächliche Kanäle legen sich ferner, je tiefer im Festland mit desto weiteren Halbkreisen um den Halbgürtel jener drei Plätze und zerfallen, weil von der Newa kommend und in deren Seemündung ausströmend, die Grundfläche der gesammten Großen Seite in vier concentrische Halbgürtel.

I.

Mit einer prachvollen Rückfronte schaut der Winterpalast auf die Newa nieder. Daneben dehnt sich das lange Viereck des Admiraltätsgebäudes in der Richtung gegen den Meerbusen, und Peter der Große auf dem Granitfelsen verbindet es mit dem Senatpalast. Diesem reiht sich das „englische Kai“ an, hinter welchem in paralleler Richtung die „Galcerenstraße“ verläuft. Rechtshin wirft dagegen der Winterpalast über einen Kanal eine überdeckte Brücke zu den beiden Eremitagen am „Schloßkai“ hinüber, diesen folgt das Hoftheater, und daran ketten sich wieder die Paläste Paskevitsch, Tschernitschew, Seridoff, Zussupoff u. s. w., lauter Wohnsitze der Petersburger Hocharistokraten russi-

schen Stammes, bis das Marmorpalais am schlachtenpielenden Marsfeld mit dem Sommergarten ihre Reihe abschließt. Wer aber in dieser ersten Reihe am Newaufer keinen Platz mehr fand, baute sich in den nächsten Parallelgassen an. So in der „kleinen“ und „großen Million“, wie sie das Publikum nennt, weil dort einst jeder Hausbau im Ursumpfe des Stadtländes eine solche Summe gekostet haben soll. Die endlich weder an das Newakai, noch an den Admiralitätsplatz, noch an die Ostseite des Winterpalastes gelangen konnten, doch aber dem Kaiserhause nahe sein mochten, besetzten die Anfänge der drei Prospektstraßen und schoben neue Palastreihen zwischen deren Anfänge ein. So erstand hier die „kleine“ und „große Morskoi“, welche ihre Ausläufer hinter dem englischen Kai und der Galeerenstraße hinweg, sogar bis zur sogenannten kleinen Admiralität und bis zum Meeresufer senden. — Eine wirkliche Hofstadt baute sich solchermaßen zusammen, abgeschieden von den Wogen des minder vornehmen Stadtlebens durch den ersten großen Kanal: die Moika.

In allen diesen Straßen erkennt man es augenblicklich: hier thront die höchste Adelschaft, hier gebieten unbegrenzte Geldsummen. Kein Zeichen eines bürgerlichen Mittelstandes, noch minder eine Spur von bettelnder Armuth. In den Häusern herrscht dieselbe feierliche Stille, wie in den wappenstolzen Bauten der Herrengasse zu Wien, wie einst in guter alter Zeit im Faubourg St. Germain oder heute in der Rue Lafitte. Was durch die Straßen von Geschäftslärmen brausen darf, geht das Innere dieser Paläste nichts an. Nur selten erlaubte sich ein Kaufmann seine Waaren in ihrem Erdgeschoße auszulegen und schweigend liegen selber die Comptoirzimmer der Börsenfürsten am englischen Kai. Der gemeine Ton des abgezählten Geldes kllirt aus ihnen nicht hervor, ein kleines Papier genügt bei ihrem Verkehr für Goldmassen,

welche in Metallen ausgeprägt den Fußboden des Zimmers bedecken würden. Wen Ihr am Vormittag in diesen Straßen erblickt, gehört sicherlich ursprünglich nicht hierher. Den Palästen zum Dienst kam er vom äußersten Ende der großen Seite oder vom jenseitigen Newaufer herangewandert, und wenn die Paläste erwachen, muß auch das leiseste Zeichen seines Schaffens verschwunden sein.

Erst gegen Mittag beginnt das eigene Leben dieser Hoffstadt. Dann rollen die vierspännigen Karossen zahlreich hindurch. Große Wappen in Hermelinmänteln schimmern am Kutschenschlag oder es umranken goldene Zierrathen die Stelle, welcher dies Wappen fehlt, weil ein einfacher Namenszug besagt, daß der Inhaber der Equipage nicht mehr solcher Zeichen bedarf, um in der Aristokratie vollgültiger Berechtigung sicher zu sein. — Gallonirte Bedienten fliegen auch dann erst von einem Thorweg zum andern; leibeigne Menschen schlüpfen zwischen den ungeduldig stampfenden Rossen hindurch, auf denen oft so zwerghafte Vorreiter sitzen, daß man sie auf dem Sattel anbinden mußte; grellbunte Thürstehrer brüsten sich gravitatisch in den Hausfluren, und sprechen gewichtige Worte mit selbstbewußter Miene zu den harrenden Kutschern, während sie trotzdem mit unterthäniger Scheu nach der Tiefe des Gebäudes lauschen, ob dort etwa die Gewänder der Herrin auf der Treppe rauschen oder der sporenklirrende Schritt des Gebieters erklingt. — Aber wenn auch Herr und Herrin sich in die Wagen warfen und davon eilten, so erwacht in ihrem Wohnsitz dennoch kein Zeichen einer Betheiligung am Leben der übrigen Welt. Geschlossen bleiben die Spiegelfenster und verhüllt gegen den hellstrahlenden Tag. Nur als beiläufiges Zubehör der standesmäßigen Ausschmückung ihrer Zimmer erscheint das Schauspiel des Drängens, Treibens, Arbeitens und Bewegens auf der Wasserfläche der Newa; und erst am Abend, wenn sich

dort die dunkeln Schiffköße in undeutlichen Schatten festlagerten, wenn nur noch selten ein eiliger Junke über die Wassermassen hinwegschlüpft, wenn drüben auf Wassili-Ostrow und hüten in den weitem Umkreisen der großen Seite allmählig alles Leben schweigt — dann schlagen jene Häuser ihre Augen auf, dann brechen breite Lichtgarben durch die Spalten der schwerstoffigen Vorhänge aus den gold- und edelsteinblindefnden Säulen hervor, wie verwundert, daß da draußen auch eine Welt vorhanden ist und daß diese Welt nun schlafen mag, da die einzige Zeit gekommen, welche ihrer Welt des Wachens werth erscheint.

Dagegen mag wohl auch mancher Blick aus dieser dunkeln Welt zu den stolzen Adelsstößen hinschweifen und auf den Lichtstrahlen, welche aus den erwachten Fürstensälen hervorglänzen, wiegt sich wohl manch ein dämonischer Reigen bedenklicher Betrachtungen. Denn immerhin ist es ein seltsamer Standpunkt, welchen der Sammelplatz dieses russischen Fürsten- und Herrenlebens einnimmt. Zwar hat es sich um die Sonne des Czarenthrones geschaart; aber doch noch näher, als irgend ein Fürstenpalast, steht dem Winterpalast das Gebäude des Generalstabs und des allmächtigen Kommandanten der Residenz. Dieses umringen die Geschäftszimmer des Polizeiministeriums, des Institutes rückichtslofer Gewaltübung, und dicht daneben das Bureau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, jenes grauen Grafen Messelrode, dessen Macht selbst der vornehmste Knecht im fernsten Lande nicht unerreichbar ist. Ostwärts aber, in der Richtung gen Sibirien, üben sich auf dem Marsfelde die Regimenter mit ihren Batterien, dahinter drängen sich Kasernen an Kasernen. Ja, eine derselben schob ihre waffengefüllten Räume mißtrauisch sogar zwischen die Kaiserzimmer und jene Paläste. Unten am Fuße des Winterpalastes harren außerdem fortwährend Schaaren von Feldjägern jener Befehle, welche bedingungs-

los über Wohl und Wehe jedes Einzelnen im weiten Russenreich entscheiden; unsichtbar fliegen an den Drähten des galvanischen Telegraphen unter dem Pflaster und den Brücken, über welche die stolzen Karossen rollen, die Selbstherrscherworte aus des Kaisers Arbeitsgemach nach der Wohnung des fraglos ausführenden General Kleinmichel. Jenseits des Kaiserpalastes aber und auch jenseits des Neßkyprospektes, wo in den Palästen der kleinen und großen Morskoi des höchsten Adels nächste Sippschaften wohnen, erblickt man ein vorn offnes, hufeisenförmiges Gebäude: die Behausung des Kavalleriegenerals Orloff, welcher Benkendorff's Nachfolger in der dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers aller Rußen wurde. —

Worauf stößt dann der Fürstenblick, wenn er über die Newa hinschweift? Die Peter-Pauls-Citadelle wickelt sich gerade gegenüber finsterschweigend in den steinernen Mantel ihrer Bastionen. Zwar schwingt ein Engel das Kreuz des Friedens über der vergoldeten Spitze ihres Kirchturmes, aber in den Grabgewölben dieser selben Kirche stehen die Särge vieler Czaren und bei jedem Czarentod zertrümmerte das Glück, erblich das Lebenslicht vieler Häupter der Hofadelschaft. Neben dem Thurne steigt auch tag- und nachtüber eine schwarze Rauchsäule auf. Vom Schmelzofen der Münze kommt sie, deren Metalle in den Schachten des Ural und aus dem Sande des Irtysh von Sträflingen zu Tage gefördert sind, welche nicht nur der Hütte entstammen. Aus den Festungsmauern hervor blicken dazu die Mündungen schwerer Batterien; unter den Geschützreihen und über der darunter hinrauschenden Newa dunkeln kleine Fenster, paarweis zusammengestellt, aus tiefen Mauerhöhlen, ausgeweiteten Augen vergleichbar, niemals von einem Lichtstrahl erhellt. Das sind die Kasematten, in denen nach des Staatsraths Gretsck Versicherung nur ein Paar gemeine Kriminalverbrecher festge-

halten werden, während doch im einzigen Wonnemond des Jahres 1843 neunzehn Kranke vom Lazareth derselben Gefangenen verpflegt wurden. — Russische Räthsel, russische Wahrzeichen!

Wohl mögen sie in den Gemächern jener Paläste dieser Umgebungen selten gedenken; und nur wenn einmal plötzlich ein Blitzstrahl zerschmetternd herabfährt, kommen die trüben Gedanken. Aber die echte „Stolbovaia“, der alte Moskowiteradel, hat doch eben darum dies Petersburg hassen gelernt bis in das tiefste Herz hinein. Wohl muß er seinen Zorn verschließen, aber mißachtend blickt er auf seine Genossen an der Newa, daß sie dem Hause Romanow dienen, demselben Hause Romanow, welches einst die alten Bojaren nur nach Zögern in ihre Genossenschaft aufnahmen und welches nunmehr den von der Adelskammer ihm verliehenen Kaiserthron auf vergoldetem Stahl erbaute und mit den Strahlen scharfgeschliffener Bayonette umgab. Sie können es noch immer nicht vergessen, daß sie einst mitsprachen im obersten Rathe des Reiches und sich mitnannten in den höchsten Befehlen der Herrschermacht. Sie wissen auch recht gut, wie neben allen Geschützen, deren Donner so feierlich an kaiserlichen Geburts- und Jubeltagen über die festlich geschmückte Residenz dahinrollen, noch heute große Kugelhausen vorsorglich aufgeschichtet liegen. —

Unterdessen glänzt das Petersburger Leben weiter; unterdessen quillt dort jede Erscheinung fort und fort nur aus dem Brunnen kaiserlicher Macht und kaiserlichen Willens. Die Gottesmacht selber scheint nur soweit anerkannt, als der Kaiser ihr Vertreter auf Erden ist, dagegen vollkommen vergessen die demokratische Elementarkraft, an welcher trotzdem jede Lebensfaser des Brennpunktes dieser Kaiserpracht hängt — die Newa.

Wie bezwungen von Ukasen und wie gefesselt vom czarischen Willen

wälzt sie ihre Wogen zum Meerbusen. Finnische Granitmassen, zu beiden Seiten aufgethürmt, bezeichnen ihren anbefohlenen Weg, und prächtige Fluchttreppen mit dem Schmucke altägyptischer und neupetersburger Bildhauerverke bezeichnen den Menschen die Straße zu ihr hinab. In leichtsinnigen Barken wiegen sich diese auf ihren Wellen und ihre Waaren führen sie in weitbäuchigen Lastschiffen darüber hin. Im frohen und geschäftigen Lärmen der Residenz verhallt am Tage das gewaltfame Rauschen ihrer Wasser; vor dem Blinken und Blitzen der Gondeln, vor dem Räder Schlag und Maschinenrauche der Dampfboote, vor der wimmelnden Bewegung auf den Brücken vor der Häuserpracht an ihren Ufern verschwindet jeder Gedanke an die Urkraft ihres Wellenschlages. Die Newa scheint wirklich gezähmt. Nur in tiefer Nacht, wenn endlich auch die Lichter der Gesellschaftssäle erloschen sind, das Rollen der Wagen verhallt und zuletzt die ganze weite Stadt stillschweigend ruht, selten einmal aufstöhnend im wehklagenden Anruf der Wachtposten — nur dann erklingt das Brausen ihrer Fluthen alleinherrschend. Dazwischen jauchzen mitunter einzelne Athemzüge ihres Bruders, des Sturmes. Dann rollt es wohl von fernher, wie ein drohender Donner: das Grollen des finnischen Meeres, ihrer Schwester. Und in solchen unheimlichen Nächten geschieht es, daß der Sturm mit dem Meere hereindrängt vom Kronstädter Seebollwerk. Dann stürzen die Fluthen der Newa aufjauchzend jenen beiden entgegen. Vorn an den Mündungen ihrer gespaltenen Ausflüsse hebt sich's wie wilder Geistertanz leuchtend aus dem Nachtdunkel. Die unbebaut gebliebenen Vorposten des Petersburger Archipels überdecken sich mit weißem Schaum, die Wasserfluthen innerhalb der Kaiserstadt heben und bäumen sich an ihren granitnen Ufermauern empor, im wilden Taumel losgeketteter Kraft steigen sie die breiten Fluchttreppen heran, auf denen sonst die Menschen zu ihnen

hinab und auf ihren Postamenten scheinen selbst die steinernen Sphinxen, Greife, Löwen, Obelisken dem tollen Wellentanz entgegen zu zittern. Wenn dann die ersten Morgenlichter von Sibirien zu dem russischen Landende hergestogen kommen, erkennt der Wächter auf der Festungsmauer das Drohniß. Dann donnert ein Kanonenschuß die Städter aus dem Schlaf empor; noch glauben diese den Verkünder eines offiziellen Jubeltags zu hören, da dröhnt ein zweiter Schuß, bis endlich Schuß auf Schuß sie zu der Wirklichkeit des Schreckens erweckt. — Vor die Häuser der Aristokratie fahren nun die stolzen Karossen in rasendem Eilen, todtbleiche Menschen ohne Uniformen und Orden stürzen daraus hervor; Schaaren von Dienern rennen aus den treulos verlassenen Gebäuden hinter den Herren landeinwärts. Und während sich die flüchtende Menge durch die prachtvolle Neßkyperspektive hinwälzt, haben die Wogen bereits die Flusstreppen erstürmt, im leichten Spiel die Granitquadern der Einfassungen umgestürzt, um verfolgend hinter den flüchtigen Massen herzuspringen. Aus den Kanälen brechen gleichzeitig die abgeleiteten Newawellen hervor, aus den Abzugsschleusen schießen mannsdicke Springfluthen und bald schäumt, toßt, brüllt das rasende Element durch die drei Prospekte bis an das äußerste Ende der Stadt. Denn selbst die höchsten Theile der Großen Seite erheben sich nur fünfzehn Fuß über den Meeresspiegel.

Dies sind die furchtbaren Mahnungen, mit denen die Elementargewalt der Erdengröße gegenüber tritt; und diese weicht ihr eben so unbedingt, als sie vorher allein herrschte. Die ununterbrochen dröhnenden Kanonendonner der Festung sind die Zammerrufe, mit denen sich die Czarenmacht von Gottes Gnaden der Newamacht auf Gottes Gnade ergiebt. — Man könnte glauben, nur um dem kaiserlichen Auge mit der Dekoration einer Elemente bändigenden Steinmacht zu schmeicheln, seien

die granitnen Flußeinfassungen emporgethürmt worden; denn keine Brustwehren sind sie, sondern nur Zierrathen, welche der erste Fluthandrang hinwegspült. Man hat auch keinen andern Versuch eines Schugwalles erschaffen, dagegen an den Festungsmauern, an den Ecken der Palaststraßen, neben den Pforten der Kathedralen große Tafeln aus schwarzem Gestein eingemauert und darauf die einfachen Worte geschrieben: „17. November 1824.“

Trotzdem verließ die Aristokratie ihre Wohnungen am Newaufer nicht. — Ist es ein stolzer Muth, der sie hier bleiben läßt? Löste sich ihr inneres Wesen vielleicht doch nicht völlig in der czarischen Alleinmacht auf und figelt's ihre Sinne, mit ihrem Leben unmittelbar an jene Macht zu grenzen, vor welcher selbst ihr Kaiser weichen muß? Will sie sich dem Anblicke der unbezwinglichen Elementarkraft gewöhnen, um dereinst desto fecker in das Auge des Herrschers zu blicken? Wen man einmal überwunden sah, vor dem hat man kein rechtes Fürchten mehr und wäre seine Kraft der unsern auch unermeslich überlegen. Kam es daher, daß die Erwürgung Pauls, die Erdrosselung Peter des Dritten, der nach Kaiserblut lüsterne Aufruhr des Jahres 1825 gerade in der Petersburger Hofwelt ihre Urheber fanden? — Wer mag entscheiden?! Wer mag sagen, ob die alten Moskauer Bojaren Recht haben, wenn sie alle Sinne ihrer Petersburger Sippen verweichlicht und ihre Wünsche entnervt im Schranzendienste nennen? Wer mag ergründen, welche wirkliche Gedankenwelt und welche Zukunftspläne in jenen vornehmstillen Häusern wohnen, die sich so nah zum Kaiserstize drängen, so stolz der Festung gegenüberstehen, so ruhig auf die Newawogen blicken?

Petersburg ist die jüngste europäische Großstadt und ward sogleich als solche aufgebaut, während die übrigen an ihrer Geschichte allmählig aufwuchsen. Darum sind wir anderwärts gewohnt, die Erzeugnisse architektonischer, überhaupt bildender Kunst für Merksteine der Entwicklungsgeschichte der Stadt, für Erinnerungszeichen der Staatengeschichte, ja mitunter — obwohl dies selten — für Zeugnisse des Volkslebens zu erachten. Darum reichen auch so häufig die alltäglichen Verhältnisse ihrer heutigen Umgebungen nicht an sie heran. Sie sind eben Erschaffungen der Gesamtheit einer Jahrhunderte lang fördernden Gemeinkraft, doch heute oftmals nur mehr Denksteine einer ruhmvollen Vergangenheit, mit welcher sich die Gegenwart zwar nicht messen kann, von welcher sie aber trotzdem in organischer Nothwendigkeit der Geschichtsgänge abstammt; denn auch der Rückschritt der Kräfte ist ein Lebensgesetz. Wie der zitternde Alte inmitten prunkender Trophäen sitzt und den kindischgewordenen Greis die selbstgeschaffenen Werke höchster Geisteskraft umstehen, so umgekehrt können wohl die Ueberbleibsel früherer Herrlichkeit in lang vergessenen und verlassenem Winkeln verkommen, sie können Niesen in der Hütte, Könige ohne Hofstaat erscheinen; aber es bleibt ihnen die historische Berechtigung, das Recht der Existenz. — Anders in Petersburg. Als Erinnerungszeichen einer fernem Vergangenheit sind derartige Denkmale ohne Nothwendigkeit, weil die fernste Vergangenheit der Stadt und des ganzen Kaiserstaates kaum über drei Menschenalter zurückliegt. Die historische Berechtigung entgeht ihnen, weil jene Vergangenheit keinerlei organische Beziehungen zur Gegenwart besitzt. Rußland und Petersburg hat ja überhaupt keine selbstständig aus seinem Boden hervorgewachsene Entwicklung, es hat nur eine Reihe von Regenten, von Hofgeschichten, die nun Stadt- und Staatsgeschichte genannt werden. Ja, während der einzigen Zeit, in welcher eine Art

von Volksgeschichte auftaucht — Alexanders Regierungsperiode und die Napoleonische Kriegsepoche — ist gerade Petersburg mit seiner innerlichen Ausbildung verhältnißmäßig am wenigsten vorgeschritten. So erscheinen denn die überhäufigen Denkmale, Standbilder und hervorragenden Bauten nur als Staffagen, als bunte Steine im Gallaßschmeide der aufgeputzten Residenz. Der Boden erzeugte sie nicht, auf welchem sie stehen, sondern ein Ukas hat sie dorthin befohlen. Und eben weil sie nicht als Naturnothwendigkeiten einer aus sich selbst erwachsenden Stadt und eines aus sich selbst gestaltenden Staatslebens erstanden, sondern gleich den Baumgruppen eines Parkes nur dem Geschmacke des Grundherrn ihren Ursprung verdanken, konnte auch der Gärtner ihre Größe, Gestalt, wie Aufstellungsorte theils im Voraus bestimmen, theils in die ursprünglichen Pläne einpassen oder deren noch unvollendete Ausführung nach den neuen Bedingungen einer wohlgefälligen Wirkung anbefehlen. So ist es gekommen, daß alle derartigen Dinge in Petersburg den Augenpunkt irgend eines weiten Zuganges, den Kernpunkt eines abgepaßten Platzes einnehmen. Man erblickt sie also zuerst aus weiter Ferne, undeutlich und der Perspektive verkleint. Allerdings wachsen sie heran, indem wir ihnen nahen; aber bei dieser Allmähligkeit gewöhnt sich unterdessen das Auge ihrem Maßstabe, und die riesenmäßigen Glieder des Körpers, an dessen Fuße wir stehen, verlieren ihre Macht. Ueberhaupt läßt uns Nachdenken und Vergleichung weit mehr, als augenblicklicher Eindruck die Petersburger Riesemäßigkeit anstaunen. Auf solche Weise ist es auch begreiflich, wie man eben in Petersburg weniger denn sonstwo durch längere Gewohnheit gegen solche Stadtschönheit gleichgültig wird. Ja, es gehört sogar erst ein gewisses Einleben dazu, um sie in vollem Maße zu würdigen; es ist also wirklich nicht nur der Glanz des Kaiserlichen und die Eitelkeit,

was die Petersburger und ganz Rußland zu fortdauernder Ueberschwenglichkeit im Lobe der Schönheit ihrer Residenz begeistert; es ist thatsächlich viel Wahres daran.

Der Fremde, besonders der Deutsche, vermag jedoch nur für kürzeste Zeit in dieser reinen Stadtschönheit sein Genüge zu finden. Die historische Neigung ist in ihm überwiegend, er fragt nach deren Bedingungen, er will Geschichte. Wir haben ja daheim so viel Vergangenheit und so viel Geschichte! Wir haften ja an ihr mit solcher Herzmüdigkeit, daß wir darüber gar oft die drängende Gegenwart vergessen und selber unsere Zukunft am liebsten als verschönte Wiederkehr einer verklärten Vergangenheit erschaffen möchten. Wir können es nicht fassen, wie eine ganze Welt eben nur in, mit und von der Gegenwart leben, wie sie die Zukunft sich selbst überlassen und die Vergangenheit abgethan hinter sich werfen mag. Wir wollen auch die Petersburger Gegenwart aus ihrer Vergangenheit herausentwickeln und suchen darum so eifrig nach den Marksteinen ihres Anfanges. — So geschieht es wohl, daß wir stunden- und tagelang achtlos die Petersburger Straßen durchkreuzen, ohne etwas Weiteres als den Eindruck prächtiger Massenhaftigkeit davonzutragen; ja, daß wir selbst das Leben von uns weisen, weil wir zuerst den Schlüssel zu seinem Verständniß im Anblicke der Denkmale seiner Schöpfung finden wollen. Man hat uns aber auf der Schule gelehrt, Peter der Erste habe die Newahauptstadt geschaffen; und nachdem der Lehrer seine historische Begeisterung für des Czaren Thaten mit vollem Brusttone bis zu Ende abgelesen hatte, fügte er eine Beschreibung der Reiterstatue hinzu, welche an der Newa auf einem finnischen Granitfelschen aufgerichtet sei. — Endlich erschauen wir das Standbild.

Mitten auf einem weiten Plage trägt ein trefflich gearbeitetes Ross in kühnem Sage den Erbauer Petersburgs zur Spitze eines aus niede-

rem Buschwerk schroff emporragenden Felsens hinauf; zertreten krümmen sich über die Kanten des Granitblockes zwei Schlangen herab — des Neides und der Mißgunst sagt die offizielle Erklärung des Fremdenführers. Zur Linken des Standbildes prangt der säulenreiche Senatspalast, zur Rechten dehnt sich hinter Bäumen ein Seitenflügel des Admiralitätsgebäudes, im Hintergrunde steigt die dunkelfarbige Isaakskirche mit ihren fünf Goldkuppeln empor und im Vordergrund lagert die Isaaksbrücke mit ihren wimmelnden Menschenmengen auf der seebreiten Newa. Frei und leicht leitet die Linke des ehernen Czaren das Ross am Zügel, während die Rechte hindeutet nach der Festung und der Akademie jenseits des Flusses. —

Kunstkennerchaft hat an der Ausführung des Bildes, deutende Absichtlichkeit am ganzen Entwurfe gemäkelt. Wer zum ersten Male auf dem Isaaksplatz im Angesicht der Statue steht, mag schwerlich solche Eindrücke empfinden. Höchstens beklagt er den Standpunkt derselben (denn drüben im Festungshofe, zwischen den zwingenden Kanonen und den Waffen der Regimenter wäre der richtigere Platz gewesen), und dann vielleicht das herrliche Latein, welches überdies noch eine russische Nebenschrift nöthig machte. Petro primo Catharina secunda gruben sie in den Felsen, als ob es eines Wortes der Erklärung bedürfe; und sie schrieben es an die Seite des Felsens, als ob die „Philosophie auf dem Throne“ sich in Weibereitelkeit geschämt habe, an der Stirn des Monumentes für Peter, welcher unbedingt der Erste war, ihren Namen als den zweiten unterzuordnen. — Es ist einmal das allgemeine Unglück des Großen, von der Lächerlichkeit des Kleinen verfolgt zu werden! Was aber war hier klein? Ein schmeichlerischer Entwurf Falconets, oder ein Wunsch Katharina's? Weder die kleinen Memoiren, noch die große Geschichte geben Antwort darauf. —

Das Denkmal bliebe auch trotzdem in seinem Gesamteindrucke erhaben, bleibt es dann selber, wenn man uns erzählt hat, wie der finnische Granitfelsen um die Hälfte seiner Größe gestutzt worden ist, beim Aufstellen der Reiterstatue zerberstete und endlich gar zusammengefittet werden mußte. Der Reiter darauf hat ebenfalls manches Felsenherz zerspalten und manche Felsenstirn zerschmettert, um in seinem Rußreiche die Newahauptstadt zusammenzufügen. Wer war nun sinnbildlicher? Die Natur, da sie den Felsen zersprengte, oder die Menschenkunst, da sie ihn dicht vor den Hufen des anspringenden Rosses abhackte, als sei mit Peters letztem Schritte die aufstrebende Entwicklung Rußlands abgebrochen?

Jenseits der Newa steht noch ein Denkmal, der Gegensatz zu diesem, weil unschön und kunstlos, doch aber bedeutungsschwerer als dieses, weil ein wirkliches Ueberbleibsel der Zeit, von welcher es zeugt. Das erste Haus Peters steht zur Rechten der Festung, auf der Petersburger Seite und dicht an der Newa. Es ist nur aus Holz, nicht einmal in nationalrussischem, sondern in holländischem Geschmack gezimmert, von Außen angestrichen, als bestände es aus unbetünchten Ziegelsteinen, und einstockig. Zwei kleine Stuben mit niedern Fenstern, eine enge Flur und ein einfaches Betzimmer: das ist sein ganzer Inhalt. Spätere Geschlechter stellten ein auf Pfeilerbogen ruhendes Dach darüber und umgaben das Ganze mit weiten Fenstern, damit der Regen den Bau nicht zerweiche und das Wetter ihn nicht zerbröckele. So gleicht dies kleine Kaiserhaus nunmehr einem Spielzeug im Glaschrank und doch ist es die Mutter Petersburgs, der Geburtsort der europäischen Großmacht Rußland.

Von diesem Hause sprechen trotzdem die Petersburger viel weniger, als von der Reiterstatue. Denn jener Stolz, welcher nach erlangter

Größe so gern auf deren kleinen Anfänge hinweist, ist ihnen fremd. Was Petersburg nicht glänzend schmückt, ist ihnen bedeutungslos; sie haben kein Verständniß für ihre eigne Geschichte, vielleicht weil diese, wenn sie sich frei entfalten durfte, nothwendig ganz anders gestaltete Ergebnisse hätte bringen müssen, als die vorhandenen. Die majestätische Reiterstatue ist ihnen lieber. Da ist volles Zugeständniß an das Bild eines Kaisers aller Rußen im offiziellen Residenzgeschmack; denn selbst die ursprüngliche Tracht des Czaren wird vom klassischen Cäsarenmantel bedeckt, die pelzbefetzte Mütze ist vom Haupt geworfen und das starkknochige Gesicht zu einem Imperatorenantlitz umgemodelt.

Trogdem versinkt auch dieses Kaiserbild, wenn wir von der Isaaksbrücke zum Isaaksplaz zurückkehren, in der Massenhaftigkeit des neuen Petersburg, von welchem es umgeben wird. Ja, wir gewahren jetzt, wie dasselbe nicht einmal die Mitte des Plazes einnimmt, als solle es eine nicht ferne Zukunft völlig beseitigen.

Man hat damit nicht Unrecht. Und im Gefühle solcher Berechtigung der Gegenwart mag auch der Petersburger Sprachgebrauch die strenge Scheidung erfunden haben, wonach der unmittelbare Umkreis der Petersstatue als „Petersplaz“ aus dem Isaaksplaz herausgeschnitten wird. Peters Steinbild steht wirklich vollkommen vereinsamt inmitten des umgrenzenden Schmuckes. Die künstlerische Ausführung des Denkmals harmonirt eben so wenig mit dessen Charakter, wie Peter selber mit dem Petersburg der Gegenwart. Und doch bildet das Steinbild auch keinen erhabenen Gegensatz zu den Gebäuden des modernen Petersburg, Peter selbst erscheint diesem nicht alterthümlich, sondern altmodisch. Die Neuzeit kokettirt umsonst mit dem steinernen Bilde; sie hat kein Gefühl für die Art seines Originals, dessen Name zu einem

banalen Schlagwort herabgesunken ist. Petersburg kann auch keine wirkliche Pietät für seinen Schöpfer hegen; denn es hat die Aufgabe in keiner Weise erfüllt, welche ihm dessen Wille setzte. Er wollte daraus das pulsirende Herz, das schöpferische Hirn eines im Innersten europäisch zu gestaltenden Reiches machen und Petersburg begnügte sich mit der Rolle eines Crachat d'ordres impériaux. Aus seinem Grabe in der Festungskirche aufsteigend würde sich der titanenhafte Selbstherrscher grimmig umschauen, würde wohl gar den gefürchteten Stab schwingen, welchen sie bei seinem Wachsbild in der Kunstkammer aufbewahren, wenn er erschaute, auf welche Art sich die Früchte seines gewaltigen Hereinziehens ausländischer Formen in russisches Leben eben in Petersburg und eben durch Petersburg entfaltet haben. Was hat es geholfen, daß er in seinem politischen Testamente den Thronfolgern zurief: Beruft durch alle möglichen Mittel von den gebildeten Völkern Europa's die Feldherrn während des Krieges und Gelehrte während des Friedens, um die russische Nation an den Vorzügen fremder Länder zu theiligen, doch laßt ihr von ihren eignen nichts rauben! Die ausländischen Gelehrten sind allerdings berufen worden, die ausländischen Feldherrn haben allerdings Rußlands Schlachten geschlagen und der russische Staat hat die Errungenschaften durch fremden Geist und fremde Kraft als Eigenhöriges betrachtet; aber wo sich die russische Nation selbstthätig an den Vorzügen fremder Länder theiligte, da hat sie die Vorzüge ihres nationalen Elementes aufgegeben, um in Petersburgischer Nachahmung die Flittern einer ausländischen Ueberfeinerung einem roh verbliebenen, dennoch angegangenen Kerne anzuhängen. Dies Gemisch aufgepfropften und unnatürlichen Wesens betitelt sich trotzdem nunmehr russische Entwicklung, beansprucht seine Alleinherrschaft im ganzen russischen Reiche, wird unter dem Namen der Russifizierung vom Ausland,

von den Nationalen als Fremdländerei gehaßt und wuchert dennoch weiter.

Man darf nicht flüchtig wieder nach dem Innern der Großen Seite eilen, nachdem man den ehernen Czaren auf dem Granitfelsen zum andern Mal erschaut. Denn mittelbar, wie unmittelbar fetten sich noch manche bemerkenswerthe Stücke von Petersburg zwar nicht an das Standbild, doch an den Isaaksplatz. Touristenpflicht wäre darum zunächst, die vereinigten Paläste des dirigirenden Senats und des heiligen Synods zu schildern mit ihren erstaunlich vielen Säulen, Pfeilern, Figuren, Thorfahrten, kaiserlichen Adlern, runden und scharfen Ecken, welche die Hauptfronte am Isaaksplatz, wie die Flügelseite am englischen Kai verzieren. Publizistenpflicht wäre, von Neuem darauf hinzuweisen, wie diese beiden Behörden, von denen geschrieben steht, in weltlichen Streitsachen sei die eine, in Angelegenheiten der rechtgläubigen Staatskirche die andere des Reiches höchste Behörde, eben so von den Sekretären, von persönlichen Beziehungen zu den Parteien, von der Augendienerei gegen die Ministerien und die oberste Staatsgewalt abhängen als alle andern Gerichtsstellen, ja selbst gesetzlich in der Rechtskraft ihrer Entscheidungen der persönlichen Ansicht des Justizministers und des Czaren unterworfen sind. Aber wer möchte die greisen Häupter kampfunfähig gewordener Generale antasten, welche nun ihre letzten Lebenstage damit hinmartern, daß sie rechtsunkundig die schwersten Rechtsfragen erörtern? Wer möchte nacherzählen, wie ganz Petersburg davon spricht, daß die Advokaten mit den Sekretären der Senatsabtheilungen feste Prozente normirt haben, damit diese eine Rechtsstreitigkeit nur nicht aufhalten? Wer könnte das russische Wortspiel mit „Thor“ und

„Bestechlichkeit“ überlegen, welches damals erschaffen wurde, als man den Senats- und Synodpalast durch eine prächtige Pforte verband? Der Urheber des Wortspieles, obschon durch seine Geburt über russische Gesetze erhaben, erlitt Arreststrafe dafür und das Thor selbst ist so reich mit bronzenen Engeln besetzt, als sollten sie es vor jeder profanen Bemerkung schützen.

Das eigentliche Petersburg schreitet nicht einmal hindurch; die Straße, zu welcher seine hochgeschwungene Wölbung den Einblick und Weg öffnet, gehört gar nicht zum eigentlichen Petersburg. Freilich herrscht in den dortigen Gebäuden dieselbe Stille, wie in allen Gassen des hofstädttischen Theiles der großen Seite, aber die Gebäude tragen nur sehr einzeln den beliebten Säulenschmuck, zeigen nur sehr einzeln reichgallonnirte Thürsteher, noch seltner eine müßige Schaar leibeigner Diener im russischen Kaftan und nirgends den czarischen Doppeladler. Man möchte die ganze Physiognomie dieser Straße eine vornehme wohl, aber eine demokratisch-aristokratische nennen. — Vielleicht ist jedoch solcher Eindruck nicht vollkommen ursprünglich, vielleicht nur ein halb unbewusstes Ergebnis der bekannten Thatsache, daß die „Galereustraße,“ sowie das „englische Kai“ fast ausschließlich von den Vornehmen jener Kolonie besetzt wird, welche Großbritannien in Petersburg vertritt. Und England ist durch sie wirklich vertreten, so vollständig vertreten, daß der britische Nationalstolz auch in der Czarenresidenz ein abgeschlossenes, kompaktes, in sich gefestetes, vom Kaiserhof und Rußland unabhängiges Häuflein von etwa dritthalbtausend Menschen aneinanderschließt. Während die andern Einwanderer in ungestümem Drang nach Gold, im Fieberdurst nach Orden und nach Rängen mehr oder minder jedes nationale Selbstbewußtsein rückwärts warfen, um rechte, echte, ganze Petersburger, jedes freie Selbstbewußtsein verleugnen, um gar rechte,

echte, ganze Russen zu werden, hält sich die englische Einwandererwelt vollständig als Fremdeugemeinde. Nicht gen Osten nach dem Winterpalaste ist ihr Blick gerichtet, und man findet wenig englische Namen in den bunten Hofranglisten, in den Behördenverzeichnissen, in den Offizierreihen. Aber an dem Seebusen mündet ihre Straße aus und die stolzen Dampfboote auf der Newa schwammen der größten Zahl nach aus den Werften Beird's hervor. Drüben in den kaiserlichen Eisenwerken zu Kolpenas und Alexandrowsk gebieten Engländer; dort werden unter ihrer Leitung alle Bedürfnisse der Marine und vorzüglich die Eisenarbeiten der Schiffe, die Kanonen, Wurfkugeln und Maschinen hergerichtet, welche einst in jenem Kriege dienen sollen, der Europa's Fluthengürtel im Süden, Norden und Westen durchtoben wird. Und doch ringen eben auch gegen diese Kronsfabriken englische Privatwerkstätten um den Preis. Ja, der englische Stolz behauptet, daß sogar neun Zehnthelle dieser Kriegsbedürfnisse den Anstalten englischer Ansiedler entstammen. — So steht die Kolonie im vollsten Bewußtsein ihrer industriellen Macht den Kraftäußerungen der Krone gegenüber. — Mit der Petersburger Welt verkehrt sie ebenfalls nur geschäftlich. Sie hat keine Beziehungen zu deren außergeschäftlichem Leben, keinerlei Neigung zu deren flitterglänzendem Wesen. Selten verirrt sich ein Engländer in die Petersburger Gesellschaftswelt, während sich diese trotzdem zu dem „englischen Klubb“ drängt, wo gegen hohes Eintrittsgeld jedem Mitglied ohne Ansehen der Nationalität gestattet ist, enorme Summen am Whisttisch zu vergeuden. Doch desto seltner dringt die Petersburger Welt in das Innere der stillen Häuser des Newakais und der Galeerenstraße. Nur mit einigen großen Raouts, mit einigen Mittagsmahlen wird sie dort abgepeißt, und dann lebt Altengland wieder bis zum nächsten Winter abgeschlossen, wie zuvor.

Ein einziger Mann der Petersburger Hofwelt erkaufte in der Ga-leerenstraße seinen Palast, wie einst der Graf Cancrin den seinen am englischen Kai. Das ist der Baron Wilhelm von Lieven. Petersburg hatte ihn früher kaum gekannt, kaum einmal beiläufig unter den Offizieren bemerkt, welche dichtgedrängt die Zimmer des Winterpalastes an kaiserlichen Gallatagen füllen. Das Ausland wußte nichts und selbst die kurische Heimath sprach nur selten von ihm; denn er war der jüngere Sohn eines nicht eben reichen Edelmannes und schon früh nach einer Petersburger Militärschule abgegangen. Später war er freilich mitunter zur Mitauer Saison herangefahren, und es war aus dem kleinen Jungen ein eleganter Gardedragoneroftizier von hoher Gestalt, mit edlem, ruhigem Antlitz, tief-schwarzem Auge und üppigem Schnurrbart, geworden. Aber er erschien so einfach, klar und rüchhaltlos, daß man in ihm selbst nicht die aalglatte Gesellschaftsform eines Petersburger Salonoffiziers anerkennen zu müssen glaubte, noch viel minder sich eines tieferen Hintergrundes versah. Man wunderte sich sogar, als man bald nachher erfuhr, der junge Mann sei bereits Stabsoffizier und vom Kaiser persönlich beachtet. Nachher ging sein Bild der Heimath, wie der Petersburger Welt für lange Zeit verloren; man wußte nur in all-gemeinen Ausdrücken davon zu erzählen, wie er sich in militärischen oder auch diplomatischen Aufträgen in Persien befinde. Eben so spurlos glitten später Sendungen nach Konstantinopel an der flüchtig zu-blickenden Welt vorbei. Noch später war er noch mehr vergessen; denn man wußte nicht, welche bedeutame Geltung er bereits im Ministerium Nesselrode errungen hatte und wunderte sich fast, wenn einer erzählte, der Wilhelm Lieven komme als Generaladjutant sehr viel in die nächsten Umgebungen des Kaisers, ja sei beinah allabendlich der Gegner desselben in dem von ihm gern geübten Kriegsspiel. Unterdeffen hatte er sich

in aber Petersburg mit der Tochter des Generals Sablykoff verheirathet, war dann der Begleiter des jungen Thronfolgers auf dessen Reisen nach Deutschland, der Schweiz und Italien geworden, und darüber waren wieder mehrere Jahre verfloßen.

Urpötzlich erklang nun mitten aus den serbischen Wirrungen der Name Lieven überraschend durch Europa. Täglich brachten die Zeitungen neue Kunden von der Bedeutsamkeit, Gewandtheit, Keckheit des neuen russischen Bevollmächtigten. In raschem Zuge ordnete sich die bisher unentwirrbar erschienene Verwicklung dortiger Zustände unter seiner Hand, täglich klagten neue Zeitungsartikel von neuen Siegen im slavisch panarchischen Interesse Rußlands, täglich verkündeten andere den Ruhm und Preis des Mannes, welcher sie errang. Und nunmehr verkündeten's auch die Kurländer mit tauter Stimme einander und erzählten es mit stolzer Freude dem Ausländer, welcher ausgezeichnete Diplomat wiederum aus ihrer Ritterschaft hervorgegangen. Sie erwähnten jetzt selbst davon nichts, was sie sonst doch ehemals niemals vergaßen, daß diese Lieven eigentlich nicht echtdeutschen Schwerrittergeblütes seien, sondern Nachkömmlinge des lettischen Heerführers Kaupe, der sein Wappen erst um des angenommenen Christenthumes willen vom Papste zu Rom erhalten habe. Ja, so entzückt waren sie von dieser neuen Blüthe des diplomatisch vortreflich akkreditirten Namens der Lieven, daß sich ihnen plötzlich die bis dahin ziemlich unbeachtete serbische Angelegenheit mehr zu einem kurlischen, denn zu einem serbischen und slavischen Ereigniß gestaltete. Als habe Kurland einen Sieg errungen, so jubelte man über den russischen Triumph, welchen der nach Petersburg entführte Neffe Bibesko's als Geißel schmückte; und nunmehr sprach auch St. Petersburg vom General Wassil Iwanowitsch Lieven. Seine Zimmer umlagerten sich mit der Vornehmheit der Hofwelt, und ein kai-

ferliches Gnadengeschenk von zehntausend Silberrubeln flirrte aus der stillen Galeerenstraße heraus in den Bewunderungsruf der Hauptstadt, hinaus durch die zujauchzenden Dñseeprovinzen, durch das ganze mißtrauische Europa.

Seitdem lebt Herr von Lieven wieder in Petersburg, scheinbar nur vom Hofdienst beschäftigt und den diplomatischen Angelegenheiten fremd. Aber noch steht er in der Blüthe seines Mannesalters, und wer die Verhältnisse genauer kennt, erwartet von ihm über lang oder kurz ein neues Vortreten. Seine Laufbahn ist noch keineswegs abgeschlossen. Das stille Haus in der englischen Galeerenstraße birgt vielleicht einen der wichtigsten Lenker des Petersburger Kabinettsrathes der Zukunft. —

Die ganze Galeerenstraße mit dem englischen Kai mag überhaupt nicht lang mehr in jener Abgeschlossenheit verharren können, welche sie bisher vom allgemeinen Petersburger Leben schied. Bereits lärmten zahlreiche Regimenter russischer Arbeiter gerade in der Hälfte ihrer Ausdehnung, wo bisher nur eine schmale Verbindungsstraße aus dem Innern der großen Seite heranlief. Zusammengebrochen sind dort bereits lange Häuserreihen, aufgewühlt bis in die tiefsten Schlammteufen ist das Erdreich, wie eine klaffende Wunde öffnet sich die Zerstörung tief landeinwärts: denn dort soll eine breite Straße aufwachsen und auf die erstehende erste, einzige, steinerne Brücke ausmünden, welche das Petersburger Festland mit den Inseln verbinden wird. Vorausichtlich muß sich binnen Kurzem die Hauptströmung des Petersburger Geschäftslebens durch diese Stadttheilung wälzen, weil ihr von Wassili Ostrow herüber die Börse und der Hafen winken. Vorausichtlich werden binnen Kurzem die Erdgeschosse dieser stillen Häuser von Waarenlagern, Kaufbuden, Magazinen (große Kaufgewölbe) erfüllt sein, und Laffen (Viktualienkleinhandlungen), Kabaks (Branntweinschenken) und Wein-

handlungen sich in dichten Schaaren dazudrängen. Der Fashion englischer Hauseinrichtungen wird von dem Maschinengeklapper der Fabriken, die nüchterne Stille der heutigen Bevölkerung von der rauschfüchtigen Lärmigkeit russischer Leibeignen verdrängt werden. Auch Altengland muß vor dem Heranfluthen des Petersburger Alltagslebens flüchten. —

Ob dann die englische Kolonie noch immer so eng verwachsen bleiben kann, wie jetzt? Ob sie sich dann, wie heute, vor allen ausländischen Gesammtheiten geachtet und mächtig erhält im Petersburger Publikum? Ob sich mit dem Verluste des materiellen Sammelpunktes ihrer Häupter nicht die selbstbewusste Eigenthümlichkeit des englischen Charakters an der zähen Charakterlosigkeit des Petersburger Durcheinander abstumpft? — Wer mag die Antwort darauf geben? Jetzt freilich scheint es, diese drei steinernen Pfeiler der Brücke, welche man in die Grundtiefen der Newa einrammt, könnten auch die Grundpfeiler einer neuen Wendung des Petersburger Lebens werden, ja vielleicht einer wirklichen Entwicklung. Aber Petersburg hat ja noch niemals Entwicklungen gemacht, nur Ueberraschungen erlitten, und auch die Newa wurde noch niemals bezwungen.

Noch ist jedoch die Galeerenstraße ein Besitz des unvermischten Britenthums. Noch hat sich Petersburg dieses Eilands nicht bemächtigt, noch wohnt selbst Baron Lieven nur wie ein Fremdling darin. Aber das englische Kai ist dafür bereits getheilt zwischen englischer und Petersburger Herrschaft, oder vielmehr, es war niemals in gleicher Ausschließlichkeit britisches Eigenthum wie die Galeerenstraße. Ja, man darf dasselbe sogar in eine russische und eine englische Hälfte zerfallen;

und die Straße, welche auf die entstehende Newabrücke einmündet, bildet die Grenze. Von der Ecke des Isaaksplatzes, vom Senatspalast an bis zu jener Straße läuft die russische Strecke; jenseits ist englischer Bankiersbezirk. An das Senatsgebäude schließen sich die Fronten eleganter Häuser, über deren Pforten sogar meistens echt russische Namen prangen, seltener Namen, über denen Grafen- und Fürstencronen schweben, als vielmehr solche, deren Goldklang im Publikum noch größere Achtung genießt. Und weiter hin drängt sich ein säulenreiches Gebäude vor, welches für den Militärstaat Rußland wohl nicht von minderer Bedeutung ist, als die aufgehäuften Goldmassen dieser Stadtgegend. Das ist die sogenannte Militärakademie. —

In Deutschland würden wir unter so einfachem Namen wahrscheinlich nur eine Offizierschule erwarten; aber für diesen Zweck sind hier die Cadettenhäuser auf Wassili-Ostrow vorhanden. Die Militärakademie ward dagegen vor etwa zwölf Jahren geschaffen, um dem Mangel einer wissenschaftlichen Durchbildung der Offiziere des Generalstabs zu begegnen, welcher sich in allen Kriegsangelegenheiten empfindlich bemerkbar machte. Und ein dreijähriger Curfus soll nunmehr die früher nur halbreif gewordenen Früchte zur Vollkommenheit zeitigen. Ob dies gelingt — wer mag es sagen? Der äußerliche Apparat dazu ist so prächtigen Styles eingerichtet, wie eben alles derartige in St. Petersburg. Auch spricht man mit viel Emphase von der Schwierigkeit der Prüfungen, welche den jungen Offizier den Eintritt in die Anstalt eröffnen, ihn aus der theoretischen in die praktische Abtheilung begleiten und endlich seinen Austritt aus der Anstalt bezeichnen, um ihn in die gesicherte Stellung beim Generalstab einzuführen. Ein Gardeoberst schwedischen Herkommens ist der überall mit großer Achtung genannte Vorsteher der Anstalt; und wenn prächtige Befestigungsmodelle in wei-

ten, lichten Sälen, große Sammlungen mathematischer und physikalischer Instrumente, vortreffliche militärische Pläne, Karten und Zeichnungen irgend Zeugniß für die Tüchtigkeit eines derartigen Institutes ablegen können, so muß man die Petersburger Militärakademie allerdings den besteingerichteten Pflanzschulen zukünftiger Generale beizählen. —

Noch sind aber die hiesigen Erziehungsresultate kaum irgendwo durch die schwere Schule praktischer Prüfungen gegangen; denn selbst am Kaukasus befehligen lauter Generale, welche einer frühern Epoche der russischen Kriegsbildung angehören. Sollten wir in Deutschland, sollte Oesterreich an den Donaumündungen oder Abdul Meschid in Stambul zuerst sich mit der hier erwachsenen Kriegskunst messen? — Solche Fragen schleichen dem Fremden unwillkürlich bei Besichtigung der hiesigen Kriegsanstalten nach. Sie überraschen ihn bei den Paraden des Marsfeldes, sie winken ihm vor den vierfachen Kanonenreihen um die Artilleriearsenale auf der Wiborger Seite, sie wirbeln mit dem Rauche empor, welcher der Stückgießerei im fernsten Kreise der Großen Seite entquillt, sie klirren ihm aus den Kasernen entgegen. Aber all diese Glieder wären ja doch machtlos ohne Hirn — und die Militärakademie soll eben das Hirn erschaffen, welches jene Gliedmaßen und Gliedermassen gegen Europa in Bewegung setzt.

Seltamer Kontrast zu der Stille des Hauses, seltamer Gegensatz zu den bunt friedlichen Treiben um und auf den Dampfbooten, welche zwischen der Militärakademie und dem Senatspalast ihre Brücken auf das Newakai herüberwerfen, um die Petersburger Welt nach Kronstadt, Peterhof, Dranienbaum und andern Ausflugszielen am finnischen Meerbusen zu fördern. Da ist kein Gedanke an blutigen Krieg und Waffen. Da herrscht allein der Gedanke an Petersburger Eleganz und an die

kaiferlichen Lustschlöffer und an die Gesellschaft. Der Krieg und diese Waffen, welche hier gelten, brauchen keine Akademie zu lehren, und keiner Prüfung bedarf es, um die Schüler im Intriguenkampfe und Gesellschaftskriege zu Generälen zu fördern. Schöne Augen, süße Worte, glatte Manieren und gefällige Formen — das sind die Waffen und Wissenschaften, mit denen hier der kluge Feind den ungeschulten Barbaren rasch zu Boden wirft oder mit denen er den Halbverbündeten beherrscht, dem Schügling eine Macht erobert und sich selber die Herrschaft über den Mächtigsten ersiegt.

Und endlich wohl auch über die Mächtigsten des Staates. Giebt es doch kein Ereigniß des russischen Staatslebens, erscheint doch keine Abdankung und keine Erhebung auf dem Schauplatze der Begebenheiten, deren Urgrund das Publikum nicht eben wieder im Publikum sucht, nur niemals in der Macht der öffentlichen Meinung, niemals im Wunsche des Volks, niemals endlich in der Sorge für das Staatswohl — immer nur im Parteiwirken. In Ermangelung jedes öffentlichen und organisch begründeten Lebens ist man unendlich geschickt im Zusammenstellen einzelner kleiner Vorfälle geworden, welche den offenbaren Thatsachen vorgegangen sind oder sein sollen, so daß oftmals das ganze absolute Czarenthum in Frage gestellt und seine souveraine Allmacht an wettkämpfende aristokratische Oligarchien abgetreten zu haben scheint. Diese Auffassung der Dinge, welche sich unsern Blicken offenbarte, sowie wir die westlichen Reichesgrenzen überschritten hatten, bleibt gleichmäßig geltend in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft, wie die Fläche und die nordische Eintönigkeit in den verschiedensten Landeskreisen. Ein traurig Staatsleben, voll unwahren Scheines nach Außen, voll Lüge nach Innen. Was hilft die Petersburger Hyperloyalität, welche des Kaisers Namen fortwährend wie eines Gottes im Munde führt, welche

sich badet im Glanze der Majestät und nichts vollgültig anerkennt, was nicht Kaisers Wappen und Namenszug ziert, da sie die Aeußerungen des kaiserlichen Willens doch eben da fortwährend von parteiischen Bestrebungen abhängig macht, wo es die wichtigsten Lebensfragen des Staatslebens gilt? — Oder liegt eben auch darin ein Beweis, wie die neurussische Welt, deren Prototyp St. Petersburg, durchaus kein Organ für eine innerliche, naturgemäße Entwicklung der Zeit besitzt, weil ihr selber für ihr Leben die organischen Bedingungen abgehen? Offenbart sich auch hierin ein Symptom jener zernichtenden Krankheit des Petersburger Lebens, welche ein Erstarken der Newaresidenz zur Reichshauptstadt unmöglich werden ließ? Oder liegt in dieser Auffassung der Dinge eine wirkliche, volle Wahrheit?

Unentschieden iren wir zwischen solchen Zweifeln umher, indem wir weiter hinabschreiten, und unter den Palästen der englischen Bankfürsten ein ziemlich einfaches Haus gewahren, dessen Vorhänge herabgelassen, dessen Pforten fest verschlossen sind. Denn über dieser festgeschlossenen Pforte steht mit russischen Lettern „Graf Kanfrin“, und der Träger dieses Namens ist fern von der Hauptstadt, sein Ministerportefeuille ließ er in der Hand des Kaisers zurück.

Nur bei diesem Namen und beim Rücktritt dieses Mannes sprach kein Mensch in Petersburg vom Wirken einer Partei. Man wußte nicht, war er gestürzt, oder war er arbeitsmüde von seinem Posten herabgestiegen und noch ferner vom Glanze kaiserlicher Huld umstrahlt. Aber wo der Name genannt wurde, begleiteten ihn verwünschende Worte. Nirgends erscholl auch nur das leiseste Zeichen einer Sympathie für ihn, ja selbst nirgends auch nur die leiseste Anerkennung seines Staatswirkens. Wohin wir hören, schwere Klagen: in den baltischen und russischen Provinzen, unter dem Adel des Flachlandes und der städtischen

Bevölkerung, unter den Freien und Leibeignen, im Militär und Civil, in den handeltreibenden und gewerbsthätigen Kreisen, selbst unter den Schaaren der Bürokraten. Und vom Kaiser erzählt man ebenfalls aller Orten, wie er niemals persönliche Bezüge zu dem düstern Manne gewann. Was also war es, das ihn trotzdem vom Jahre 1823 bis 1844 allmächtiger Minister der Finanzen bleiben ließ? Hatte man doch schon den Beginn seiner staatsmächtigen Laufbahn, als er noch Generalintendant der Armee war, mit allerlei Fanggruben umgeben. Hatte man doch noch vor dem Tode des Finanzministers Gurieff, welcher ihn fürchtete und mit Recht als Nachfolger fürchtete, eine Schlinge um seinen Hals geworfen, in welcher man ihn zu erdrosseln glaubte. Trotzdem war er jenen Fanggruben klüglich ausgewichen und hatte die Halsschlinge nicht abgestreift, sondern mit der Macht der Redlichkeit deren Zuschnürung unmöglich gemacht. Doch selbst die makellose Reinheit, mit welcher er aus dieser Untersuchung hervorging, so daß er direkt aus den Zimmern der Untersuchungskommission in das Finanzministerium einziehen durfte, hat man niemals anerkannt. Und als Kanfrin das Wirrniß der Gurieff'schen Finanzverwaltung entwirrt hatte, ward ihm dafür Haß und Erbitterung zu Theil — denn er hatte die Einfuhrverbote erlassen. Die Art wie und die Strenge womit er sie erschuf, war allerdings ein Staatsstreich gewaltsamster Art; aber dieser Staatsstreich war das letzte Mittel der Rettung vor einem Staatsbankerott. — Bis hierher war Kanfrin wenigstens nicht zu verdammen. —

Warum nun diese eiserne Consequenz in der Festhaltung, warum dieser erstarrende Ausbau des Systems nach allen Seiten? — Man muß allerdings eine rechtfertigende, ja selbst eine erläuternde Antwort der anklagenden Frage schuldig bleiben. Aber dennoch darf man selbst diese verderbliche Consequenz nicht einzig und allein auf Kanfrin's

Schultern bürden. Mochte sie auch von einer durchaus falschen Voraussetzung anbefohlen sein, eben so bedingend als diese Voraussetzung sind der Mangel eines geschlossenen Organismus der ganzen russischen Staatsverwaltung, die unmittelbaren Gegensätze der einzelnen Richtungen in Rußlands äußerer und innerer Politik. Nirgends greifen die speziellen Pläne und Bestrebungen der obersten Leiter des Staatsschiffes minder ineinander, nirgends stützen und bedingen sie sich gegenseitig in minderm Grade, als eben in Rußland. Ja, man darf es kurz behaupten: dieses unnatürliche Sperrsystem ist eine Frucht des ewig nagenden und unheilbaren Krebschadens des russischen Staates: seiner unorganischen Fortbildung. Immer neue Geldbedürfnisse wuchsen empor, während der Kredit am Ende der Gurieff'schen Finanzverwaltung so völlig erschöpft war, daß man die Bons auf den Staatsschatz im Handel und Wandel nur mit 20 Prozent Diskonto, und selbst dann nur ungern annahm, weil jeder Einzelne noch unsicher blieb, ob ihm nicht bei dem Vorweis der Papiere mit der gewöhnlichen Formel: *Il n'y a pas d'argent à present, mais* noch mehr Prozente abgemäkelt würden vom Vollgehalte der Summe. Immer neue Geldforderungen stellten die türkischen, persischen, kaukasischen, polnischen Kriege an den Finanzminister; keine Reduktion des Heeres, keine Verminderung im Repräsentationsaufwand trat ein; sogar Vermehrungen des Beamtenheeres bestürmten den Verwalter des Staatsschatzes — und dieser mußte trotzdem gleichzeitig gehoben werden, mußte seinem erschütterten Kredite Achtung verschaffen, oder es drohte von Neuem die Vernichtung. Rankrin wußte es freilich zu ermöglichen, daß der kaiserliche Schatz sich endlich auf eine gleiche Geltungsstufe in der kaufmännischen Welt erhob, wie sie die *Banque royale* in Paris und die *Bank of England* ein-

nehmen; aber den Nationalwohlstand vergaß er in seiner Berechnung, er vergaß über dem Augenblicke die Zukunft.

Die Zukunft kam, die kam mit den alten und mit neuen Forderungen, die Vermehrung der Gehalte des vergrößerten Beamtenheeres ward zur absoluten Nothwendigkeit und die Reisen der kaiserlichen Familie, die Ausstattungen der heranwachsenden kaiserlichen Kinder verschlangen alljährlich unermessliche Summen. Dies Alles forderte die Erschaffung neuer Geldquellen, dies Alles lastete immer drückender auf den Vermögensverhältnissen der Unterthanen. Man mußte das Aeußerste wagen, um etwas zu gewinnen; man mußte direkte Steuern auf direkte Steuern häufen und die indirekten Abgaben auf eine schwindende Höhe treiben. Jede Staatshandlung ward endlich zur blanken Finanzoperation. So wurde Kankrin in der einmal eingeschlagenen Bahn immer unaufhaltsamer fortgerissen, so hat sein Verwaltungssystem erschreckende Bedrängnisse über Rußlands Bevölkerung heraufbeschworen.

Sie starren uns hoffnungslos entgegen, wohin wir auch blicken. Zuerst ließ die Regierung das System der Unterstützung einer Ackerbauentwicklung im Flachlande fallen, welche Rußland allmählig zur Kornkammer der Welt entwickeln sollte; damit gleichzeitig gab man die Heranbildung eines Fabrikstaates für die gröbern, aus der Viehzucht hervorgehenden Landesprodukte auf. Denn dies Alles schien die Geldmassen nicht rasch genug zu erzeugen. Dagegen verschleuderte man unermessliche Summen in der Förderung einer höhern Industrie, um damit eiligst zu gewinnen. Aber auch diese Hoffnung betrog sich, betrog sich durch die naturgemäßen Folgen der rein künstlichen Emporpyflung eines Industriebetriebs, welcher nirgends im Bedürfnisse der Masse wurzelte und nirgends aus dem natürlich gegebenen Material,

gleichsam aus den Händen des Volkes hervorwuchs. Es rächte sich damit wieder jenes System auf die grausamste Weise, an welchem Rußland seit Peter dem Ersten zu seinem Verderb gehaftet hat, und dessen Verderblichkeit es dennoch nicht anerkennen mag: das System, dem Finanzminister vor dem Minister der Aufklärung und des Kultus den Vortritt zu gestatten. Es rächte sich damit die Mißkenntniß des Zahlenverhältnisses der Unterthanenmassen zu den von ihnen bewohnten Länderbreiten. Man wollte Zustände emporzaubern, welche eben nur in reichbevölkerten und durchweg angebauten Reichen mit einer durchweg freien und mindestens bis zu einer gewissen Gleichmäßigkeit kultivirten Bevölkerungsgesamtheit möglich sind. Man hatte zu concentriren begonnen, ehe noch unermessliche Wüsteneien überhaupt jemals Menschen erblickt, ehe noch auf länderweiten Strecken überhaupt nur Leben, geschweige denn städtische Menschenansammlplätze aufgewachsen waren. So kam der Ackerbau und die Viehzucht in Verfall, während keine andere Industrie gekräftigt war. So vertheuerten sich die ersten Lebensnothwendigkeiten, während man dem Publikum Luxusartikel in Lebensbedürfnisse verwandelte. So entzog man indirekt den im Plattland verstreuten Grundherrn die Arbeiter, während man sie mit immer höhern Abgaben drückte, sowie sie irgend einen Erwerbszweig einschlugen, der nicht Ackerbau oder Viehzucht war. So häufte man Proletariernmassen auf einige Städte zusammen. So ward Rankrin der Schöpfer eines unter den jezigen Staatsverhältnissen und unter den heutigen Kulturzuständen nothwendig in quadratischen Progressionen aufschwellenden Pauperismus — eines der wenigen Uebel unserer Neuzeit, welches dem russischen Reiche bis zu seinem Finanzministerium noch fremd geblieben war.

Gebietenisch forderte jetzt die Nothwendigkeit eine Aenderung des

angenommenen national-ökonomischen Systems. Aber wo irgend der Finanzminister eine der gewohnten Ausgaben beschränken wollte, scholl ihm das Geschrei entgegen: selbst die vorhandenen Mittel genügen nur zum kleinsten Theil; und die Staatsmächtigen beruhigten die bangen Besorgnisse des Finanzministers immer von Neuem mit der Versicherung: wenn das bisher befolgte System bis zu einem höhern Grade der Ausbildung gediehen sei, werde es sich als das einzig richtige herausstellen. Der Minister wußte aber genau, wie keine „höhere Ausbildung“ desselben mehr zu erzwingen sei, er wußte wie er keine der neuen Anforderungen mehr befriedigen könne: Kanfrin stand bereits 1841 vollkommen rathlos.

Damals verlangte er seine Entlassung. Der Kaiser aber fragte ihn um die Bedingungen seines Bleibens, und Kanfrin nannte deren drei, welche sämmtlich den kaiserlichen Neigungen, wie den Lieblingsplanen des Staates schroff entgegenstanden. Denn der Kaiser möge sich verpflichten, lautete die erste, zehn Jahre lang das Reich nicht zu verlassen und eben so lang keinem Gliede der kaiserlichen Familie eine Reise in das Ausland zu gestatten. Die Verminderung der Armee für immer um 60,000 Mann war die zweite. Aufhebung des kaukasischen Krieges hieß die dritte. Auf keinen dieser drei Vorschläge wurde eingegangen und Graf Kanfrin begann bereits seinen Auszug aus dem Palast des Finanzministeriums, um sich nach dem stillen Hause am englischen Kai zurückzuziehen. Der Kaiser aber, von solchem starren Widerstand erzürnt, fährt mitten im Winter nach Peterhoff und schließt sich dort gegen jede Annäherung ab. Petersburg harret erschreckt der Folgen dieses Zerwürfnisses; die Hofpartei schürt eifrig an der Ungnade gegen den „ministeriellen Juden“, weil sie im Departementschef des Ministeriums Wronschensko, ein flügsames Instrument ihrer Wünsche zu ge-

winnen hofft. Da kommt plötzlich der Kaiser wieder von Peterhoff zurückgefahren, läßt den Grafen bereits vom englischen Kai zu sich rufen und tritt ihm mit den Worten entgegen: Enfin, vous avez raison, et — n'est ce pas? — Vous resterez? —

Kanfrin blieb wirklich. Die folgenden Jahre sahen den Kaiser nicht im Ausland, bei der Armee traten Reduktionen ein, selbst der kaukasische Krieg beschränkte sich in den Jahren 1842 und 1843 auf einem Defensivkampf und ein Abschließungssystem. Außerdem begannen genaue Untersuchungen der Kassen, Bestrafungen wegen Unterschleifen kamen an die Tagesordnung, kurz ein ganz neues Finanzleben schien sich zu entfalten. Jetzt erkannten jene Fraktionen der Bevölkerung, denen diese Maßnahmen und Ersparungen am unwillkommensten waren — das Beamtenheer und ein großer Theil der höhern Militärpersonen — wie gegen das System nichts auszurichten sei; so richteten sich nunmehr plötzlich eine Menge von Anklagen und Verdächtigungen gegen die Person des Ministers. Man rief es aller Orten mit scheinbarer Entrüstung aus, die von Kanfrin gestellten Bedingungen seien ein unerhörter Eingriff in die Machtvollkommenheit des Czaren; man erinnerte sich plötzlich des Romans „Dagobort“ aus dem Jahre 1797, welchen Kanfrin als vierundzwanzigjähriger hessischer Regierungsbeamter geschrieben, um die dort ausgesprochenen Ideen gegen die Loyalität des nun siebenzigjährigen russischen Ministers aufmarschiren zu lassen. Und gelang dies nicht, doch wenigstens die Charakterlosigkeit eines Mannes zu beweisen, dessen folgendes Buch „die Militärökonomie im Frieden und im Kriege (1822—24) ein Manifest des kräftesten Absolutismus gewesen sei. Gleichzeitig ermatteten die Kräfte des überangestregten Mannes, Wrontschenko mußte immer öfter für ihn eintreten; und die letzte Reise nannte nunmehr das Heer der Ankläger eine feige Flucht.

Er hat den Staat in seinen Entwicklungen gehemmt — flüsterete dann leise die Intrigue, aber doch laut genug, daß es die rechten Ohren hörten. Er ist geflohen, da er kein Mittel mehr fand, die Nothdurft des Staates zu befriedigen und sich nebenher zu bereichern — spricht die medisirende Gesellschaft. Er ist entwichen, nachdem er uns zu Bettlern gemacht hat durch die Verführung des Volkes zur Industrie — großen die Grundbesitzer. Er hat den Handel ertödtet und alle ausländischen Geschäfte ruiniert — klagt die Kaufmannschaft. Und der Pauperismus mit dem Proletariate eines erdtheilgroßen Reiches heftet seinen Fluch seiner Geburt an den Namen Kanfrin.

Dies war das politische Ende eines Ministers, welchem trotzdem kaum die erbittertsten Feinde eine achtenswerthe prinzipielle Konsequenz abzusprechen wagen. Ein einziger Irrthum, durch ein Vierteljahrhundert mit Hartnäckigkeit fortgesetzt, hat ihn vernichtet. Und dieser Irrthum war doch am Ende nur ein Erbe des Irrthums Peter des Ersten, wonach Rußland mit den Niederlanden verwechselt ward, während die Unfreiheit des Volkes und die Verschiedenheit aller natürlichen Vorbedingungen unberücksichtigt blieben.

Im April 1845 ward Herr v. Wrontschenko Finanzminister. Im Finanzsysteme offenbart sich bis heute keine Aenderung. Keine Steuererleichterung ist eingetreten. Dagegen wird die Erlangung des steuerfreien Adels erschwert; die Vereinfachung und Zusammenlegung vieler Behörden soll Ersparnisse erschaffen. Neue Erschwerungen der Paß- und Zollgesetze sollen neue Geldquellen werden. Die Manufakturindustrie bleibt plötzlich ununterstützt und man zwingt Tausende mit einem Schlage zum Ackerbau. Die ganzen Judengesetze reduzieren sich auf grobe Finanzoperationen. Und selbst die neuesten Baardarlehen an Frankreich und England vermögen Europa nicht zu täuschen. Die

Staatsschuld hat sich trotz derselben um nichts vermindert, die Masse des umlaufenden Papiergeldes ist nicht verringert und sein reducirter Werth hat kein Erhöhung erfahren.

Graf Rankrin aber ist seitdem gestorben. Die Schroffheit der Urtheile wider ihn hat sich darum in einer Weise gemildert, daß die Petersburger Kaufmannschaft ihn sogar ein Denkmal errichten will. Oder wird auch dieses Denkmal eine der steinernen Lügen in der Czarenresidenz werden?

Sollte dereinst die neue Steinbrücke wirklich den Newa-Ström so machtvoll beherrschen, daß ihr Uebergang zu allen Jahreszeiten und auch während des Eisganges vollkommen gesichert bliebe, so müßte der Isaaksplatz vollständig veröden. Nicht nur zu schmalen Bächlein würden die Menschenströme einschrumpfen, welche jetzt das Geistes- und Handelsleben von Wassili-Ström darüber hinleitet, sondern vollkommen versiegen müßten sie, wenn dann zur Ausführung käme, daß die Isaaksbrücke gänzlich weggenommen würde. Denn außer dieser Brücke existirt im ganzen Umkreise des Platzes keine Nöthigung zu massenhaftem Menschenverehr. Nur die Karossen der Senatoren und Synodmitglieder würden dann noch am Kaiserbilde vorbeiröllen; die ganze Petersburger Straßenbewegung würde sich überhaupt von dem Neskyprospekte hinüber nach der Erbsen- und Wosnosjeeskyprospektive werfen. Selbst der Winterpalast würde es nicht vermögen, dem Bedürfniß der Bevölkerung zuwider, die Massen in seine Umkreise zu bannen. Und gesetzt auch, dort schwände nichts an der Verkehrslebhaftigkeit: der Isaaksplatz würde deren doch nicht theilhaft bleiben. Seine Nachbarschaft ist ja eben nur im künstlich erweiterten Petersburg eine solche zu nennen. Das beinahe

werstlänge Admiralitätsgebäude mit seinem ungeheuern Vorplage breitet sich ja zwischen dem feineren Czaren vor der Isaakskathedrale und der Alexander Säule am Winterpalast. Auch die Vollendung der Isaakskirche vermag den Platz dann nicht lebendig zu machen; sie wendet ihm nur ihre Rückseite zu. Nichts bleibt Peter dem Großen an lebendiger Nachbarschaft, als einige Garde-Regimenter, welche von Zeit zu Zeit in der Reitbahn aus und ein reiten die man nahe bei der Isaakskirche aufgebaut hat.

Diese Reitbahn deutet natürlich nach Petersburger Weise mit keinem Stein auf ihre Bestimmung. Mit ihren Säulenhallen, Götterbildern und dem Alexanderzug im Frontispiz gleicht sie dagegen einem altgriechischen Tempel oder neu-modischen Museum auf das Haar. Selbst die marmornen Rosse und ihre Bändiger zu beiden Seiten der breiten Freitreppe tragen nicht das leiseste Kriegszeichen.

Petersburg würde wahrscheinlich auch nur selten von dieser „Manège“ sprechen, wenn eben die Räume derselben ausschließlich den Waffenübungen der Gardereiterei gewidmet wäre. Allein der Zufall oder die Hoffitte hat eine Gewohnheit großwachsen lassen, welche diese Manège für ganz Petersburg wichtig erscheinen läßt. Der Kaiser erteilt hier nämlich bei Gelegenheit der Parade seiner Truppen mitunter eine flüchtige Audienz. Wer nun noch nicht hoffähig ist und hier zu dieser Ehre zugelassen ward, ist als ein benedicteter Mann zu betrachten. Es wird nicht lang dauern, und die Säle des Winterpalastes stehen ihm offen; die hoffähige Gesellschaftswelt anerkennt seine Ebenbürtigkeit sogar sogleich nach stattgehabter Audienz, und der vorher Unbeachtete findet nunmehr seine Tische von Einladungs- und Visitenkarten überdeckt. Das gefährlichste Zeichen ist dagegen eine nur in der Manège gewährte Audienz für denjenigen, welcher den Empfang in den kaiserlichen Gemä-

chern seinen Rang zufolge zu gewarten hatte. Es kommt bloß noch auf die von den Adjutanten erlauteten Worte und Mienen des Kaisers bei der Unterredung an, ob die Hofwelt den bedenklichen Mann sogleich völlig von ihren Einladungslisten streichen, oder ob sie ihn vorläufig höflich kalt empfangen soll, bis deutlichere Zeichen am Horizonte aufgestiegen sind.

Eine solche Audienz erfüllte aber im Jahre 1844 das Gespräch der Petersburger Vornehmen nachhaltiger und ausschließlicher, als sonst wohl derartige Vorfälle pflegen. Denn General von Sasz war es gewesen, den der Kaiser hier kurz und flüchtig gesprochen hatte. Wir in Deutschland haben freilich über der Romantik seiner Kaukasusstege auch längst schon nicht mehr an die Verdienste gedacht, welche sich General Sasz im Türkenkriege um die russischen Waffen erworben hatte. Das Petersburger Kriegsministerium schien dagegen um jene Zeit noch mehr, es schien sogar die Heldenkämpfe am Kuban vergessen zu haben und die erschreckende Geltung des Namens Sasz für nichts mehr zu erachten. Man hatte ihn im Jahre 1842 urplötzlich von seiner Feste Procznoz-Dkop nach der Residenz beordert. Dort sah man ihn beinahe gemieden von Jenen, welche früher so eifrig um ein Wort und ein Blick buhlten, sein Name schien im Winterpalaste verhallt, und war daher natürlich in den Sälen der Hofgrößen augenblicklich streng verpönt worden. Das Publikum kümmerte sich dagegen noch eifrig um den Tischerfessensteger und erfuhr dann bald, daß Baron Sasz auf unbestimmte Urlaubszeit nach seiner Heimath entlassen worden sei. Nunmehr wußte es nicht nur mehr die Palastwelt, sondern auf Gassen und Straßen erzählte man es einander, wie damit eine milde Form ungnädiger Beseitigung in Ausführung gekommen war. Bald wußten auch Viele von Anklagen und Beschuldigungen zu sprechen, welche das allerhöchste Mißfallen herauf-

geschworen hatten; und nach gewohnter Petersburger Weise fragte niemand nach Schuld oder Unschuld, ja kaum nach dem Warum. Man ist solcher verschleierten Geheinnisse zu gewohnt, um sich ernstlich mit den bedenklichen Versuchen zu ihrer Enthüllung zu beschäftigen; man ist auch zu gewohnt, überhaupt nur dasjenige zu bemerken, was vom Lichte der Czarengnade angestrahlt wird. So ward selbst General Sasz, obgleich einer der populärsten Namen, sehr bald ein abgethaner Mann.

Allein das Jahr 1843 rief die ganze Angelegenheit in das Gedächtniß der Menschen zurück. Trotz aller Censurvorsicht und trotz aller Janfaren offizieller Berichte hatte sich die Kunde vom dauernden Mißgeschick der russischen Waffen am Kaukasus in die Residenz eingeschlichen. Man war aber seit beinaß zehn Jahren gewohnt gewesen, die Worte Sasz und Sieg als engverbündet zu betrachten, man hatte sich auch so gern an den Schilderungen seiner Kriegsthaten ergötzt, kurz man wagte im Publikum wieder an den beseitigten Heerführer zu denken, ja sogar hier und da offen oder versteckt den Wunsch nach seiner Wiederberufung auszusprechen. Da lief auch eines Tages wirklich die Nachricht von Mund zu Mund: Sasz ist wieder aus seiner kirischen Einsamkeit hereingekommen, hat sich um Gehör bei dem Kaiser beworben, wird wieder kämpfen und siegen. Aber nachher erfuhr man, er habe wochenlang auf die Gnade der Audienz harren müssen, und der Kaiser habe nur wenige Worte fast nur beiläufig bei einer Parade in der Reitbahn der Chevaliergarde mit ihm gesprochen. Darauf war der General wieder aus Petersburg, und zwar nicht auf der Moskauer Straße, sondern zurück nach Kurland gefahren. Ja man erfuhr, daß sein Urlaub sogar bis zum September des Jahres 1844 verlängert sei — kurz, lauter Ueberraschungen, lauter Räthsel, lauter Stoff zu den geheimnißvollsten Vermuthungen. — Wie es in Rußland Gewohnheit ist, so blieb man

auch diesmal auf dem Schauplatze der Ereignisse von deren innern Zusammenhänge, wie vom eigentlichen Thatbestand am längsten ununtersucht. Nur sehr einzeln tauchte hier und da ein Wort von stattgehabten Untersuchungen auf; in stillster Heimlichkeit zeigte Giner dem Andern ein russisches Pamphlet, worin Saas mit den größten Beschuldigungen überhäuft war, und selbst später schlich sich die Darstellung der Veranlassung zu jener Abberufung und Beseitigung des Kaukasusjägers nur verstohlen hier und da in eine vertraute Mittheilung ein.

Bekanntlich waren die Jahre 1840 und 1841 im östlichen Theile des Kaukasus von einer Reihe von Vorfällen bezeichnet gewesen, welche die russischen Unterwerfungspläne immer tiefer im Preise sinken ließen. Außerdem ewige Meinungsverschiedenheiten, Mißhelligkeiten, Rang- und Befugnißstreite unter den obersten Führern. General Grabbe, welchem die Oberleitung der Nordarmee und die Führung ihrer östlichen Flanke speziell anvertraut war, hatte überdies im Jahre 1842 noch die berüchtigte Niederlage im Lande der Gumbeten erlitten, welche über 100 Offiziere und an 1000 Soldaten kostete. Dadurch war der Besitz des nördlichen Daghestan, der Ufer des Koisuh und selbst der westlichen Hälfte des Terek mehr als jemals in Zweifel gestellt worden. Die Abberufung dieses Generals nach Petersburg, wo er sich darüber verantworten sollte, war die nächste Folge gewesen. Herr von Golowin, welchem neben der obersten Leitung aller kaukasischen Angelegenheiten auch das Oberkommando über die transkaukasische (Süd-) Armee oblag, sowie General von Saß, der Kommandant der westlichen Flanke der Nordarmee (Kubanlinie), blieben jedoch noch ungestört an ihren Posten. Allein im fernern Verlaufe der Grabbe'schen Untersuchungen schien ein Theil der Schuld am Unglück der letzten Jahre auch auf Herrn von Golowin zu fallen und so ward er ebenfalls nach Peters-

burg beordert. Da hieß es plötzlich, weder Golowin noch Grabbe, nur General von Sasz hat die Verluste (besonders im Lande der Tschetschenzen) zu verantworten; er hat trotz rechtzeitig erhaltenen Befehles keine Hülfsstruppen zur bestimmten Zeit und an die bestimmten Orte gesendet. So forderte man auch ihn zur Verantwortung. Allein damit verwickelten sich die Widersprüche nur immer mehr; die Anklagen spielten sich auf das Feld der Subordinationsverletzung hinüber, Beschuldigungen, Entschuldigungen, Einwände und Entgegnungen kreuzten hin und wieder, die Unzulänglichkeit der ganzen bisherigen Einrichtung in den militärischen Kommando's am Kaukasus mochte sich dabei unwiderleglich erweisen — kurz, man durfte vielleicht selbst in Petersburg den Dingen nicht näher nachfragen, ohne dem Kriegsministerium zu nah zu treten; und so blieben die Erörterungen ohne Erfolge, die drei Generale vor der Hand ohne Beschäftigung. Dies ging der ersten Abreise des General von Sasz nach Kurland vorher. Doch tauchten bald darauf neue Verdächtigungen, neue und speziellere Anklagen gegen ihn empor. Besonders erzählte jenes russische Pamphlet, welches trotz Censur und Polizei erschienen und in vielen hundert Exemplaren ausgestreut worden war, so graufenerregende Einzelheiten seines militärischen Schreckenregimentes, daß ihnen, wenn sie bewahrheitet werden konnten, nothwendig eine schimpfliche Absetzung hätte folgen müssen. Trotzdem wurde nicht einmal eine offizielle Anfrage an den General gestellt und seine zweite Ankunft in der Residenz war eine selbstwillige, hervorgegangen aus der Ueberzeugung, wie hier jedes Schweigen von den Neidern und Gegnern als Eingeständniß verkündet werde. Eine glanzvolle Vertheidigung, bei dem Generalstab eingereicht, nannte die öffentliche Stimme dessen größten europäischen Sieg. Dennoch mochte nicht gelungen sein, in den höchsten Regionen eine Mißstimmung vollkommen

zu beseitigen, deren eifrige Unterhaltung in Petersburg eben so, wie in den Ostseeprovinzen der am Hofe immer kräftiger erwachsenden und auch im Heere seit dem Tode Diebitsch's einflußreichen Partei des deutschfeindlichen Moskowiterabels zugesprochen wird. Und allerdings zeugen die verschiedenen Schicksale jener drei kaukasischen Generale laut für eine solche Annahme. Der einzige altrussische Aristokrat, obschon ein hochbetagter, arbeitsmüder Mann, Herr von Golowin, wurde wieder im Staatsdienst beschäftigt, indem man ihn bereits im Frühling 1843 als Generalgouverneur der Ostseeprovinzen einsetzte, obgleich man damit seit deren Einverleibung zum dritten Male die beschworenen Verträge des Nystädter Friedens brach, wonach „fernerhin und für ewige Zeiten“ nur einem Edelmann der baltischen Ritterschaften auf diese Stellung ein Anspruch zustehen soll. General Grabbe wurde zwar mit dem erblichen Besitze der im Gouvernement Augustowo gelegenen Güter von Krafopol belehnt, jedoch des aktiven Dienstes enthoben. Die Laufbahn des noch in voller Manneskraft stehenden General von Sasz endete mit der flüchtigen Audienz im Tempelgebäude der Reitschule der Chevaliergarde sogar vollkommen. Unbelohnt entließ man den von seinen Siegen keineswegs bereicherten Helden nach seiner Heimath, und dort lebt er, aus dem Kaiserdienste geschieden, ein pensionirter Offizier, ein Beispiel russischer Erkenntlichkeit. —

Niemand gedenkt jetzt mehr in Petersburg und in den staatsmächtigen Kreisen jener zurückgesetzten Männer. Die folgenden Gestaltungen des kaukasischen Krieges haben es dagegen übernehmen müssen, ihnen die rechtfertigende Genugthuung zu gewähren. Denn ob man auch den Fürsten Woronzoff mit unbeschränkter Diktatur bekleidete, ob man auch mit immer neuen Siegesberichten in den russischen Zeitungen die Wahrheit übertäubte, ob man auch unerhörte Menschenopfer darbrachte und

unerhörte Mittel aufbot: — am Ende des Jahres 1846 ist nicht nur die östliche Hälfte des kaukasischen Kriegsschauplatzes noch minder im sicheren Besitze Rußlands, als am Beginn der vierziger Jahre, sondern selbst die vom General Sasz bereits gegen das Ende der dreißiger Jahre vollkommen bezwungene Steppe des Kuban, sowie die Berggebiete der Taba stehen von Neuem in Waffen gegen die russischen Gebietiger. —

Aus der ungnädigen Audienz im Reitstalle, welche der Petersburger Welt ein Stücklein Unterhaltungsstoff bot, ist unversehens ein Stück russische Staatsgeschichte worden.

Undurchdringliche Wolken eines feinen, die Lungen schwer belästigenden Staubes verhüllen bei Sonnenschein die Aussicht von dem Isaaksplatze längs der Admiralität nach dem Winterpalast und der Alexander Säule. Eine fast unbefahrbare Kothschlache bietet dagegen die langgestreckte Ebene, wenn Regen und Nebel diese Staubwolken niedergeschlagen haben. Allerdings bleibt auch dann noch der Anblick seines Gebäudekranzes großartig und prachtvoll genug: man ersieht ja von Außen die Verwitterung nicht, welche aus dem auch hier nur überdeckten, nicht bewässigten Sumpfboden in den Quadern unablässig vom Fundamente zum Giebel aufsteigt, und der Hausschwamm, welcher die Holzlagen zerfrisst, wird von der immer erneuten Ueberdüngung verhüllt.

Der Vorraum des Winterpalastes selbst besteht ausschließlich aus kaiserlichem Zubehör. Kein Mensch der „freien“ Stände kann sich rühmen, aus seinen Fenstern auf den Schloßplatz zu blicken, dessen Mitte die vielbeschriebene und vielbesprochene Alexander Säule bezeichnet.

Man richtete sie bekanntlich kaum acht Jahre nach dem Tode des Kaisers auf, als sei da bereits nöthig gewesen, sein Gedächtniß aufzufrischen. Und solche Verherrlichungszeile mag allerdings wie eine Ironie auf die lebendige Kraft der Erschaffungen und Errungenschaften Dessen erscheinen, den sie ehren soll. Aber dürfen wir uns darob verwundern? Wurde denn im nichtrussischen Europa die Monumentomanie nicht eben auch epidemisch, nachdem die wirkliche Pietät für geschichtliches Verdienst rokofo geworden war? Petersburg ist nun aber durch und durch modern, ja Modernität um jeden Preis und in jeder Lebensäußerung ist sogar sein einziger konsequenter Charakterzug: da hatte man also auch ein volles Recht, jenem Alexander eiligst ein Monument zu errichten, welcher diese Modesucht in seiner Residenz eben erst recht vollgültig gemacht hatte. Hier auch nur ist sein Name wirklich populär; im eigentlichen Rußland nicht. Man hat mit dieser Säule nicht einmal ein Andenken an den Kaiser im Herzen des Petersburger Russen aufgerichtet. Dieser hält sie für ein Ehrendenkmal des Alexander Neski, an dessen Kalendertage sie aufgerichtet ward; gerade so, wie er die Triumphpforte am Narwa'schen Schlage für die alexandrinischen Siege nur als „dreiwinkliches Thor“ bezeichnet, da seine Begriffswelt eben nur in deren Formen den Anhalt für einen Namen auffand. Dem fremden Wandrer endlich mag die Alexandersäule mehr eine Allegorie Petersburgs, als ein Kaiserdenkmal erscheinen. Einen ungeheuern finnischen Granitmonolithen hat man zur Säule à la Grecque verarbeitet und auf die schlanke griechische Schönheit ein Stückchen christliches Dogma in Gestalt eines kreuztragenden Engels gepfropft. Man hat die Gegensätze zusammengezwungen. Dazu ist das rauhe Material der Säule so sorgfältig geglättet und polirt, daß kein Beschauer den Urstoff erkennen mag; und der vom Heidenthum balancirte christliche

Glaube erhebt sich über einem Fundament, welches nur mit kriegerischen und kaiserlichen Insignien geschmückt ist, welches ferner von einem auf Kanonenläufe gestützten und wieder von doppelköpfigen Adlern überragten Giebel umhegt wird, um welches zuletzt eine elegant uniformirte Schildwache aus der „goldnen Kompagnie“ kreist, um jede Möglichkeit unerlaubter Annäherungen abzuwehren. Ja, selbst daß die zierlich gestaltete Granitmasse von Anfang an rissig war, der Verwitterung eilig entgegenschreitet und von der Kunst des Verkittens, Verklebens und Ueberpolirens dennoch mit solchem Geschick bearbeitet ward, daß man nur im hellsten Sonnenschein und nur unter einem gewissen Gesichtswinkel die Spuren dieses innerlichen Siechthums zu erkennen vermag — wie übereinstimmend ist es mit der Newahauptstadt. Auch endlich der Ausblick vom Standpunkte der Säule. Links und rechts hin geht er über eine weite Fläche, deren Grenzen die Wohnsitze kaiserlicher Macht bezeichnen; rückwärts bleibt zwar der Einblick auf nichtkaiserliche Menschenwohnungen, aber vom Rahmen eines kaiserlichen Gebäudes eingefast; vorwärts ist alle Aussicht vom Kaiserpalaste verdeckt. Wahrlich, der Name Alexandersäule ist falsch und Petersburgsäule wäre die richtige Bezeichnung.

Was nun vom Winterpalast? —

Bei seinem ersten Anblick mag es oft geschehen, wie bei der ersten Begegnung mit geschichtemachenden Persönlichkeiten, auf deren glattem Gesicht weder die feinen diplomatischen Noten, mit denen sie Staaten umformten, noch die welterschütternden Kriege, aus denen sie siegreich zurückkamen, eine Spur zurückgelassen haben. Der Winterpalast ist ein Fürstenschloß in jenem abgebrauchten Styl des modernisirten Louvregeschmackes, nur in sehr vergrößertem Maßstab und mit überreichlicher Verschwendung aller jener Zierrathen, welche diesem Style eigenthüm-

lich sind. Drei Stockwerke bilden die Höhe des Baues, dessen jede Fensterreihe anders gestaltet ist, dessen sämtliche Frontebreiten von einer solchen Unmenge von ionischen und korinthischen Säulen, Pfeilern, Gesimsen, Aufsätzen, Statuen und Büsten, Arabesken und Gehängen unterbrochen werden, daß das Auge nirgends einen Ruhepunkt zu finden vermag. Nur aus der Ferne erlangt die Auffassung ein ganzes Ergebnis, in der Nähe ist vor lauter Hin- und Herirren des Blickes kein Gesamtbild zu ermöglichen. Dabei fehlt dem Gebäude trotzdem jene angenehme Wärme der Bauten gleichen Geschmacks in Deutschland und Frankreich. Es ist für dessen auf Einzelheiten berechnete Wirkung zu weitgedehnt, während die Ueberfülle der Verzierungen den ursprünglichen Verhältnißfehler noch greller hervortreten ließ. Dadurch gewinnt alles Lächelnde und Gefällige seiner Architektur etwas Gezwungenes; man könnte das ganze Gebäude unwahr nennen. —

Ueberdies liegt der Bau, obgleich inmitten der Stadt und inmitten der zu ihm gehörigen Häuser, doch seltsam abge sondert und abgeschnitten vom umgebenden Leben. Die Wege führen weit abseits vorüber und das Newakai des Palastes hat nur die Bestimmung eines Spazierweges, wird jedoch verhältnißmäßig selbst dazu wenig benutzt. Man mag diesen Palast viel eher für eine kaiserliche Einsamkeit erachten, als die sogenannten Eremitagen, an deren Vor- und Rückfronten sich die Lebensbewegungen viel näher anschmiegen. Man erblickt auch gar kein Zeichen einer unmittelbaren Verbindung mit der umliegenden Welt, nur Zeichen der Abwehr, Wachen an allen Ecken, Zeichen abschließender Vornehmheit, die goldne Kaiserkrone über dem Hauptportal und die Flagge auf der Zinne, Zeichen geheimnißvoller Herrschaftsübung, die unenträthselbaren Schwingungen und Stellungen des schwarzen Telegraphenzeigers auf weißer Platte am Vorsprung des westlichen Flügels.

Dies Alles giebt dem Schloß zwar etwas Beängstigendes, aber nichts Erhabenes und man würde auch ohne alle andern Erfahrungen schon bei diesem Anblick erstaunlich mißtrauisch gegen das patriarchalische Verhältniß zwischen Volk und Herrscher werden, von welchem die offiziellen Lobredner so rührende Dinge zu erzählen wissen.

Petersburg glaubt daran freilich eben so wenig, hat aber sehr wahrscheinlich für die Erwartung des Fremdlings, der Kaiserpalast solle ein charakteristisches, ein historisches Gepräge tragen, ebenfalls nur Spottworte bereit. Und warum nicht? Ist doch solche Forderung wirklich nur ein Erzeugniß eines gewissen Romantizismus, der uns Deutschen wunderbar genug ansteht. Die Petersburger haben sogar vollkommen Recht; wenn sie nur dem Augenblicke eine Berechtigung zugestehen. Hängt doch ihr ganzes Leben nur am Augenblick und der Lebensgang des ganzen Reiches endlich nur am gerade herrschenden Prinzipie des Alleinherrschers. Darum gilt vor Allem, jede Erinnerung an eine Vergangenheit zu verwischen, die nicht genau in die Gegenwart paßt, darum vor Allem jede Spur einer Kraft zu tilgen, welche irgendwo und irgendwie selbstwirkend auftrat — nenne sie sich Menschen-, Volks- oder Elementarmacht. Die schwarzen Tafeln mit dem Ueberschwemmungsdatum sind in dieser Hinsicht die einzige Ausnahme in St. Petersburg. Dagegen mahnt am Winterpalaste nichts mehr an die Feuersbrunst vom Jahre 1837. Die Petersburger wissen auch nicht Lobes genug davon zu machen, wie rasch die neue Bracht emporgestiegen sei und von den Todten, welche die Uebereile kostete, spricht natürlich Niemand. Das sind abgethane Sachen. Ueberdies hat ja der Staatsrath von Gressch Cüfime's Behauptung, es seien Tausende darüber zu Grunde gegangen, in einigen Brochüren der Unwahrheit bezüchtigt. Wo steht denn in den Todtenlisten des folgenden Jahres zu lesen:

„gestorben an den Folgen des Baues?“ Was beweist denn für die Wahrheit der Menschenopferung die gleichzeitige Notiz der Petersburger Zeitung: „zwar erkrankten und starben die bei dem schnellen Wiederaufbau des Winterpalastes angestellten Arbeiter zu Hunderten in Folge ungesunder Ausdünstungen, welche der Schnellbau mit sich bringt; allein es geht derselbe dennoch rasch vorwärts, denn die Abgehenden werden immer sogleich wieder durch andere ersetzt?“ Es ist eben nur eine Zeitungsnachricht. Und sicherlich wurde es auch von ganz andern Zufälligkeiten bedingt, daß im Jahr 1839 — wo bekanntlich der zu Ende gehende Bau mit der höchsten Eile betrieben wurde — 18459 Menschen und zwar 12341 Männer auf den Petersburger Todtenlisten stehen, während kein anderes Jahr seit 1800 (das Cholerajahr 1831 ausgenommen) einen gleichen Leichenreichtum aufzuweisen hat.

Die Petersburger gute Gesellschaft, d. h. die hofangehörige Welt und jene Kreise, welche jeden Menschen ebenfalls nur nach der Antwort auf die Frage: *Est-ce-que vous êtes présenté (à l'empereur)?* zu klassifiziren wissen, endlich auch alle daran hängenden und sie nachlässigen Klassen — zusammen also zwei Drittel der Geltung beanspruchenden Bevölkerung St. Petersburgs sind überhaupt bereits dahin gebiechen, die Erinnerung an Cüstine „*de mauvais genre*“ zu finden.

Wer möchte auch eingestehen, daß man von seinem Buche nicht nur betroffen, sondern auf das Empfindlichste getroffen war? Und doch ist es so geschehen, ist geschehen trotz aller Uebertreibungen und hohlen Redensarten, welche Niemand von Cüstine's Werk hinwegzuläugnen vermag. Denn neben diesen Uebertreibungen und Redensarten brachte das Buch unzählig viel Richtiges: es öffnete Rußland in der That die Augen über Rußland. Petersburg ward inne, daß außer der Residenz auch noch ein Rußland vorhanden sei, welches bei Staatsfragen, bei

den Fragen um Wohl und Wehe des Reiches in Betracht komme. Das Buch war eine Ueberraschung, deren Gleichen man seit Jahren nicht erlebt hatte, selbst beim Erscheinen der Memoiren Massons nicht in gleichem Grade.

Man muß jene Zeit, in welcher das Buch erschien, in Rußland durchlebt haben, um dessen weitgreifende Wirkungen besonders in den baltischen Provinzen und in den Hauptstädten vollständig zu würdigen. Zwar waren seit Jahren aus England und Deutschland hundertfältige Beurtheilungen Rußlands von den Buchhändlern als lockende Waare eingeschwärzt und zu enormen Preisen verkauft worden; aber gerade in den kultivirtesten Provinzen und Kreisen — selbst in den deutschen — wird Deutsches und Englisches verhältnißmäßig wenig gelesen. Auch hatte die Regierung bisher niemals eine offizielle Bertheidigung gegen die unmittelbarsten Angriffe, ja kaum eine mittelbare Zurückweisung oder Berichtigung der ausländischen Anklagen und Darstellungen für nöthig erachtet. Sie hatte sich damit begnügt, durch dritte Hand und anscheinend ohne ihr Vorwissen, von ergebenen Organen wieder und wieder die Behauptung aussprechen zu lassen, alle Schilderungen, Nachrichten und Beurtheilungen von russischen Begebenheiten und Zuständen trügen mehr oder minder den Stempel der Nichtkenntniß natürlicher Verhältnisse und nationaler Gestaltungen, seien nur Offenbarungen eines persönlichen Mißwillens, verfehlter Spekulationen, oder auch jenes wühlerischen Sinnes, welcher sich allüberall gegen die bestehende Ordnung der Dinge, wie aller gesetzlichen Form auflehnen. Dem Auslande gegenüber geschah also in der That nichts zur Vernichtung des dort Ausgesprochenen, für das Inland schien die vertilgende Censurschwärze oder ein Einfuhrverbot der betreffenden Werke vollständig zu genügen. Kam ja eine solche Schrift in die Hände russischer

Untertanen, so doch nur ausnahmsweise und nicht in viele; im übrigen Publikum aber waren jene allgemeinen Abweisungen wirklich von großer Wirksamkeit gewesen. Man hatte selten versäumt, beispielsweise irgend eine solche Behauptung als falsch hervorzuheben, von welcher eine der vielen russischen Nationalitäten gleichzeitig verletzt werden mußte. Selbst die Besonnenern wendeten sich daher mitleidig lächelnd von den ausländischen Besprechungen russischer Angelegenheiten, und im weitem Publikum, dessen Wissenschaft ja überhaupt größtentheils traditionell blieb, ward eine völlige Verachtung ausländischer Schriftwelt, soweit sie Russisches betraf, zur bequemen Mode. Ein Theilchen dieses Mißtrauens ging auch in die großen Kreise der winterschlafenden Seelen des nichtrussischen Lesepublikums über. Aus Russland selber kamen gleichzeitig niemals andere Nachrichten, als die bekannnten, von ruhmrediger Eitelkeit triefenden und in sklavischen Lobhudeleien sich umherwälzenden Redensarten.

In einer größern Gesamtheit der nationalrussischen Welt war überdies eine laufende Theilnahme an den Begebnissen des eigenen Reiches noch niemals vorhanden gewesen; wenn sie einmal erwachte, geschah es planlos und stürmisch in einzelnen stürmischen Tagen, selbst während dieser immer nur als Ergebnis des persönlichsten Egoismus enggeschlossener Kreise. Eine selbstständige politische Meinung, eine objektive Anschauung der Dinge hatte sich nur bei äußerst Wenigen ausgebildet und mußte natürlich, weil vereinsamt und machtlos, in tiefster Seele verborgen bleiben. Selbst die laue Theilnahme an den Weltgeschäften, welche im Beginn der dreißiger Jahre längs der baltischen Küsten aufzudämmern schien, war mehr ein Kind ausländischer Mode, denn ein Erzeugniß selbstbewußten Bedürfnisses und Dranges gewesen. Mit Polens Vernichtung hatten aber vollends alle inländischen An-

regungen aufgehört und im Auslande bauten die folgenden Jahre an den begonnenen Aenderungen des Staats- und Völkerlebens ruhig weiter, so daß auch sie dem politisch ungelübten Blicke völlig bedeutungslos erschienen. Hatte man doch selbst von dem Jahre 1840 kaum eine weitere Notiz genommen, als daß man nach dem nunmehrigen persönlichen Verhältniß zwischen dem neuen König von Preußen und dem Czaren fragte, und beiläufig von einer Entfremdung zwischen den Schwägern flüsterete.

Unter solchen Voraussetzungen und Verhältnissen mußte alle politische Theilnahme in immer tieferen Schlummer versinken; die Censoren durften ihre Druckerchwärze ungefragt und unablässig über alles Aufjüßche rollen, was trotz Geheimpolizei und Cabinet noir den Weg zum Auslande gefunden hatte und nach dem Dstreiche zurückkehren sollte. Klang aber trotzdem ein Tadel, einen Erstaunensruf, ein Zornschrei oder sonst ein unbequemes Wort von draußen herein, so sprach die russische Indifferenz: ich glaub's nicht. Damit war es abgethan. Das absolute Schweigen der Herrschenden blieb das wirksamste Opiat der Beherrschten.

Da schmetterte auf einmal der Posaunenstoß vom Cüstine'schen Buch durch die Grabesstille. Und eben diesem Manne, dem Sohne des wohlbekanntten und mit Katharina's Günst geschmückten Gesandten, hatten die Hofleute in Petersburg alle möglichen Artigkeiten erwiesen: *car il avait été présenté*. Und sie hatten es mit eignen Augen gesehen, wie Kaiser, Kaiserin, Thronfolger, Großfürsten und Großfürstinnen ihn wiederholten Gespräches und wiederholter Aufmerksamkeit gewürdigt hatten. Und dieser selbe Mann, dieser Aristokrat in Abkommen, Manieren und Aeußerungen, hatte dennoch geschrieben, hatte sogar ein indiscretes Buch voll bittersten Tadels gewagt. Ja, diesmal begnüg-

ten sich die Censoren nicht einmal mit Ueberschwärzung der Auszüge und Beurtheilungen, welche die ausländischen Zeitungen brachten, sondern man hatte sie ausgeschnitten und sogar einige Nummern der betreffenden Blätter an der Grenze zurückgehalten. Selbst denen, welchen besondere Gunst bisher die ausländischen Schriften uncensirt hatte zukommen lassen, entstanden wesentliche Lücken im aufgesammelten Jahrgang und die Buchhändler — sonst kühne Schmuggler im literarischen Artikel — verweigerten die Beschaffung des Buches *).

Solches und Aehnliches war seit Menschengedenken unerhört; selbst die diplomatischen Indiskretionen des Portfolio hatten keine solchen Maasregeln hervorgerufen. Welche Geheimnisse mochte also die Russie en 1839 enthüllen? Welche Schleier der Vergangenheit mochte sie lüften, welche Zukunftspläne offenbaren? Man erkannte plötzlich, wie völlig fremd man der eignen Heimath geworden sei, und es tauchten eben so plötzlich alte verschollene Geschichten wieder auf, und es schwirren neue Gerüchte dazwischen, und Einer flüsterte ganz leis dem Andern zu, was er aus vierter Hand vom Inhalt des Buches erlauscht haben wollte. Man fragte plötzlich — ein unerhörtes Ereigniß in Petersburg — man sprach sogar trotz Geheimpolizeifurcht. Nur wer das Buch selbst gesehen hatte, verläugnete es; wer es gelesen, wollte nichts davon wissen; wer es besaß, verbarg es gleich einer Todssünde. So furchtbar erschien es. Der Staat schwieg noch consequent; aber man

*) Seit dem Erscheinen des Güstine'schen Werkes datirt in Rußland dies neue Verfahren bei der Vernichtung der von der Censur in ausländischen Schriftwerken gestrichenen Stellen. Man hat entdeckt, daß die kaiserliche Druckschwärze sich ohne Schaden der überdruckten Schrift entfernen läßt; darum wird jetzt vorzüglich in den Zeitungen die betreffende Stelle mit Bimsstein ausradirt, oder wenn dies zu mühselig, sogleich ausgeschnitten, wobei natürlich die unschuldige Rückseite des Blattes auch verloren geht.

wußte bereits, daß der nordische Bienewater, General von Gretsck, nach Paris abgegangen war, um das entsetzliche Werk an Ort und Stelle zu zermalmen. Damit wachte der lang verhaltene Argwohn gegen die Unfehlbarkeit der herrschenden Mächte in Kreisen wieder auf, welche beinah verschollen waren. Mit einem Schlage verschwand der Nimbus der russischen Unberührbarkeit durch die ausländische Presse. Diese feltsame Inkonsequenz des Petersburger Kabinetts erzeugte eine lange Kette von Konsequenzen, welche diesmal keineswegs die ausländische Welt, sondern eben die wichtigsten Theile des inländischen Publikums daran knüpften.

Eingestehen muß man jedoch, diese Konsequenzen waren bereits gezogen, ehe das Buch selber in zahlreicheren Exemplaren unter dem Publikum verbreitet war. Die vom Auslande mit dem Herbst des Jahres 1843 Rückkehrenden hatten vervollständiget, was bisher Bruchstück des Wissens geblieben war; man hatte außerdem trotz aller Wachsamkeit nicht jede Zeitungsnachricht von den Reichesgrenzen abhalten können, und mit dem Beginn des neuen Jahres waren auch die Widerlegungen Gretsck's, Jakobleff's und Anderer — obschon verpönt, wie die Russie — massenweis eingeführt worden. Kurz die Schlagworte, Spizzen und Pointen waren bereits ein Gemeingut, als endlich die drei Bände selber in ihrer ganzen Breite einrückten. Nunmehr glaubte sich jedoch die Mehrzahl jener Welt, auf welche sich der nächste Einfluß des Buches erstreckte, bereits zu wohl unterrichtet, um die Lektüre nochmals in ihrer ganzen Ausdehnung durchzumachen. Die Wirkung der ungesannnten Russie war weit mächtiger, als die Nachwirkung der gekannten; am wirksamsten waren aber die Widerlegungen gewesen. Denn man sah den vom Zorn geschärften Scharfsinn hier wieder nur die abgebrauchten Waffen gemeiner Persönlichkeit und schmutziger Verdächti-

gungen schwingen, man begegnete wieder den alten Beschuldigungen von Undankbarkeit und Indiskretion, man erkannte das Zausen und Zerren am flatterhaften Behwerke des Buches, vermischte dagegen dort überall eine kernhafte Widerlegung, wo es sich um einen Kern handelte, und mußte emphatische Berufungen auf die öffentliche Stimme und auf das allgemeine Bewußtsein Rußlands lesen, also auf Dinge, von deren Existenz selbst der eifrigste Russe keine Ahnung hat.

Diese Wirkung zu paralyßiren, hängten sich nun die offiziellen Gegner — nicht die schriftstellerischen, sondern die in der Gesellschaft verkehrenden — an zwei Unflugheiten des Marquis. Den Tadel des Kaisers als Privatperson und mancherlei Spott auf die Hofverhältnisse warf man dem residenzstolzen Petersburg zur Lockspeise vor; mit dem Hinweis auf die Verfechtung der Volksrechte gegenüber den Rechten der Betitelten und Adelligen erregte man die Mißstimmung der Vornehmen. So wußte man das Buch zunächst gesellschaftlich unmöglich zu machen, so seine Erwähnung de mauvais genre. Und sobald dieser Sieg wahrscheinlich war, begann man nach alter Gewohnheit die Verkleinerung des letzten ausländischen Verdienstes, des Verdienstes, die russische Welt aus ihrer Lethargie erweckt zu haben. Man hatte gar nicht geschlummert, man hatte wohl gewacht, Alles beobachtet, Alles gewußt und nur der Marquis hatte sich getäuscht, wenn er geglaubt, was er da sagte, sei in Rußland kein Gemeingut des Wissens aller gebildeten Klassen. Mit dieser künstlichen Genugthuung suchte man das Leben wieder in Schlaf zu lullen.

Es ist nicht gelungen, wenigstens nur unvollständig gelungen. Der Hof- und Adelswelt ist der souveränen Sicherheit ihrer selbst unsicher worden, hat die Macht der Presse anerkennen müssen, kann die ausländische Beurtheilung nicht mehr mit ein Paar verächtlichen Phra-

jen beseitigen, ist zur Furcht vor der Beobachtung des Fremden gekommen. Und dies Alles hüllt sich in ein scheinbar berechtigtes Mißtrauen, nicht etwa gegen die wirkliche Beurtheilung — wie hätte Petersburg und Rußland diese zu fürchten? sagen die Petersburger — sondern gegen die ausländische „schmähsüchtige Oberflächlichkeit.“ Vorzüglich beschuldigt man nun im Augenblicke die Landsleute Cüstine's eines solchen Vergehens. Alexander Dumas hat dies am herbsten empfinden müssen, obschon oder obgleich er sich als Marquis de la Pailleterie und Cüstine's Gegner vorstellte. Die Wunde war zu schmerzhaft; selbst von einem wahrscheinlichen Arzte mochte man sie nicht berühren lassen. Und ein volles Jahr hat nicht ausgereicht, sie zu übernarben. Die hastige Eile, mit welcher man in Petersburg, wie in der ganzen vornehmen russischen Welt den Ankömmling mit der Phrase entgegentritt: kein Ausländer vermag unsere Zustände richtig zu würdigen — sie verrieth das Bewußtsein von der Haltlosigkeit hiesiger Dinge, das Bangen vor der Offenbarung ihrer unabweislichen Zukunft.

Diese Zukunft naht aber bereits, trieb bereits einzelne Keime. Ein Golowin, der Sohn eines der vornehmsten Moskowitergeschlechter, schleuderte seine „Russie sous Nicolas I.“ gegen Rußland, und sein Haß gegen dessen heutige Ordnung der Dinge ist nicht kleiner als sein Grimm gegen die Ausländer, welche er beschuldigt, jene erschaffen zu haben. Ein russischer Staatsmann schrieb die „Russie en 1844,“ welche nicht etwa einzelne Vor-, Zu- und Einfälle geltend macht, um die innere Zerrüttung der staatlichen Zustände zu offenbaren, sondern, sogar die Berechtigung des Autokratismus anerkennend, an der gesetzlichen Organisation der Gesetzgebung, Verwaltung und innern Politik die Nothwendigkeit eines bevorstehenden Krieges Aller gegen Alle erweist. Ein Dolgoruki endlich griff mit fester Hand an die Krone des

autokratischen Absolutismus, hielt die Tafeln des historischen Volksrechtes der usurpirten Kaiserallmacht entgegen und rief es seinem Volke zu: Deines Czaren Recht ist ohne Recht! *).

Ausnahmen sind solche Einzelheiten freilich noch, und die großen Massen haben keinen Theil daran. Aber auch solche Ausnahmen waren in den bevorrechteten Klassen bis zu Cüstine unerhört. Bücher schaffen auch weder staatliche, noch gesellschaftliche Umgestaltungen; aber sie bringen deren vorhandene Keime zum Bewußtsein ihrer selbst. Solche Keime sind jedoch vorhanden, sind trotz Kaisermacht und Geheimpolizei, trotz Sibirien und Tschinowniks, trotz stumpfer Unkultur des Volkes und verweilichender Ueberfeinerung der Vornehmen schon seit zwanzig Jahren zu mannichfachen Offenbarungen gekommen.

Wohl werden sie geleugnet und selbst das Ausland glaubt nicht daran, weil eben das Ausland Rußland meistens aus der Petersburger Perspektive anschaut und veranschaulicht erhält. Der Admiralitätsthurm ist das Observatorium solcher Besprechungen, zur Rechten den todten Czaren bei der modernrussischen Isaakskathedrale, zur Linken den Winterpalast mit seinen Pracht- und Machtzeichen, im Rücken die Kanonenreihen der Festung. Durch den Reskiprospekt und sein schweigames, von Uniformen beherrschtes Gewimmel späht ihr Blick nach dem asiatischen Rußland, durch den Admiralitätsprospekt nach dem nationalen Rußland, durch den Wošnosenskiprospekt nach Polen und beiläufig auch nach den Dsiseeprovinzen. Ueberall erschaut er die größte Regelmäßigkeit in anbefohlenen Formen und nirgends eine selbstständige Bewegung. Aber die halbnackten Arbeiterschaaren sind nicht nur auf Obrok von ihren

*) Bekanntlich ist hierzu neuestens noch I. Targenell mit dem Werke „La Russie et les Russes“ getreten.

Herrn entlassene Leibeigene, sondern es sind Menschen, welche damit gleichzeitig aus dem patriarchalischen Verhältnissen ihres heimatlichen Lebens schieden; die vornehmen Aristokraten in der reichgeschmückten Kalesche sind nicht mehr nur Grundbesitzer, deren Machtbestand sich einzig auf des Volkes besitzlose Leibeigenschaft stützt, sondern Fabrikherrn, Industrielle, welche eines verbrauchenden Publikums und freien Verkehrs mit dem materiellen und geistigen Leben des Auslandes bedürfen, um nicht sichern Elend entgegenzuschreiten; die hämmernden Handwerker ausländischen Stammes bilden ferner keinen bürgerlichen Kern der Bevölkerung, sondern streben nur Goldmassen zu erraffen, um zu den vorhandenen Gegensätzen des russischen Lebens neue zu fügen; die flimmernden Soldatenhaufen, welche jetzt so peinlich streng mit jeder Faser ihres Leben an den Befehl des Kaisers gekettet sind, gingen aus der Leibeigenschaft in die Sklaverei des Dienstes, um als persönlich Freie bei Seite geworfen zu werden, wenn sie dem Kaiserdienste nutzlos wurden — als freie Männer, denen jede bürgerliche Arbeit fremd geworden und welche nun bei jeglicher Umgestaltung nichts in die Schanze zu schlagen haben, als ein abgenutztes Leben. Wo aber im innern Rußland der Grund und Boden mit seinen Menschen noch in des Adels Besitz und Gewalt ist, da murt der Zorn, das Moskau's Flammen kein Morgenroth der Freiheit wurden, welche dieser nationale Adel mit solchem Opfer zu verdienen meinte, sondern erst das volle rechte Siegesfeuer bureaukratischer Alleinherrschaft. —

Mit leichten Worten läßt es sich nicht ermessen, wie seit jener Zeit der Widerspruch der äußern Formen mit dem innern Wesen Rußlands immer klaffender auseinanderriß. Allein selbst das Blut der strengsten Uebung einer autokratischen Strafmacht kann diese Zerklüftung nicht mehr verkitten, selbst die Purpurpracht des Kaisermantels diese Risse

nicht mehr verdecken. Aus dem Innersten frisst der Hausschwamm im Gebälke des Staatsgebäudes nach außen und aus dem Fundamente des Volkes steigt die Verwitterung zur höchsten Zinne empor. Gleich wie die Nawa jetzt gebändiget an den Grundmauern des Winterpalastes vorüberwogt und dann urplötzlich steigt, daß er in seinen Grundfesten zittert und zitternd, machtlos, preisgegeben steht, bis daß die Wasser von sich selbst zum alten Bett zurückkehren — so wogt ein unsichtbar Meer um den Selbstherrschersithron und all sein Zubehör. Wehe, wenn es im Sturme seine Wellen schleudert! Cüstine hat das Zauberwort gesprochen, welches dieses Meer mit seinen blutrothgefäumten Wetterwolken urplötzlich enthüllte vor den Blicken der leichtsünnig eiteln Nawahauptstadt, vor den Blicken der ganzen Tschinownikschaar, vor den Blicken der sieges sichern Herrscher im Heer und Kabinet. Das war die Wirkung seiner Schrift, und darum ist sie „in der Gesellschaft“ de mauvais genre worden.

Le pouvoir absolu devient pas trop redoutable quand il a peur — dies Wort vergiebt ihm das offizielle Rußland nie, wenn es ihm auch mit dem Tode des herrschenden Kaisers jedes andere Wort vergessen mag.

Ein schroffer Uebergang von solchen Anschauungen zu dem Innern des Winterpalastes! Es kostet wirklich auch noch lange Verhandlungen und manche klingende Verführung, ehe man die Hofweite des Schlosses durchschreitet, um in die prächtige Unabschbarkeit der kaiserlichen Zimmerreihen eintreten zu dürfen. — Man kann viel Fürstenschlösser durchmustert haben, ja vielleicht darin im Einzelnen noch mehr Pracht, noch auffallendere Ausschmückung mit den Erzeugnissen der

Kunst erschaut zu haben glauben; aber nirgends wiederholt uns jeder Blick und Schritt so unablässig das eine Wort: Du bist im Hause des Herrschers. Dort hat der Schmuck sein eignes Recht, dort hat die Kunst ihre eigne Geltung — in diesen Zimmern aber weist uns alles nur auf eine Strahlensonne hin, auf die von der Tiara umschlungene Selbstherrscherkrone. — In dem Schloßflügel, mit dessen vielbesprochenen Wiederbau Graf Kleinmichel die Grundmauern seiner heutigen Macht aufthürmte, erreicht diese Pracht den höchsten Gipfel. Beiläufig flüstert wohl eine verwegene Zunge, eigentlich sei jener Brand ein Glück für die Hofetiquette gewesen, weil danach die Gemächer, worin ein Mitglied der Czarenfamilie den Geist aushauchte, niemals wieder betreten werden dürfen, während doch bereits durch solche Menschlichkeiten lange Zimmerreihen dem Hofgebrauche entzogen gewesen sein und man sich binnen Kurzem würde auf die engsten Räume haben beschränken müssen. Ein Anderer fragt uns wohl gar danach, ob wir denn auch jenen Leichenduft bemerkt, der nach des Volkes Sage wie ein Fluch in diesen Zimmern herrschen soll. Cüstine behauptet gar, die übel duftenden Insekten, von denen er in Petersburg viel schlimmer litt als Nicolai selbst von deren Bundesgenossen in Italien, hätten auch bereits wieder aus einigen der neuerbauten Zimmer alles Kaiserliche ausgetrieben. Aber wer gedenkt solcher „Kleinigkeiten,“ wenn er von Zimmer zu Zimmer schreitend immer nur auf neue Herrlichkeiten stößt?

Man könnte ein dickes Buch mit Schilderungen davon füllen und hätte am Ende trotzdem kein anschauliches Bild zu Stande gebracht. Eine bewundernde Verherrlichung der Selbstherrschermacht wäre vielleicht das einzige volle Ergebnis. Und darum muß man die Staatsklugheit bewundern, welche mitten im Winter dem ganzen Volke einmal gestattet, diese Prachtssäle zu durchwandern, als Gäste zu durchwandern, wirklich

bewillkommnet von demselben Czaren, dessen Hauch über Glück, Leben, Habe und das Heiligste jedes Einzelnen fraglos verfügt, als sei es sein eigenstes, unmittelbarstes Besizthum. Die kalte Winternacht mit ihrem stöbernden Schnee und dem bleichdämmernden Einerlei ist dann überdies ein vortrefflicher Gegensatz zu des Kaisers strahlendem Maskenfest. Denn selbst am lichten Sommertage erscheint die ganze Pracht von Petersburg nach einer Wanderung durch den Winterpalast kaum als etwas Außerordentliches, sondern eben nur wie dessen nothwendig und halbweg übereinstimmende Umgebung. Der Winterpalast und das Volksfest in demselben ist für den echten Russen sicherlich ein eben so wirksam Zwangsmittel, als das Bewußtsein, daß der Czar der Kirche Oberhaupt und aller Menschen eingeborner Herr. — —

Der Petersburger, dessen Residenzzeitelkeit des Fremden bewunderndes Erstaunen auf's tiefste schmeichelt, will diese Stimmung unterhalten und lenkt unsern Schritt zur nahen Eremitage, dem pensionirten Lieblingsstüße der geheimen und lauten, geistigen und sinnlichen Freuden einer für den Geschichtschreiber und Psychologen gleichermaßen räthselvollen Kaiserin und Frau. Nichts mahnt mehr in dem Haus an jene Zeit, da hier im fernsten Norden von Europa jener selbe Uebergenuß des Lebens sein volles Genüge fand, welcher in Paris nur wenige Jahrzehnte früher den letzten Kern der alten stolzen Seigneurie entnerot und in seinem Uebermuthe endlich die Rache des Volkes aufgerüttelt hatte. Es ist so eigenthümlich still, wie oftmals in den Gemächern jener Frauen, deren Jugendkraft sich in einem wild verschwendeten Leben rasch verbrauchte und denen nun noch eine lange Zukunft mit immer blässern Jahren, immer farblosem Einerlei droht. Sie können nicht abschließen mit der Welt, während diese doch mit ihnen abgeschlossen hat. So beschwören sie nun alle geistigen Elemente herauf, um diese undank-

bare Welt auch ferner zu beherrschen. Die Koketterie in Kunst, Literatur und Wissenschaft, die Koketterie der Bildung folgt, da die Koketterie des Auges und der Jugendschöne entchwand. So kokettirt auch die Eremitage mit dem Allen, und sie kokettirt, wie es nur eine Kaiserin des achten Theils des Erdenrundes vermag. —

Dennoch umsonst! Fragt umher im kaiserstolzen Petersburg selbst unter Denen, die sich seiner Bildung rühmen — sie lernten die unermesslichen Kunstschatze dieser Eremitage nur im flüchtigen Vorübergehen kennen, ja oft nur von einem einzigen Besuch. Fragt vollends in den Mittelklassen, bei dem Kaufmann, bei der Schaar der Titelträger, fragt selbst die Lehrer an den Bildungsanstalten: ein überschwänglich Lob wird Euch überall entgegentönen, aber ein vollkommen urtheilloses Lob, keinerlei Kenntniß, keine wirkliche Theilnahme an den Erfindungen Europa's, welche in dem steinernen Palaste eingekerkert sind. Seit Jahrzehnten unberührt stehen die Prachtbände der Bibliotheken und sorgfältig geschützt vor Staub, doch unbenutzt und unbenutzbar für die Freude des Anschauens, wie den Ernst der Wissenschaft bergen sich hier Mengen von Münzen und Gemmen, deren Gleichen keine zweite Sammlung aufzuweisen hat. Es schämen sich die Götterbilder auf den hohen Postamenten ihrer Verlassenheit und von den niedergelassenen Vorhängen der Fensterbogen dämmert über ihre Marmorglieder ein leichenfahles Grau. Erschreckend dröhnt der Tritt des Beschauers durch die grabesstillen Säle, an deren festgeschlossnen Fenstern selbst der Lärmen der Nawa verstummend abprallt. Es spottet draussen düsterer Nebel des lachenden Farbentones der niederländischen Schule, der Mangel des Volkes der Bilder vom Volksleben. Es schauert das lebenslustige Fleisch der flandrischen Schönheiten in der traurigen Verbannung, die lächelnde Koketterie der altfranzösischen Zierlichkeit erstarrt zu kalten Ver-

zerrungen und die Loge Raphaels dient als Durchgang zu dem Hoftheater

Da stehen wir am Ende jener weltberühmten Gallerie der Eremitage. Eine unermessliche Fluth von Eindrücken überstürzt uns, wir möchten schwindelnd nur ein Bild, eine Gestalt, ein Gepräge festhalten — umsonst! Die Stunde des Schlusses schlägt und erst nach mehreren Tagen, erst nach erneuten Gängen um die Erlaubniß, erst nach neuen Plackereien ist Dir vielleicht vergönnt, die Räume wieder zu betreten. Wieder findest Du sie leer, höchstens von ein Paar touristischen Engländern durchrannt; und in jedem Augenblick bist Du gestört von einem uniformirten Diener, welcher genau die Linie bezeichnet, bis wohin Du vorschreiten, genau den Punkt befiehlt, von wo aus Du beschauen darfst.

Gleichermaßen mit anbefohlenen Linien durchzogen und mit anbefohlenen Punkten abgesteckt ist hier das ganze Leben. Darum kann die freie Kunst sich nicht entwickeln. Gold ist der Boden nicht, aus dem sie keimt: die frische Luft ist es, der freie Athemzug, das Bewußtsein der göttlichen Berechtigung in uns. Doch wo Luft und Athemzug vom soldatischen Maaßen beherrscht werden, heißt das Bewußtsein innerer Berechtigung zum höchsten Streben Hochverrath.

Mit der Eremitage beginnen die heute vergessenen und gern vergessenen Wohnsitze ehemaliger Palastgeschichten, in denen sich Liebe und Haß, Kaiserdienst und Kaisermord so eng verweben, daß weder der plauderhafte Eifer leichtsinniger Memoiren, noch der wissenschaftliche Ernst strenger Forschung bis heute deren Fäden genau zu sondern vermochte. Man behilft sich mit Traditionen, Konjekturen und kritischen Expositio-

nen, und jeder Folgende stellt die Dinge wiederum anders zusammen. Nur ein Charakter bleibt beständig: die Würdelosigkeit hiesiger Geschichtsgänge. Diese Würdelosigkeit ist die Achillesferse des russischen Kaiserthums. Mit seinen offiziellen Umschleierungen überdeckt dasselbe die nackte Häßlichkeit, mit großen Worten umstrahlt es kleine Thaten, in gottgeheißene Regierungsmaßregeln verwandelt es das Werk der wilden Leidenschaft. Abwenden möchte es den Blick des heutigen Geschlechtes von den Zeugen einer Zeit, die es trotzdem als würdigen Mutterboden einer erhabenen Gegenwart bezeichnet wissen will, und so verfilzen sich die Fäden des Gewebes immer wirrer, so wächst das Grauen vor dem Treiben dieser Vergangenheit nur immer höher. Denn wo ist die Sicherheit, daß es nicht wiederkehre? Auch läßt ja die Petersburger Luft an Heimlichkeiten nicht nach, den unbefangenen Fremdling immer von Neuem darauf hinzuweisen — wenn sie auch nichts Rechtes weiß und was sie weiß, nicht recht erzählen mag. —

Da steht am Ende des Schloßkais neben dem eilenden Gewimmel der Troisfoisbrücke ein tiefdunkles Haus mit dichtverhüllten Fenstern, so schwer von Quadern und so arm an Luft: es ist als wär's ein Wohnsitz der Dämonen bitterster Gewissensqualen oder der Schwermuth sibirischer Hoffnungslosigkeit. Dennoch erstand dies Haus vormals als Geschenk der höchsten Huld. Zwar schrieb man über seine Pforte: „Aus dankbarer Freundschaft“, als es Katharina dem ältesten der fünf Brüder Delow schenkte, deren Grafentitel genau zwei Monate jünger ist als der Mord Peter des Dritten; doch wer mag sagen, ob jene Inschrift mit Kaiserblut geschrieben war oder ob mit den Gluthen jener Liebe, durch welche Graf Gregor zwölf volle Jahre Rußlands Herrscher war? Die Bücher und die Menschen schweigen, das Gestein ist stumm. Sie wissen nur noch wenig vom glänzenden und lauten Glück zu sagen, welches

einst den Marmorpalast umstrahlte; sie brachten kaum eine dunkle Erinnerung an den Wahnsinn auf unsere Tage, welcher des Hauses vergessenen ersten Herrn zu Tode marterte. Nur Einer mag mehr gewußt haben und dieser Eine war der Großfürst Paul. Keinen der Günstlinge Katharina's hat er so tief gehaßt als diesen Gregor Orlov; und so furchtbar ungeschwächt bestand der alte Grimm selbst noch lange nach dem Tode dieses Einen, daß eine seiner ersten Regierungshandlungen die Zerstörung des Marmorpalastes wurde. So standen die traurigen Trümmer in der Reihe der stolzen Fürstenthürme am Schloßkai, bis Alexander über seines Vaters Leiche zum Thron geführt ward und mit anderen Erinnerungszeichen an dessen haßreiches Leben auch dieses vertilgte, indem er die Mauern nach dem ursprünglichen Plane wieder aufzuführen ließ. Dann lockte den finsterbrütenden Großfürsten Konstantin das dunkle Gemäuer. Allein er fand dort ebenfalls kein Glück. Nach Polen zog er endlich fort, um menschlich schön zu lieben, um dann für das Prinzip des russischen Zwangsystemes vom Vicekönigsthron gestoßen zu werden und endlich vom Kaiserhof verbannt rechtzeitig an einer sogenannten Cholera zu sterben, die außer ihm kein zweites Opfer in Witepsk forderte. Hierauf stand der Marmorpalast wieder herrenlos durch mehrere Jahrzehnte, wieder vergessen, verödet, geflohen von allem Leben, wie mit einem Fluch belastet. Und heute pocht und hämmert, säubert und schmückt man trotzdem von Neuem daran, um dem schön erblühten, jugendfrischen Großfürsten Konstantin darin eine Wohnung zu bereiten. — Was wird des düstern Hauses künftige Geschichte sein?

Da dröhnt, wie eine sibyllinische Antwort auf solche Frage der Taktischritt marschirender Truppen von der Dreifaltigkeitsbrücke. Reiterregimenter folgen hinter rasselnden Geschützen. Daran vorüber rollen die Equipagen ordentlicher Generale, neben ihnen flattern weiße Schleier;

hinter dem Marmorpalaste klingt Trompetengeschmetter und dazwischen jauchzen abgebrochene Töne eines rauschenden Marsches. Gleichzeitig zieht von allen Seiten die Petersburger Bevölkerung eiligen Schrittes, mit erwartungsvollen Gesichtern, in unabsehbaren Strömen heran, denen wir nur wenige Schritte zu folgen brauchen, um das glänzendste Leben der Newaresidenz über einem werstlangen Plage ausgebreitet zu sehen, über dem Marsfeld, wie es die Deutschen, über die Czarenwiese (Czarinskoi-lug), wie es der Russe nennt. Denn hierher mündet die Dreifaltigkeitsbrücke und von jenseits der Newa, wie aus allen herankommenden Straßen der großen Seite strömen die Massen russischer Heeresmacht auf der Czarenwiese zusammen.

Wahrlich, ein prachtvoll erhabenes Schauspiel, solch eine große Parade auf dem Marsfeld! Dreißigtausend Krieger im höchsten Schmucke der Waffen, die Rosse der Garderegimenter für jedes einzelne durchaus gleichfarbig, die Batterien festlich geschmückt, die Mengen der Offiziere hier dicht geschaart, um die Parole zu empfangen, dort ordnend und richtend an ihren Bataillonen auf und ab jagend, die Fahnen und Standarten weit entfaltet, scheinbar ohne Bemessung des Raumes Alles in breiten Fronten aufgestellt — und dennoch eine weite Mitte des Platzes vollkommen frei, dennoch hinter den Regimentern noch Raum für die halbe Bevölkerung von Petersburg und über der ganzen Herrlichkeit hellstrahlendes Sonnenlicht, abwechselnd mit dunklen Schatten vorüberjagender Wolken. —

Troßdem Alles so schweigend — kein Reich der Welt außer Rußland kennt die beängstigende Stimmheit unzählbarer Menschenmassen. Da wenden sich plötzlich alle Blicke nach dem Ende des Platzes. Dichte Staubwolken wirbeln empor, draus hervor blüht es von tausend Geschmeiden, einzelne scheinbar versprenzte Reiter fliegen voraus und zu

den verschiedenen Regimentern, kurze Kommandoworte, Trommel-, Horn- und Trompetersignale gellen. Durch die ganze Masse geht es wie ein Blitzschlag und wenn endlich der Staub etwas verflogen ist, steht eine prachtvolle Reiterchaar inmitten des leeren Raumes hingezaubert. Goldne Helme mit rothen Büschen, goldne Kettenpanzer auf rothem Grund, Gold am Gezäum der Rösse' edelster Zucht, Gold und Glanz und Geflimmer wohin das Auge blickt — so stehen die tscherkessischen und lesgchischen Heerhaufen aufmarschirt. Doch nur wenige Sekunden währt es, da steigen wieder neue Staubwolken am Ende des Platzes auf, drauß glänzt es von Neuem, drauß klingt ein jauchzender Zuruf, drauß ein kurzer Fahnenmarsch hervor; die Fahnen neigen sich, die Kommandoworte laufen immer näher heran, die einzelnen Musikkstücken scheiden sich immer deutlicher ab, ein scheinbar ungeordneter Reiterhaufe wird erkennbar, Gossudar, Gossudar murmelt's durch die Reihen erst einzelner, dann hastiger, dann lauter, dann rufend, dann aufjubelnd wie ein Seesturm — das ist der Kaiser mit den Prinzen und dem ganzen Stabe.

Ernst und kalt reitet der wunderschöne Mann, in regelmäßigen Zwischenräumen einen kurzen Soldatengruß ausstoßend an den entgegengrüßenden Regimentern auf und ab. Jetzt hält er und mit ihm der Stab; jetzt fliegt wieder Alles mit Sturmeseilie davon, und endlich sammelt sich das ganze Heer der Epauletten, der Ordensbänder und der Sterne um die Alles überragende Kaisergestalt mitten auf dem Platze, von wo unterdessen die schimmernden Tscherkessen verschwanden.

Für den nichtuniformirten Zuschauer versinkt nun die ganze massenhafte Pracht in den stets höher anschwellenden, dichter zusammengeballten Staubfluthen, welche selbst die Sonne verdüstern. An den Klängen der Trommeln, Pfeifen, Hörner und Trompeten aber vernehmen wir's,

daß in des Platzes Mitte die Regimenter nochmals vor dem Kaiser und seinem Stab vorüberziehen. Mitunter taucht wohl auch, gleich einem Gesicht der Wüste, aus den graugelben Wolken ein vorbeischnellender Zug empor. Noch aber harren die Zuschauermassen, noch bleiben selbst die stolzen Karossen mit ihren bleichen Frauen und ihrem frischen Modeglanz, während die militärischen Klänge in immer fernerer Weite verklingen. Ja, jetzt scheint Alles geendet, denn die Staubwolken beginnen zu verfliegen, das Gedröhn der Truppenmärsche schweigt — und dennoch harret noch Alles? Da bricht es plötzlich hervor von allen Seiten in rasendem Rosselauf, da kreischt es auf von allen Seiten in wildem Kriegsgeschrei, da flattert es ringsum von rothen Federbüschen, da flirrt es überall von goldigen Kettenpanzern, da blitzt es durch die Luft von funkelnden Klingen, da wirrt und wogt es durcheinander. Selbst die langen blauen Kastane und das schmutziggunte Hemd, wie der persische Shawl, der Brüsseler Spizenschleier und die Lyoner Seidenstoffe hinter den lebendigen Polizeibarrieren, welche den Platz umziehen, regen sich in beweglichem Leben und zujauchzender Theilnahme. Das Kriegsspiel der Tscherkessen ist die erwartete Girandole, mit welcher das Luftfeuerwerk der Marsfeldparade sein strahlendes Ende findet. Doch bald verfliehet auch dieses im neuaufgewühlten Staub, man hört nur Männergeschrei und Rosseschnauben, Waffengeflirr und Hufgetrappel. Dann ist's plötzlich still und es dröhnen noch kurze Trommelgrüße aus dem Wolfennebel und dann stüthet die ganze bisher festgebannete Menschenmenge, die Soldaten in langen Zügen, die Zuschauer in wilden Haufen über den Platz, über die Brücke, in die Straßen hinein. — —

Ausgestorben, einer künstlichen Wüste gleich, liegt das Blachfeld kaiserlicher Paradelust. Nur der Staub verkündet's noch mit seinen verschwebenden Wolken, daß hier soeben unzählbare Menschenmengen

sich umherbewegten. Ein aufgewühltes Erdreich und vielleicht ein verlorner Flitterschmuck im Sande sind die ganzen Ueberbleibsel der unermesslichen Pracht, welche sich hier zusammendrängte. Einsam schaut der eberne Kriegsgott Suwarow Rymnikski von seinem Postamente, das so ungeschickt den Weg von der Dreifaltigkeitsbrücke vertritt, nach der entschwundenen Pracht; ein leises Rauschen geht durch die ehrwürdigen Bäume des kaiserlichen Sommergartens, unter deren Schatten das Sommerhaus Peter des Ersten seine Zurücksetzung verbirgt, indem sie dem Plage den Staub zurückgeben, womit sein Leben ihr Blättergrün verhäßlichte. Am Himmel aber ziehen dicke, graue Wetterwolken südwärts, wie schwer beladen von den zornvollen Sehnsuchtsgedanken an den schimmernden Elbruz und Kasbek, an die wilden Fluthen des Terek und Kuban, an die weißen Aulz im grünen Bergthal und an die kühlen Eichenwälder in glühheißer Steppe — zornvolle Sehnsuchtsgedanken, wie sie mitten im Gejauchz der rauschenden Janitscharenklänge, mitten im herrischen Gerassel der Trommeln aus der Brust des stolzen Usdenen und fürstlichen Edeln der Tscherkessenchaar emporstiegen, welche hier, gefesselten Löwen vergleichbar, dem Volke der Residenz ein lustig Stücklein vorgaukeln mußten. Oft geschieht es auch, daß den Gedanken und den Wolken der Mann auf seinem Steppenrosse nachjagt, südwärts nachjagt durch die ganzen Tausende von Wersten bis hinab zu den Lagern der heimischen Brüder. Und dann bringt er ihnen alle feinen Kriegskünste der Petersburger Generalität, bringt ihnen Karten und Pläne und schleudert den Russen das eigne Verderben mordend entgegen.

Wer aber mag in Petersburg beim Glanz der Marsfeldparade an solche Nachzügler denken? Der Gegenwart allein gehört jeder Gedanken und jeder Gedanke ist Staunen und Bewunderung ob der entfalteten

Kaiserpracht und Herrschermacht. — Niemand gedenkt darum auch des Hauses, das jetzt in der fernsten Ecke der Czarenwiese aus den verfliegenden Volkenschatten hervortritt, wie verwundert über seinen weiten Ausblick, wie erwachend aus tiefen, schweren Träumen, worin verworrenes Getös von jauchzender Lust und drohendem Waffengeklirr klang. Niemand gedenkt des alten Michailow'schen Palastes. Was soll das ungeschickt massenhafte Gebäu mit seinen vielfach gebrochenen Wänden, daraus kleine unregelmäßig gestellte Fenster hervorlugen, dessen Zinne von einem plumpen Thurme überragt, dessen Umkreis von Mauern umschlossen wird, die wieder ein tiefer Graben umzieht — was soll der burgartige Bau in der höflich lächelnden Eleganz des heutigen Petersburg? Es ist ja eine abgethane Geschichte, daß dort der Sohn eines ermordeten Kaisers erwürgt ward, nachdem er sieben Jahre lang auf einem Thron gesessen, dessen rechtmäßigen Besitz ihm die eigne Mutter vier und dreißig Jahre vorenthalten hatte. Es ist auch eine abgethane Geschichte, daß bei der vom Erzengel Michael höchstselbst anbefohlenen Aufführung des Palastes eben solche Menschenhekatomben dem kaiserlichen Wunsche äußerster Beschleunigung des Baues geopfert worden sind, wie sie der Staatsrath Ritter von Gretsich beim Neubau des Winterpalastes geläugnet hat. Man hat in Petersburg von jener ganzen Zeit nichts weiter bewahrt, als eine prickelnde Lust zum Erzählen von dem barbarischen Mord und aus dessen Verworrenheiten für den Grafen Peter Ludwig Mersjewitsch von der Pahlen die halbspöttische Benennung: „Schmupftuch-Pahlen.“ Gewiß ist es auch nur eine Zufälligkeit, daß in der von den Herrschermächten halb verpönten und halb freigegebenen Mordgeschichte die russischen Namen der Betheiligten mehr und mehr in Vergessenheit versanken, während die deutschen Namen und besonders jener Pahlen's um so eifriger in den Vordergrund gedrängt

wurden. Hatte man nicht beinahe ein Recht dazu? Mögt Ihr beweisen, daß der baltische Graf die blutige Entwicklung nicht, sondern nur die Entfagung gewollt habe, da er so eisenfest bis zu dem Ausbruch der Verschwörung, so eiskalten Sinnes nach der That gehandelt hat? Seine eignen Aufzeichnungen aber, die er mit hinausgenommen in die kurische Zurückgezogenheit seines Lebensendes, warf er mit schon tod-
falter Hand in's Feuer. „Die Welt darf Denen nicht in's Innere blicken, von denen sie einst beherrscht wurde“ — dies waren seine letzten Worte für die Welt. So starb der „letzte echte Ritter“, wie ihn der deutsche Adel in den russischen Provinzen nennt; aus einem Meuchelmorde wuchs der Glanzpunkt deutschen Ruhmes im Kaiserreiche auf, murmelt man dazu in Moskau.

Das Haus des Kaisermordes ist verschollen. Die Zimmer, in denen sich das Entsetzliche begab, blieben mit Niegeln und Siegeln verschlossen, so lang Alexander auf dem Throne saß; erst Kaiser Nikolaus hat sie einstmals betreten und dann sind sie wieder von Neuem verschlossen worden. Durch die übrigen Räume schreitet jetzt die militärische Ordnung einer Ingenieurkadettenschule und von aller ursprünglichen Pracht des nur vierzig Tage vom Erbauer bewohnten Schlosses blieb gar nichts übrig, als auf dem Vorplatz eine zwecklose, unschöne und unkenntliche Reiterstatue Peter des Ersten, welche „dem Großvater der Enkel“ errichtete.

2.

Drei hauptsächlichliche Brücken schwingen sich über den Moikakanal, um die übrigen Theile der Großen Seite mit der Hoffstadt zu verbinden. Die „blaue Brücke“ heißt jene, die vom Isaaksplatze in den Wošno-

fenskyprospekt führt, jetzt aber bereits verschwunden ist, da man hinter dem Isaaksplaz den Isaakskanal in weiter Breite vollkommen übermauerte, überpflasterte und in gleicher Breite die ihn begrenzenden Häuser niederriß, um solchermaßen einen neuen hofstädtischen Plaz zu erobern, dessen Tiefe der prachtwoll erstehende Palaß des Herzogs von Leuchtenberg einnimmt, während die Isaakskathedrale seine gegenüberliegende Fronte bildet. Die „steinerne Brücke“ bildet ferner die Verbindung zwischen dem eigentlichen Admiralitätsplaz und der Erbsenstraße. Vom Winterpalast und seiner nächsten Umgebung gelangt man dagegen zum Nefskyprospekt über die „Polizeibrücke“. Dieser Name hat unter hiesigen Verhältnissen etwas Dminöses. Er klingt wie ein offnes Geständniß davon, daß hier die Polizei das natürlichste und nächste Beziehungsmittel zwischen den Herrschenden und den Beherrschten, ja, wer boshaft deuten möchte, zwischen den Staatsmächtigen und der ganzen übrigen Welt bildet. Denn dieser Nefskyprospekt mit seiner koketten Toleranz, auf deren Symptome in der Aneinanderreihung der lutherischen, katholischen, reformirten, armenischen und griechischen Prachttempel hinzuweisen, die Petersburger Residenzeitelkeit nicht aufhört, ist in der That ein Stückchen Weltall. Dort wirren die Nationen, Sprachen und Religionen, dort die Gewerbe, Künste und Wissenschaften, dort Herrscherglanz und Bettelarmuth, freie Selbstständigkeit und sflavische Erniedrigung im buntesten Knäuel durcheinander. Nothwendig müßte sich auch daraus ein Leben entwickeln, wie in keiner andern Stadt der Welt auf gleich geschlossenem Raume, wenn eben nicht das Leben des Rechtsstaates sich in ein Treiben unter polizeilicher Willkühr verwandeln müßte. So aber vermag nur der Schimmer und das Raufchen, nicht die Stimme und die Seele dieses Lebens aufzutauchen. Das ganze eigentliche Gassenleben ist ein Gleiten, ein Schlü-

pfen, ein Hufchen — man kann es nicht anders bezeichnen —. Dahinein poltert dann herrisch das Rasseln der Räder, das Stampfen der Koffe, das Geschrei der Kutscher, welche die mitherrschende Welt aus ihren Gemächern zum Kaufladen, zur Visite oder sonst wohin führt. Aber selbst diese vornehme Welt, wenn sie den Wagen verläßt, um an heitern Tagen die Trottoirs der Sonnenseite des Neßkyprospektes auf und ab zu lustwandeln — selbst diese vornehme Welt beugt sich dem allgemeinen Flüsterwesen; oder vielmehr, sie hat es begonnen und so ist es in absteigender Linie zur allgemeinen Gewohnheit worden. Wer hier laut redet, laut lacht, oder gar ein Lied zu trällern wagt, wird zwar nicht von den Budoschniks, wohl aber von der allgemeinen Verwunderung ob seines „unanständigen“ Betragens zur Ruhe verwiesen. Und weil der Russe im bunten Hemd sich daran kaum kehren würde, hält nur bei ihm die Polizei auf Beobachtung solcher Formenstrenge. Wer aber heimlich mit seinen Begleitern spricht, oder verstoßen lachend oder gar finstern Blickes mit stummem Schweigen umherwandelt, wird von stillen zwar, doch keineswegs unbefangenen Spaziergängern in's Auge gefaßt. Er ist verdächtig, weil auch er von der Norm abweicht.

Sollte wirklich der russische Staat kein anderes Verständniß mit dem Weltleben kennen, als durch Hilfe der Polizei?

Beinahe möchte uns solcher Glaube zur Ueberzeugung werden, sobald wir nur all die offenbaren Anstalten dieser Staatsgewalt durchmustern, wie sie Petersburg mit ihren Regen überstricken. Der unkenntlichen Doppelneze, welche die geheimen Agenten bis in das innerste Familienleben auswerfen, sei hierbei noch gar nicht gedacht.

Dieses gesammte Polizeiwesen steht nun unmittelbar unter dem Ministerium des Krieges. Ein Oberpolizeimeister im Range eines Generallieutenants nebst einem Platzmajor mit vier Råthen bilden das

eigentliche Polizeidirektorium. Seinen täglich abgehaltenen Sitzungen legen täglich dreizehn Stadttheilmajors (Pristav) ihre Berichte vor. Ein eignes Polizeibureau (Siège) existirt in jedem Stadttheil und über dreihundert Wacht Häuser (Buda) mit je drei Polizeiwächtern (Budo-schnik) sind durch Petersburg vertheilt. Außerdem steht noch ein großes bewegliches Armeekorps in polizeilichem Dienst: 264 Dragoner, 240 Fußsoldaten, 110 Unteroffiziers und 22 Offiziers. Ueber anderthalbtausend soldatisch eingekleidete Polizeidiener wachen also über die Stadt.

Wer wagt es unter solchem Schutze an polizeiwidrig Wesen, oder gar an Vergehen und Verbrechen zu denken? Dennoch hat Beides hier sein volles Recht, dennoch liefert selbst nur das niedere polizeiliche Vergehen für die Gefängnisse der Residenz in jedem Jahre über dreißigtausend Einwohner. Wer löst diese Räthsel?

Gerad der Häufergürtel, welchen von der Hofstadt die Moskwa und gegen den Rest der Großen Seite der Katharinenkanal abscheidet, umfaßt die Mehrzahl der Anstalten, worin sich die Folgen der Entsittlichung und des Zerwürfnisses mit den Gesezen verbergen. Uebrigens sind auch die Menschen, Häuser und Straßen bereits weit gemischteren Aussehens und Standes, als jenseits der Moskwa. Das Großstadtleben hat hier wirklich den Versuch gemacht, die vom Thron aus bestimmten Ordnungen selbstständig umzugestalten und seine Bahnen in naturgemäßen, nicht nur in vorgezeichneten Richtungen zu ziehen.

Vielleicht daß darum auch das einzige unmittelbare Zubehör des Hofhalts, der Marstall und die beiden Stallhofstraßen, welche vom Nordosten her in den Refskyprospekt einmünden, sich wesentlich von den übrigen Partien dieses Landgürtels unterscheiden. Da ist's so still, so feierlich; da hat das Alltagsleben gar kein Recht, und wer gern als

vornehm gilt, doch aber nicht gerade der Hofstadt angehört, wählt auch hier hüben seinen Wohnsitz. Und hier stehen denn auch die Kirchen, Schulen und sonstigen öffentlichen Gebäude, welche der holländischen reformirten und schwedischen lutherischen Fremden-Gemeinde aus jener Glanzzeit ihrer hiesigen Geltung übrig geblieben sind, da Peter des Ersten Dankbarkeit gegen holländische Kultur und Rußlands höfliche Rücksichtnahme gegen Schwedens wetteifernde Nordmacht noch nicht erloschen waren. Jetzt freilich sind die Kirchen, wie ihre Gemeinden bedeutungslos. Heute würden ihnen derlei Zeichen einer abgesonderten Selbstständigkeit nicht mehr gewährt. Solche Gewähr stände überhaupt beispiellos im 19. Jahrhundert; was davon vorhanden ist, blieb nur als Erbe früherer und anderer Czarenpolitik.

Diesen stillen Kreisen gerade gegenüber und davon getrennt durch das Getümmel des Neßkyprospekts lockt den Touristen die Kirche der heiligen Mutter Gottes zu Kasan, wenn sie gleich vom Spott englischer Bitterkeit „einer Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln“ verglichen ward. Allerdings ist ihr Körper kurzgestutzt genug zwischen eine halbrunde Halle von mehr denn fünfzig Säulen eingezwängt, vor welcher Rußlands Fabius Cunctator Kutusow, vereint mit dem Feldmarschall Barclay de Tolly Wache halten. Man fragt auch allerdings umsonst, was diese Generale vor der Kirchenpforte sollen? Genug, daß sie mit dem Gebäude zusammenpassen und der flüchtig hinblickenden Welt ein imponirend Zeugniß von Petersburger Straßenpracht ablegen. Warum auch fragen? Drängt Euch durch die Schaaren bettelnder Russinnen, durchschreitet die Eingangspforte, an deren erzener Thür die halbe Bibel sich in halberhabenen Gruppen darstellt und tretet dann in den von oben her beleuchteten Raum. Von allen Seiten strahlt Euch märchenhafter Reichtum entgegen, Eure Sinne umfängt ein leichter Wohlgeruch,

Guer Ohr umrauschen Töne, deren Melodie sich schmeichelnd in das Herz sticht und vom Himmel selbst zu kommen scheint. Wohin der Blick auch streift, überall Säulen von geglättetem Marmor, das Fußstück und der Knauf von goldiger Bronze gefaßt, darüber, wie ein Himmel, die weitgesprengte Kuppel. Massives Silber sind die Stangen des Altargegitters, Jaspssäulen tragen den mit Gold und Silber und Edelstein überschütteten Altar, hundert und aberhundert Kerzen brennen im Halbdunkel des Raumes; und aus dem reichen Faltenwulfe der purpurrothen Hülle des Allerheiligsten tritt ein zauberhaft geschmückter Priester, halbblaute Worte murmelnd, denen unsichtbare Chöre aus der Höhe Antwort geben. — Auch hier fragt Ihr nach dem Warum? Die Kirche giebt Euch mit ihrer Pracht die Antwort auf diese Frage. Diese Pracht ist ihre Macht. Der Glaube nicht, die Ueberlieferung nicht, die Lehre nicht hält des Reiches Unterthanen festgebannet in den engebrenzten Kreisen eines slavischen Dienstes für die Erdengötter: die Betäubung ihrer Sinne ist's, die Ueberstrahlung aller andern Pracht und aller andern Herrlichkeit mit Kirchenpracht und Kirchenherrlichkeit. Und eben nur ein Einziges ist noch vorhanden auf der ganzen weiten Welt, dem auch diese Pracht und Macht sich beugt: das ist der Czar. Wäre er nicht Kirchenfürst, so wäre Rußland längst zerpalten und zerplittert. So aber darf sein Arm herüber in die Länder der Bulgaren und Wallachen, der Myrier und Serben greifen; aus Hellas tönen seinem Namen Willkommengrüße und an drei Millionen von Oesterreichs Unterthanen beugen das Knie anbetend vor ihm als Kirchenoberhaupt.

Hat davon jene zerlumpfte Masse eine Ahnung, wenn sie mit stumpfem Blicke in das Leere starrt, sich niederwirft, den Marmorboden mit der Stirne schlägt, Gebete sinnlos plappert und dann mechanisch ihre dreimal drei Kreuze zeichnet, sowie der Zauberer am Hochaltar das

Zeichen giebt? Wenn sie die Ahnung hätte, und mit dieser Ahnung die Möglichkeit der Selbstbestimmung — was wäre dann die Zukunft von Europa? — —

Der stille Mann, welcher im Gegensatz zu dieser sinneblendenden Pracht dem Altar gegenüber unter einem einfach schwarzen Sarkophage ruht, hat diese Macht gekannt und jene unverstandene Ahnung oft benutzt. Sie hatten Recht den Spötter Kutusow hier einzufügen, den Spötter der so ernsthaft von dem rechten Glauben, vom heiligen russischen Vaterland und von dem gottgesandten Czaren sprechen konnte, wenn es galt, dem Schlachtentode neue Opfer zuzuschleudern, neue Opfer mit denen doch am Ende nur der Dinge alte Ordnung, die alte Autokratenherrschaft zu neuer Kraft und neuem Leben kam. So ist er selbst beinahe ein Soldatenheiliger geworden, und nächst Suwarow bei den Russen sogar der erste. Er war geliebt, wie jener kaum, da er noch lebte; nur Einer haßte in ihm seinen Todfeind: Barclay de Tolly. Seltsam, daß die beiden Männer jetzt da draußen vor der Kirche in ihrer Zwecklosigkeit so nah benachbart hingestellt sind! Auch hat der Wiz der Residenz die Seltsamkeit zur Sage von einem Zwiegespräche der Statuen benutzt. Rückwärts deutend soll Kutusow höhnen: „Denk' an Smolensk“; und mit dem vorgestreckten Arme weist Barclay auf die Niederlage von Borodino hin.

Gern gedenkt man aber in der Kathedrale der heiligen Gottesmutter zu Kasan an diese russischen Zerwürfnisse: denn für Deutschland hängen an den Pfeilern kleine zwar, doch schmerzlich demüthigende Gedenktafeln. Die Namen fast aller Haupt- und Großstädte der Heimath sind darauf geschrieben, darunter ein Monatstag und eine Jahreszahl und an jede ist mit einer Kette ein Schlüssel befestigt. Das sind die Schlüssel unserer Thore in russischer Hand. Ueber allen Schlüsseln

liegt auch noch in einem Glaskasten, wie in einem Sarge, ein mit schwarzem, goldbestickten Sammet überzogener Stab, Davoust's Marschallstab, welcher gleichzeitig mit dem goldnen Schlüssel Hamburgs den russischen „Befreiern“ in die Hände fiel.

Zwei weite Straßen strecken sich zu beiden Seiten der Kasan'schen Kirche in das Innere der Stadt. Die große und die kleine „Metischanskoj“ ist deren offizieller Name. Der Kirche nächste Nachbarschaft ist aber der Beginn des Findelhauses, dessen Räume ununterbrochen von hier bis zu der Erbsestraße laufen, dort wieder eine breite Südfronte bilden und an der Moika sich in gleicher Weite heraufziehen. An zehntausend Menschen wohnen in dem ungeheuern Viereck und davon sind dreitausend wirkliche Findelkinder. Ueber sechszehntausend werden außerdem fern von der Stadt in den Nebenanstalten des Institutes verpflegt und eine Gesamtsumme von neunzehntausend Findlingen ist das Ergebniß der Sittlichkeitszustände einer Residenz von etwa fünfthunderttausend Einwohnern. Vorbei! vorbei!

Weiter hinab am Katharinenkanal, oder besser durch die Metischanskoj! — Ihr tretet auf einen Platz mit unermesslichen Entfernungen nach allen Seiten und mitten auf dem Platze steht ein prachtvoller Bau. Breite Wagenauffahrten dehnen sich unter dem von ionischen Säulen geschmückten Peristyl; halberhabene Bildhauerarbeit glänzt aus dem Fronton hervor: Apollo von den Mufen umgaukelt. Es ist das „große“ oder „steinerne“ Theater, welches Katharina einst der Oper errichtete, ohne die menschlichen Kräfte der menschlichen Stimme zu berechnen und wo nun recht eigentlich das Spektakelstück mit dem sinne-

verwirrenden Ballet, Petersburg's Ebenbild, seine gedankenlose Pracht vor den Augen der zujauchzenden Russenwelt entfaltet.

Wir haben diesen Platz bereits sehr kurze Zeit nach unserer Ankunft betreten: denn nahe dem Theater erkaufte der Ankömmling die Aufenthaltskarte. Schon damals bemerkte er am Ende des Platzes, wo dieser sich zur Straße ausdehnt, ein zweites Haus von riesenhaften Verhältnissen, im Fünfeck erbaut, mit eisenbedeckten Kuppeln auf seinen vorgeschobenen Gebäuden. Raum mag dort, wie in dem Theater, wohl für dreitausend Menschen sein; aber welcher Raum? Gerad an jener stumpfen Ecke, welche sich dem Schauspielhaus zuwendet, erkennt Ihr den hohen zwar, doch einzigen Thorweg aller Fronten und im Mißverhältniß zu den Mauerbreiten blicken kleine Fenster wohlvergittert zu uns herab. Festgeschloffen, mit Eisenplatten überkleidet ist das Thor und Doppelwachen kreuzen davor ihre Schritte. Wenn es sich öffnet, treten Gewaffnete hervor und eben so schreiten auch nur diese in das Innere des Raumes. Oder es kommt von Wachen umgeben ein ringsum festverschlossener Kasten auf vier Rädern angefahren und hinter ihm fallen die Thorflügel rasselnd in's Schloß. Wohl knien auf dem Dachfirst zwei Engel, das Kreuz des Gelöbters aufpflanzend und aus den Bogenfenstern darunter klingt es wie frommer Kirchensang; aber wir meinen trotzdem die schrillenden Mistöne dumpfen Kettengeklirr's zu vernehmen und der Gesang klagt herzerreißend durch die trüben Lüfte: *Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!* —

Ihr habt Euch nicht getäuscht. Petersburg's größtes Untersuchungsgefängniß liegt vor Euch. Jede Hoffnung ist dem verschwunden, hinter welchem das eiserne Thor des grauenhaften Hauses in's Schloß fiel. Sein erster Blick beim Eintritt fällt auf die Henker, welche sich mit Uebernahme der Verpflichtung fünfzehn Jahre lang die mörde-

riſche Knete zu ſchwingen, von der ſibirische Bergwerksſtraße loſkaufen. Ihre Geſichter grinsen ihm aus dem nächſten Fenster entgegen. Und durch enge Palliſadengänge ſtoßen ihn die Wachen in einen dunkeln Raum. Dort faſſen ihn die Hände neuer Wächter. In behender Gewohnheit ſind die Taſchen ſeiner Kleider umgewendet, beinahe eben ſo raſch ſind ihm die Hüllen vom Leib geriffen; plötzlich fühlt er eine eifige Kälte auf ſeinem Haupte, denn ſein Haar iſt ihm geſhoren und dann ſtößt man den Nacken hinunter in ein Waſſerbecken. Heraufgeſtiegen wird ihm die Gefängnißtracht angelegt und wieder durch die Palliſadengänge führen ihn Bewaffnete in einen engen Raum, dem Licht und Luſt und alle Lebensnothdurft nur ſpärlich zugemeſſen iſt. — So geſchieht aber nicht am geſtändigen Verbrecher, nein, an jedem auf welchen das Unglück einer peinlichen Anklage fiel. — Dann vergehen Monate, ehe das Verhör beginnt, oft Jahre ehe drüben im Senat, im Angeſicht der Kirche, wie der Bildungsstätten hoher Wiſſenſchaft und ſchöner Kunſt der Urtheilsſpruch gefällt wird. Vielleicht ſpricht er den Angeklagten frei — und ein an Leib und Seele zerrütteter Menſch tritt eines Tages aus dem eiſernen Thor, hinter welchem ihn die ruſſiſche Ordnung der Dinge mit Haufen des verworfenſten Abſchaumes der Menſchheit in gemeinſame Räume warf, ſo lang der Urtheilsſpruch ſchwebte. Sprach aber das Gericht ſein Schuldig aus, ſo muß er harren und harren bis die Zahl der Schuldig erfüllt iſt, als deren maſſenhaftes Ergebniß ein langer Zug paarweiſe aneinander geſchloſſener Menſchen, in jammervolle Lumpen gehüllt und einer rohen Soldateska preisgegeben, hinauszieht aus dem eiſernen Thore, durch die Prachtſtraßen der Stadt, den Neſkyproſpekt hinab und hinein in die Dede ſibirischer Verbannung oder in die Kaſematten der Feſtungen. *Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!*

Das Volk nennt dieſen Ort des Grauens mild und wohlklingend

„Litofski's Schloß"! Die Russen wissen überhaupt das Unglück mit sanften Worten zu umhüllen. Das „Brod des Kaisers" nennen sie Gefangenenkost, den „Rock des Kaisers" die Soldatentracht, und wenn deren Träger zur Strafe für ein Vergehen der Vertheidigung des Vaterlandes dienen muß, so heißt er ein „Unglücklicher". Ein „Verschickter" ist der sibirische Sträfling und wen des Wahnsinns Banden umklammern, der kommt in das „Pflegehaus gramvoller Seelen".

Verlassen wir aber die gerade Richtung der Straße, welche uns von dem Litofski'schen Schlosse weiter leitet und beugen rechtsab nach dem Newaufer, so steht uns bald auch dort ein rundes Gebäude düsteren Aussehens gegenüber, wieder ein Gefängniß, das der Matrosen. Oder aber wir verfolgen die gerade Richtung an der von Engeln und Säulen gezierten Seite des Litofski'schlosses vorüber, so bildet das Ende der Offizierstraße ein prächtiges liches Haus mit offenem Hof und freundlichen Fensterreihen. Laßt Euch nicht täuschen: auch dies ist ein Gefängniß, das Gefängniß für „gemeine" Schuldenmacher, Bagabonden und Strolche. Denn selbst die Verbrecher werden hier nach Rangklassen abgestraft und eingesperrt. Wer das Glück hat in einem der vierzehn Tschins aufgenommen zu sein, büßt darum seine Schuld nahebei in einem vierten Gebäude unter milderen Gesetzen und käuflicher Gesetzesumgehung.

Durchwandert sind die „Kronsgebäude" des Stadttheils zwischen Moika und Katharinenkanal. Dazwischen wohnen in den eleganten Privathäusern vorzugsweise jene Beamten, deren Tagesgeschäft sich in diesen Anstalten kaiserlicher Straf- und Gnadenmacht bewegt. Je näher aber dem Nefskyprospekt, desto prachtwoller und säulenreicher wuchsen die Gebäude auf, desto häufiger werden die Privatequipagen, desto

ordenreicher wird die linke Brust Derer, welche von Zeit zu Zeit an uns vorüberstreifen oder aus dem Haus in den harrenden Wagen steigen.

Nur jene Strecke, deren östliche Grenze die Erbseustraße und deren westliche der Wosnosenskyprospekt, besteht aus anders bevölkerten Gassen. Höchst selten fährt dort bei Tag die wappengeschmückte Karosse, höchst selten überhaupt eine Privatequipage. Meistens rollen nur Lohndroschken mit verhüllten Männern oder auffällig gekleideten Frauen hindurch. Die Häuser selber, schmucklos und alltäglich, doch überall mit Handwerker- und Restaurationschildern besetzt, sind in ihren oberen Gestossen beinahe so schweigsam wie am englischen Kai und in den Millionen. Aus dem niedrigen Erdgeschosß oder gar aus der durchweichten Erde hervor schallt allwärts das Pochen, Sägen, Hobeln, Raspeln und Feilen der Gewerke. Dazu erklingt wohl auch langgezogen, näselnd, fort und fort nur auf drei, vier Tönen gewiegt ein finnischer Gesang, dann hier und da ein weiches Russenlied, am häufigsten ein deutscher Gassenhauer.

So ist's bei Tag.

Am späten Abend jubeln dagegen mit Gitarrengeklimper und Klavierspiel, bald wohlklingend, bald in eigenthümlicher Rauheit oder Schärfe Massen weiblicher Stimmen; und dazwischen wälzt sich brüllend ein wüster Baß oder sonst eine Mannsstimme. Dazu leuchten nur wenige trübe Dellampen hinter schmutzigem Laternenglas auf der kothbedeckten Gasse und alle Fensterläden sind in den Erdgeschossen geschlossen, die Gardinen herabgelassen, nur in den obern Stockwerken die hellerleuchteten Fenster weit geöffnet. Wirrend, irrend, schauerlich ungeschwirt der Lärmen bacchantischer Lust ohne sichtbare Erscheinung den im Dunkel Vorüberschreitenden; unwillkürlich durchfliegt uns die Erinnerung an Meyerbeer's kurzathmigen, angsthaften Höllenjubelchor

in Robert dem Teufel und es tauchen schauerliche Reigen der sündelustigen Nonnenleichen aus dem Grabe der schwarzen Kanalwasser empor Da schießen plötzlich breite Lichtmassen aus einem hastig geöffneten Fensterladen, einen Gedanken lang leuchten volle Nacken, lockende Arme, üppig wallende Locken, schöne blasse Gesichter im grellen Lichtschein auf und verschwinden dann wieder im Dunkel. — Hier ist der hauptsächlichste Sammelplatz der Dienerinnen feiler Liebeslust. — Wohl hat die Polizei bei ihrer strengen Ueberwachung äußerlicher Formen die gewöhnlichen öffentlichen Lokale um elf Uhr Abends geschlossen, wohl hat sie sogar die unschuldig langweilige Musik der Spielorgeln, welche der Nationalrusse so sehr liebte, aus allen „Traktiren“ verschwinden lassen, und in der That hat sie auch die öffentlichen Häuser künstlicher Lust, dies nothwendige Uebel großer Städte, nicht erlaubt. Aber sie duldet dies Uebel. Sie duldet es in einem Umfang und Maaße, welches die „verderbten“ Residenzen London und Paris einen Hohn aller Sittlichkeit nennen würden, sie duldet's unter allen Formen, an allen Orten, unter jeder Firma.

Gelangt man dann wieder auf die breiteren, doch desto menschenleerern Straßen, so rasselt oft ein schwerer kastenartiger Wagen vorüber, neben welchem taktmäßige Schritte waffenklirrend dröhnen. Das ist eine Erscheinung des Litofskischlosses. Oder es schlüpft ein scheuer Schatten eilig nach der entgegengesetzten Richtung. Im Scheine der Laternen erkennt Ihr ein Weib, welches unter vielen Hüllen ein Paket verbirgt. Ihr folgt neugierig. Sie klingelt hastig an einer kleinen Nebenthür des kaiserlichen „Erziehungshauses.“ Geräuschlos öffnet sich diese; sie tritt ein, kommt nach wenigen Sekunden wieder hervor und die Pforte klappt hinter ihr geheimnißvoll wieder zu. — Nunmehr geht die vorher Giltige an Euch vorüber langsam des Weges zurück, den

sie gekommen: oft wie gebrochen und bis in's tiefste Herz getroffen, oft aber auch schon bei dieser Begegnung sich fest wieder aufrichtend und Euch anlachend mit geld- und lustgierigem Blick.

So ist's am Abend in diesem vorzugsweise von deutschen Handwerkern und Arbeitern bewohnten Stadtkreis. Denn auch das ehrlose Handwerk der käuflichen Sünde rekrutirt seine von Seuchen gelichteten Schaaren vorzugsweise aus Deutschland. Entsetzlich, daß der größte Theil der deutschen Handwerker, die in überschwenglichem Hoffen auf das Gold der Residenz herangewandert kamen, nur eben in diesem verachteten Winkel der Stadt einen elenden Wohnsitz erbeuten konnten. Noch entsetzlicher der Gedanke an das zukünftige Geschlecht der Petersburger Deutschen, welches in so giftgeschwängertem Dunstkreis aus solchem seelenmörderischen Schlamm emporwachsen muß!

3.

Ein querlaufender schmaler Kanal verbindet am südöstlichen Ende des Marsfeldes und Sommergartens den Katharinenkanal mit der Fontanka. So ist ein längliches Viereck an drei Seiten von Wassergräben umschlossen, dessen vierte Seite ein Stück des vorbeilaufenden Neßkyprospektes bezeichnet. Man darf es den Großfürstlichen Hofbezirk nennen. Aus der Ecke, welche jener kleine Kanal mit der Fontanka macht, blickt das blutbefudelte alte Michailow'sche Palais in die Gärten an der Rückseite des Großfürstenpalastes, deren schattige Herrlichkeit man nicht hinter dessen kalter Pracht vermuthet. Zwar gilt dieser Palast des Großfürsten Michael Pawlowitsch für einen der schönsten und kunstgerechtesten in St. Petersburg, auch ist er ein Werk des

Architekten Rossi, welcher ihn unter Alexander mit einem Kostenaufwande von fünf Millionen Silberrubeln ausführte: allein die Vereinsamung, in welcher er hingestellt ist, die Abgeschlossenheit von den Bewegungsrichtungen der Petersburger Welt läßt seine Schönheit nicht zu voller Geltung kommen.

Sein Herr steht freilich eben so abgeschlossen und vereinsamt in jener Welt, wohin ihn das Geschick seiner Geburt geschleudert hat; und über Niemanden aus den kaiserlichen Kreisen hört man so viele rückhaltlose Aeußerungen, wie über ihn. Sein Wesen und Charakter ist dem Gespräche gewissermaßen preisgegeben; nur daß keine Form dabei auffällig hintangesetzt werde, sorgt die heimliche und offene Polizei. — Nirgends mag aber wohl auch der Bruder des Herrschers eine gleiche Stellung wie eben dieser Großfürst Michael einnehmen. Die Alleinherrschaft des Czaren bedingt seine Macht und Wirksamkeit mehr, als die jedes andern Generals, dabei fehlen ihm die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen nach außerkaiserlichen Kreisen. Er steht auf einem Felsen, mitbestrahlt von dem Glanze der Czarensonne: aber von der heißglühenden, blendenden Spitze führt kein Weg hinab in das Thal des allgemeinen Menschenlebens. Was hat man ihm zum Lebenszweck gegeben? Einen Generalsrang in den Regimentern des Luxus und Friedens. Ein Knopf mehr oder minder, ein versilbertes oder vergoldetes Epaulett, neue Schritttakte und Exercierpausen — das sind die Wichtigkeiten des großfürstlichen Palastes. Darüber ist die Seele Michaels verkrampft und verbittert, und nur einzelne, todtschlägerische Witzworte sprühen aus der abgeschlossenen Verfinsternung ein Zeugniß davon heraus, wie dieser Charakter bei freier Entfaltung und einem weiteren Wirkungskreise von größter Bedeutung zu werden vermocht hätte. So aber sproßte aus dem Misere täglich neuer Einengungen,

aus der Abmühung in täglich neuen kleinen Pflichten ein herrlich störrisches Wesen empor, eine launisch bedingte Härte oder Milde, unberechenbare Güte oder Strenge, eine vollkommen unzuverlässige, völlig räthselhafte Gemüthsart und Aeußerungsweise. Vorzüglich von den Großen und Vornehmen verlassen steht dieser Großfürst. Dagegen steigt aus dem Herzen des gemeinen Soldaten wie ein kühlendes Lüftchen zu seiner Felseneinsamkeit eine anhängliche Liebe auf, wenn auch die Regimenter vor seinem scharfen Auge zittern, sowie er auf das Marsfeld hinausreitet. Denn der Russe versteht auch zitternd zu lieben. —

Dies Zittern hat man uns in Büchern und Schriften gemeldet, die Kleinlichkeit der Strenge haben uns die russischen Aristokraten vorgeklagt, ein vollkommen falsches, mit den Farben beleidigter Rückfichten gemaltes Bild des Mannes hat man uns entworfen und uns ist, als ginge ein düsterer Tyrannenschatten über seine ganze Gestalt vom Wirbel bis zur Zehe. Dagegen hat man uns davon niemals gesprochen, wie er nicht Rang, nicht Stellung achtet, wo es gilt, den Fehler zu bestrafen und die Tüchtigkeit zu belohnen; davon hat man uns nicht gesprochen, wie er mit freiem Eingeständniß die Uebereilung des Zornes sühnt und die vorschnell geschlagenen Wunden zu heilen sucht. Man hat nur davon erzählt, wie er überall das kleinste Fehl mit größter Strenge rügt; doch hat man nicht hinzugesetzt: dies eben, weil sein Wirkungskreis so eng umhegt ist, daß dies Kleinste ihm zum Größten werden mußte. So rechnen wir dem ursprünglichen Charakter zu schwerer Schuld, was dessen Einzwängung verkrümmte, verzerrte und verkrüppelte.

Oben in den Sälen des Winterpalastes fürchten sie aber nicht so sehr jene Strenge, als den bitteren Spottwitz. Ein ängstlich Schweigen brütet über der buntgeschmückten Höflingsmenge, sobald sein straffer,

kurzer Schritt erklingt und die kleinen blizenden Augen hereinteuchten. Man kann ihm nicht vergessen, wie er dort nicht selten mit einem einzigen Wort alle erschwindelte Hofgunst vernichtete, wie er die flitterhaft gepuzte Würde mit einer einzigen Bemerkung in ihrer kümmerlichen Nacktheit zeigte. Und eben jetzt gedachte man daran, wie vor nicht langer Zeit ein tüchtiger Astronom dem Kaiser vorgestellt worden war und sich eben beurlaubt hatte, während Großfürst Michael nahebei in seiner leichten, formgewandten Weise mit einigen Damen sprach. Der Astronom mochte die vielverschlungenen Regeln der Hofetiquette nicht genau beobachtet haben und ein sehr junger General hocharistokratischen Stammes, die wohlwattirte Brust mit Orden reichgeschmückt, welche von Damenfürsprache und keiner kaukasischen Heldenthat errungen waren, sprach zu seinen Umgebungen laut, damit es der Kaiser höre: „Man sieht, daß Herr besser in den Sternen als in den Anstandsregeln bewandert ist. Er war so beirrt und befangen.“ Sogleich flog der Blick des Großfürsten auf den Sprecher, und seine Orden scharf fixirend entgegnete er: „Wie sollte er auch nicht befangen sein, da er ein ganzes Sternbild an falscher Stelle sah.“ — Das Witzwort flog durch die Säale, hinaus in die Gesellschaftszimmer der Hofswelt, die Lächerlichkeit hafete auf dem General, seine Hofkarriere war vernichtet, er dankte ab. — —

Nur ein für Petersburg ganz bedeutungsloses Institut birgt sein kümmerlich Leben in den Räumen, welche der gefürchtete Großfürst bewohnt. Das deutsche Theater spielt in einem Nebenflügel seines Palastes. Dort fahren keine Karossen vor, dort zieht nur ein schweigsames Fußgängerpublikum an jedem Abend nach des Tages Last und Hitze ein. Doch auch tagsüber seht Ihr kein anderes Publikum, als ein Paar ausgepuzte Ammen oder Kindermädchen in der Umgebung des Palastes

und unter dem Schatten der Alleen, welche aus den in Sonnenhize glühenden, in Staub erstickenden, oder vom sibirischen Ostwind durchseigten Nachbarstraßen hierher winken. In diesen nächsten Straßen selber begegnet Ihr fast nur um die Stunden des Anfanges und Endes der Geschäftszeit einigen Menschen, Tschinowniks in grünen Röcken mit goldenen Wappenknöpfen, welche ängstlich genau vom untersten bis obersten zugeknöpft sind. Thatsächlich lauter Menschen *boutonnés jusqu'au menton*. Ängstlich umherspähend schreiten sie dahin, um den befohlenen Gruß für den etwa begegnenden Großfürsten nach allen Regeln der Etiquette auszuführen; denn unabwendbar stünde strengste Strafe hinter dem leichtesten Versäumniß. Korporalhaftigkeit ist das Weltall des Großfürsten-Stadtheils worden, weil die Keime großer Entwicklungen in dessen Herrscher zerbrochen wurden.

Wie anders das Leben jenseits des Refskyperspektes im Umkreis jener Straßen, welche hier zwischen Moika- und Katharinenkanal, zwischen Erbsenstraße und Refskyperspektive eingeschlossen sind. Da ist nur ein ganz kleiner Theil höfischen Geschlechtes und Ansehens, nur am Refskyperspektive steht ein stilles Räthsel Petersburgs, der Anitschkowpalast.

Müht Euch nicht ab, von den Geheimnissen etwas entdecken zu wollen, welche in der dritten Abtheilung der eignen Kanzlei des Kaisers, deren Chef der Graf Orloff mit seinem Gehülfsen Generallieutenant Dubelt, von allen Enden Rußlands, ja Europa's, aus den Straßen, aus der Gesellschaft, aus dem Familienzimmer, aus der Schreibstube, aus dem Gefängniß, aus der Kirche, aus dem Bordell und der Höhle des Proletariers zusammenlaufen. Ihr späht umsonst, der Eintritt in

das Haus ist nicht gestattet und ein bemerktes Nachspüren brächte Euch selber zu plötzlichem Verschwinden. Wohin? Fragt oben in den Sitzungsälen der Hermandad.

Aus den Fenstern des Erdgeschosses des Palastes starren Waffensammlungen hervor und den Thorweg hält die Pawlow'sche Garde besetzt, dies unveränderte Ueberbleibsel soldatischer Uniformirung aus abgelebten Jahrhunderten. Ihre blechernen Grenadiermützen, ihre breitgeschöpften Röcke, ihre engen weißen Beinkleider und die hohen Kamasschen, ihre ganze vergessene Kleideweise, welcher nur der Zopf fehlt, und daß sie gerade hier am Wohnstze der Geheimpolizeimacht Wache halten, scheint der Welt sagen zu sollen: in diesen Räumen hat das Neue, Bessere kein Recht und das fortbildende Leben keine Stätte. Da herrscht der starrste Despotismus, welcher den Gedanken knechten will, sich deshalb mit Waffen rüstet, deren Blinken bedrohlich in das frische Leben hinausleuchtet, und sich mit Menschen schützt, an denen die Neuzeit nicht einmal das Recht der Kleidermode üben durfte. — Schade, daß dieser Anitschkow'sche Palast von Zeit zu Zeit noch immer als Wohnung des Kaisers benutzt wird, schade, daß man ihn nicht zusammenbrach, als er nach der Ueberschwemmung des Jahres 1824 und dem Brande des Jahres 1837 als Kaiserhof benutzt worden war. Vielleicht wäre die dritte Abtheilung der eignen Kanzlei unter den Trümmern mitbegraben worden. — Jetzt ist er freilich von dem Kaiserhof verlassen; aber trotzdem sieht man an einzelnen Abenden ein und das andere Zimmer des obern Gestockes matt erleuchtet. Geheimnißvolle Gerüchte von diesem Licht schleichen durch das Publikum und Niemand weiß doch recht eigentlich, ob dort verborgene Liebe oder verschwiegene Strafe lebt. Vielleicht nicht einmal der Offizier der Pawlow'schen Wache. — Wer mag sich auch darum kümmern? Lächelt uns doch dicht dabei ein wunderschöner

Bau mit vornehm heitern Mienen an. Auch ein Werk des geistreich verschwenderischen Rossi und der Kaiserin zu Ehren „Alexandratheater“ genannt. Dort dürfen wir eintreten, dort sehen wir den Glanz des Hofes bei dem französischen Schauspiele versammelt und dort erklingt manches Wort von der Bühne herab, welches andernorts als hochverrätherisch gestrichen würde. Es klingt ja Alles so glatt, leicht, zierlich, unbefangen in dieser Sprache der vornehmen Welt. Wer mag es dieser Welt versagen, daß ihre Sinne auch von Zeit zu Zeit von einem Wort gefißelt werden, bei welchem sich der Blick fast unwillkürlich den Logen der Staatsmächtigen zuwendet!

Doch damit die unbefangene Heiterkeit nicht allzubreiten Raum gewinne, drängte sich zum Alexandratheater ein langgestreckter, ernster Bau mit schweren granitnen Säulen und marmornen Standbildern griechischer Weltweisen. Es ist die kaiserliche Bibliothek. Nicht von der Gasse führt ein unmittelbarer Weg zu ihren Sälen, sondern erst in den Hof des Hauses muß man eingedrungen sein, um zu den breiten Granitstufen zu gelangen. Vier ungeheure Säale bergen in zwei Stockwerken den reichen Schatz von 500,000 Bänden aus allen Wissenschaften aller Lande, und daneben stehen die seltensten Prachtwerke, die aus-erlesendsten Handschriften. Es ist Alles, wie in den Ländern von wirklicher und innerlicher Kultur, von selbstbestimmender und freier Geistes thätigkeit; auch steht geschrieben, diese Bücher seien dreimal wöchentlich zu Jedermanns Benutzung freigegeben. Nur besteht der kleine Unterschied, daß dies in Wahrheit nicht der Fall. Kaum ist es möglich, durch Begünstigungen, Bestechungen und sonstige Mittel überhaupt nur zur Ansicht eines Buches zu gelangen, geschweige denn zu der Benutzung. Ja, so laut und dringend durfte selbst in Petersburg sich diese Klage erheben, daß nun seit Jahren schon die Rede geht, es

sollen neue Regeln für die Benutzung aufgestellt werden. Es sind auch wirklich an alle Bücherammlungen des so verachteten deutschen Landes Briefe abgegangen, welche deren Befehle eingefordert haben. Aber sehr wahrscheinlich bergen sich nun diese eingeholten Materialien ebenfalls ungenutzt in den weiten Schränken, nutzlos wie die prachtvollen Reihen der goldglänzenden Titel, bewacht von Schaaren müßiger Beamten, gleich ewig verschlossenen Königsgräbern. — Man hütet sie so streng, damit Niemand daraus jenen gefährlichen Quell des Wissens und des Lichtes befreie, der es uns sagt: auch der Herrscher ist nur ein Mensch und seine Krone ist das ihm von Volkes Gnaden verliehene Geschenk. Der demokratische Herrscher Geist und der Absolutismus des Erds- und Kirchenfürsten sind Todfeinde. Was soll, so lang der Autokratismus jenen gefangen hält, das Volk mit dem Gold und Edelstein der Forschung und des Wissens, für die es keine Waffen eintauschen kann zum Geisteskampfe freier Entwicklung? Darum, wer dennoch diese Waffen sich erwarb, dem rosten sie verborgen in der tiefsten Stille seines Hauses. Draußen starrt dem Worte selbständiger Ueberzeugung das scharfgeschliffne Bajonett entgegen, draußen schmettert der Ukas den freigeordneten Gedanken nieder, raußen vernichtet Censur und Polizei den Sohn des Gedankens, den Vater der That, die Schrift. Haben sie doch selbst die Schrift, die man die heilige benennt, censürt und geregelt bis nur noch davon übrig ist, was in die Pläne der tiarageschmückten Krone paßt; wie mag das Wort des Menschen eine Stätte finden dürfen? Nur zwei Wege stehen offen für den begeisterten Verkünder der Ergebnisse des Forschens, des Wissens und des eingebornen Gedankens — ostwärts gen Sibirien, südwärts zu den todspeienden Schluchten des Kaukasus. Buschkin, Bestuscheff=Marlinskij und Tausende, von denen keine Kunde zu uns kam, deren Namen selbst im Reiche nur leis und

flüsternd an uns vorüberschlüpfen, sind die Blutzengen dieses martervollen Kampfes. — —

So geht denn vorüber an diesem todten Meere, in welchem ein Paradies versenkt ist. Trauert um dies Apasthal, aus welchem ein einzig kaiserliches Wort ein Eden hervorzaubern könnte, ein Eden eines Völkerfrühlings für sechszig Millionen Menschen, für drei Erdtheile. Geht vorüber an dem gigantischen Grab des Geistes von Millionen, an dieser Leiche, die man pugt und schminkt und ziert, damit es Jeder glaube, sie lebe, aber eben diese Wichtigkeit sei ihr so vielgerühmtes Leben!

Schaut nicht dabei, da habt Ihr Leben, da treibt sich's bunt und emsig durcheinander, da habt Ihr jene lebendige Entwicklung des russischen Volkes, die man nur schnürt und preßt, wenn sie des Reiches Grenzen überspringen will und wenn Gefahr droht, daß von draußen mit den Handelswaaren die Pest des Geistes mit hereingeschmuggelt werde. Man fesselt diese Entwicklung nur, wenn sie großwachsen will, wenn sie zum Weltgeschäft sich ausdehnt: dem Kram und Schacher steht kein hemmender Ukas entgegen. —

Für Kram und Schacher streckt sich's denn auch westwärts von der Neßkyperspektive wersteweit mit Häusern und Höfen, ein unermessliches Menschen- und Waarengewirr. Soweit das Auge reicht laufen dort die Kaufbuden in zwei Stockwerken übereinander hinweg; und wo dem Blick die Formen verschwimmen, wogt es noch immer beweglich von den Menschenschwärmen im Umkreis der Säulenhalle, welche oben und unten den Bau der ungeheuern Kaufhalle umzieht. Im Anschauen des Gewühls vergeßt Ihr ganz, von welchem Standpunkt Ihr herabblickt, was den Anfang dieser freien Volksentfaltung bildet — die Duma ist's, das Petersburger Rathhaus, dem es an nichts fehlt, als an einer

Bürgerchaft in jenem Sinne, welchen unsere Begriffe damit vereinen. Bürger, ja selbst Ehrenbürger giebt es wohl; nur just keine selbstständige, mit Freiheit und mit Rechten selbstständig aufgewachsene und darum fest verwachsene Bürgerchaft. Was davon da ist, ward durch kaiserliche Ukase gemacht wie ganz Petersburg, ist nur ein Scheinbild und ein so genanntes Ding, das keine leiseste Faser seines künstlich zusammengesetzten Körpers selbstwillig regen darf. Ränge giebt es auch hier, auch Orden und Medaillen, wie in der uniformirten Beamten-schaar, wie in dem Heer. Nur ist hier noch weit seltner wahres oder angelogenes Verdienst, was den Rang bestimmt; die Gildeliste ist es, diese Klassenrangordnung, die ihre Höhen und die Tiefen einzig und allein nach der Größe des Geldkastens bestimmt. Selbst im Gebäude, welches dem demokratischen Handelsleben gewidmet ist, blieb solche Gildenanordnung nicht ohne Einfluß. Herabgestiegen von dem Thurm der Duma erkennen wir zunächst der Refskhyerspektive dessen vornehmste, glänzendste Abtheilung (Gostinoi=Dwor); dahinter eine zweite mit gröberem und massenhafterem Waaren (Aprarin=Dwor); ganz zuletzt am fernsten Ende und umstellt von halbweg verdeckenden Kaufläden, das unbefchreiblich schmutzige Gewir des für das Volk wichtigsten Theiles, den Trödelmarkt (Tschukin= oder Talskutschin=Dwor). Nur Eines bleibt sich gleich vom Anfang bis zum Ende der drei Handelshöfe: Ihr findet keinen nichtrußischen Kaufmann von dem Refskhyerspektive bis zu der Erbsenstraße. Hier ist noch Rußland, volles Rußland!

Echtes, unverfälschtes Rußland? Nein, auch hier ist nichts mehr echt, es trägt nur den langen blauen Kaftan, den dichten Bart, das halbgestutzte Haar und den ungeschickten plattgedrückten Hut. Damit täuscht es, als sei es unverfälscht. Es braucht das Aussehen der Ursprünglichkeit auf Spekulation. Im Innern aber hat es mit den ange-

bornen Anlagen zu Schlaueit, List und Trugsinn jede fremdländische Verfeinerung der Unehrenhaftigkeit zu graufigem Gewirr verfilzt, so daß jede nationale Tugend unterging, ohne daß ein ausländischer Vorzug einzudringen vermochte. Peter des Ersten Vergleich seiner Landesfinder mit den Schacherjuden ist zu bekannt, als daß man daran noch einmal zu mahnen hätte; und der Vergleich hat sich bei der fortschreitenden Neuperlichkeitenskultur im Czarenreiche so bewahrheitet, daß jetzt der Armenier selbst beim Russen um neue Listen bettelt. Trügen, lügen, blenden und gewinnen ist die einzige geltsame Tugend dieser russischen Handelswelt; kaufmännische Ehre und Rechtlichkeit sind fremde Begriffe. Dazu bewahrt der Russe einen Vorzug, welcher für Erreichung solcher Zwecke weder dem krämernden Juden, noch dem Armenier in gleichem Maaße eigen: er erzielt die Eleganz, Frische, Neuheit und geschmackvolle Form seiner Waaren mit unnachahmlichem Geschick. Man kann in der That nichts Reizenderes sehen, als z. B. den verlockenden Aufputz der Obstmassen an den Schaufenstern der russischen Fruchthändler am Nefskyprospekt, nichts Imposanteres als die Auslage der Gold- und Silberwaaren an der Prospektseite des Gostinoidwor. Und nach was Ihr auch sonst sucht; selbst in dem Schmutze, welcher allerdings im Kaufhose bei jedem vordringenden Schritte immer unbedingtere Herrschaft erringt, immer lockt die Waare noch mit einem gewissen Aufputz zierlicher Formen. Freilich bleiben es auch nur Formen. Die wirkliche Brauchbarkeit des Gefertigten kümmert den russischen Händler nicht; auch nicht die wirkliche Neuheit des als neu Gekauften. Hat er es nur recht geschickt geleiimt, geflickt und übertüncht, mit täuschenden Farben bemalt und mit lügenerischen Etiquetten besetzt, so hat er seinem Gewissen genug gethan. Daß ihn der betrogene Käufer für einen Schurken hält, thut seiner Seele nicht weh. — Mit dem dritten Kauf-

hose hört auch die leiseste Erinnerung an eine andere Welt als die des Schmutzes auf; und hier schwebt der Inhalt Eurer Taschen, vorher schon unsicher genug, in allerhöchster Gefahr. Hier herrscht der tiefste moralische, wie der tiefste wirkliche Noth vollkommen fraglos, hier ist der Diebsheler vom Kaufmann, der Kaufgehülfe vom Spigbuben, der Packträger vom Räuber nicht zu unterscheiden; hier brüdet der Giftodem der Seuche für Körper und Seele, von hier aus strömen unmittelbar und mittelbar die Opfer des Verderbens in die Hospitäler, Gefängnisse, Straf-, Armen- und Freudenhäuser. Dort fragt Niemand nach, was sie in diesen Abgrund schleuderte: ob die Verführung, ob die Noth, ob die Gewohnheit thierischer Erniedrigung, ob freie Lust am Bösen oder ob — die Frage wiegt am schwersten — eine Herrscherpolitik, welche seit dem Eintritt Rußlands in die Welt Europa's dem Finanzministerium einen breiten Vorsprung vor dem Ministerium des Kultus und des Unterrichtes gönnte?

Die beiden Gartenstraßen, welche die langen Fronten des Gostinoi-, Aprarin- und Tschukin-Dwor einsäumen, laufen schmurgerad über die Erbsenstraße hinweg. Jenseits derselben zieht ein neuer Abschnitt Petersburger Lebens seine Bahnen. Da haust die echtrussische Proletarietwelt der Palaststadt. Die Häuser schrumpfen mehr und mehr zusammen, je weiter wir uns von der Erbsenstraße entfernen, kein Wagen rollt, kein Ordensstern begegnet uns und wenn wir endlich ein gutes Stück in der großen Gartenstraße fortgeschritten sind, eröffnet sich ein weiter Platz, vom lauten Leben eines Wochenmarks erfüllt. Nur links, wo eine griechische Kirche ihre grünen Kuppeln mit kettenbelasteten Kreuzen in die Lüfte streckt, schweigt dieser Lärmen vor den Verneigungen,

Kniebeugungen, Bekreuzigungen und stillen Gebetworten der Vorübergehenden. Das ist der „Heumarkt“.

Erinnert Ihr Euch noch des Namens aus jener Zeit, die kaum mehr denn ein Jahrzehent zurückliegt, da Afiens grauenvolle Bürgerin, die Cholera, ihren Triumphzug durch Europa hielt? Dies ist jener selbe Heumarkt, auf welchem das seuchevergiftete, hungernde, obdachlose Volk der „schwarzen Männer“ die Leichen seiner Brüder aufschichtete und in unermesslichem Jammer zu rasender Wuth gekommen war. Dort hinten in jener fernsten Ecke steht auch noch dasselbe schlichte, grellgelb angetünchte Haus, woraus sie die sterbenden Kranken hervorzerren, um sie den Händen ihrer Mörder zu entreißen. Denn so nannten sie die Aerzte. Und die Aerzte marterten sie langsam zum Sterben und stürzten endlich die Gefolterten aus dem Fenster auf das Steinpflaster herab. Um die von Blut und Hirn besudelten Leichen tanzten sie wilde Siegesreigen — der Anfang einer Proletarierrevolution war da! Es galt nur, daß ein Führer an ihre Spitze trat, um sie den kaiserlichen Bajonetten entgegen zu führen Da plötzlich fliegt in rasendem Eilen eine einfache Droschke heran und hält vor den Stufen der Kirchen. Ein hochgewachsener General steigt aus, steht an der Kirchenthür, blickt siegesbüchernen Blickes auf die wahnwitzigen Horden und ruft mit donnernder Stimme: Na Kalenje! (Auf die Kniee!) in den tobenden Aufruhr. Die Stimme schlägt jedem an das Ohr; denn so kann nur Einer rufen, der Mann mit dem regelrechten Marmorgesicht. Erschreckt schweigt das Getöse und ehe es noch Zeit gehabt zu vollem Schweigen zu kommen, ruft die Stimme zum zweiten Male: Na Kalenje! Und alles Volk bricht knieend zusammen vor Gottes Stellvertreter auf der Erde. — Wie hatten sie vorher den Warnungen, Bitten und Drohungen ihrer Opfer entgegengeschöhnt: Bog hisoko, czar daleko — Gott

ist hoch, der Czar weit — und nunmehr knieten sie zitternd vor der einzigen Herrschergestalt, schlugen die breiten Stirnen an den Steinen wund, heulten um Gnade und rauften die Bärte in verzweiflungsvoller Angst. — Aber das kalte, strenge Auge antwortete nicht. Dies Auge kann nicht mild blicken, selbst wenn das Antlitz lächelt. Dies Auge ist so urstrenge, unerbittlich, daß selbst die schmeichelndste Kunst der Malerei dem Kaiserbild diesen einen Mangel nicht anzudichten vermag. Dies Kaiserauge hat den Blick des menschgebornen Vaters eines Volkes nie gekannt; es lernte nur den unnahbaren Blick des Czaren und des Richters. — Schweigend wandte sich damals der Kaiser zu der Kirchenpforte. Ihm nach drängt sich die ungezählte Masse zu den Stufen des Altars, um dort die Gnade Gottes herabzusehen. Tiefe Stille lag über dem ganzen weiten Platz, so weit das Auge reicht kein aufgerichtetes Antlitz und aus der Kirche klingen die wundersamen Stimmen des asiatischen Gottesdienstes, wie Verheißungen der ersuchten Gnade. Wahrlich, ein herrliches Bild! Der absolute Herr über Leben und Tod seines Volkes mit diesem Volke emporsiehend zum Herrscher der Herrscher! —

Dies Bild haben uns die Petersburger und die Touristen in allen Farben und Beleuchtungen vorgeführt. Die Pracht der Priester und der Kirchenschmuck bilden dessen Rahmen. Aber Niemand malte das Gegenstück und die folgenden Akte der Begebenheit. Niemand spricht davon, wie plötzlich alle Zugänge zu dem Heumarkt von Bajonetten starteten, wie die Schergen der öffentlichen Gewalt, geleitet von den geheimen Dienern der Polizei, in die knieenden Haufen hineingriffen und den Schuldigen mit dem Schuldlosen den Soldatenhaufen entgegenwarfen, wie dann die Kerker sich füllten, von der auch dort eingeschleppten Seuche geleert und von Neuem gefüllt wurden und wie endlich

lange, traurige Züge zerlumppter, gebrochener, oft noch todtkranker Menschen fortgeführt wurden nach jenem Osten, welcher, ein furchtbar schweigendes Geheimniß, des Reiches Osten umsäumt. — Dies war das Ende des Volksdrama's am Heumarkte und das Ende der Seuche war der Tod von 10,000 Menschen in der Newahauptstadt. —

Die Proletarienvelt ist damals furchtbar gelichtet worden; man rechnete, der sechste Mann davon sei ein Opfer der Seuche geworden. Man wies es nach, und selbst in Petersburger Schriften, wie zu solchen entsetzlichen Ergebnissen die unbeschreiblich elenden Zustände der auf Obrok entlassenen und hier eingewanderten Leibeignen nothwendig beim Herrschen jeder ähnlichen Krankheit gedeihen müssen, man hat später immer von Neuem daran erinnert, daß von den alljährlich mehr als 3000 Leichen, die das Nervenfieber in die Todtenlisten bringt, die größte Zahl eben wieder diesen „tschernoi rabotschi“, diesen „schwarzen Männern“, angehöre, denen selbst ihr Name vom finstern Elend aufgeprägt erscheint. Man hat gemahnt, es möge den Leibherrn ferner nicht vergönnt sein, solche Massen ihrer Hörigen dem Feldbau zu entziehen, um vom „Obrok“ (jährliche Abgabe) derselben sündhaften Gewinn zu ziehen. Man hat die Aufmerksamkeit der Wohlfahrtspolizei auf die Schlupfwinkel der Unseligen am Heumarkt und in den Nebenstraßen hingestossen. — — Aber Alles umsonst! Hat doch sogar erst die neueste Zeit an Erziehung eines diesen Klassen besonders gewidmeten Krankenhauses gedacht und müssen doch die „schwarzen Männer“ selbst dafür die Kosten tragen, indem man den Preis ihres Aufenthaltscheines um mehrere Rubel erhöhte.

Ihre Lebensverhältnisse blieben übrigens immer dieselben. Das Beil im Gürtel wandern sie heran, den letzten Rest des Geldes raubt die Erlaubniß zum Aufenthalte im goldstrahlenden Petersburg, zum

trocknen Brode giebt die Nawa den Trunk bis endlich eine Arbeitstätte aufgefunden ist. Haufenweis zusammengeschichtet lagern sie nachtüber auf den steingepflasterten Corridors der Häuser, oder in den Erdschossen, an deren Mauern fort und fort die Feuchtigkeit herabrieselt, deren Boden fort und fort von Wasser überglänzt ist. Halbfaules Stroh, oft selbst dieses nicht, dient ihnen zur Schlummerstätte und eine verpestete Luft vergiftet ihre Lungen. Dazu zerwühlt der Brantwein ihre Eingeweide, da er bei dem Monopol der Krone und den hohen Preisen nur noch eine mit Scheidewasser versetzte Flüssigkeit ist, wenn er durch fünf und mehr Hände ging, ehe ihn der Handarbeiter im Kabak genießt.

Dennoch seht Ihr nirgends in ganz Petersburg so viel lachende Gesichter, als eben unter diesen Handarbeitern, dennoch hört Ihr nirgends so viel fröhliche Witzworte, als bei ihrer Unterhaltung, dennoch bedeckt das rothe Hemd fast immer eine herkulisch kräftige Gestalt und dennoch wird oft aus den mitgebrachten Lumpen der verlassenen Heimath ein feiner blauer Kasfan, aus demselben Manne, der vor wenig Jahren noch das blanke Beil im Gürtel sein einzig Eigenthum nannte, ein reicher Bauunternehmer, aus dem Burschen, der vor einem Jahre an der Brücke stand, um seines Gleichen Quas und Sbiten zu verkaufen, ein Insfasse des Gostinoi=Dwor; und der Hausirer, dessen gellendes: Limonji, Appesinji nastajaschtschi peterburgski towar (Citronen, Apfelsinen, ächtes Petersburger Gut!) mit seinen unenträthselbaren Dehmungen heut Dein Ohr zermartert, gebietet vielleicht in einem Jahrzehent über Millionen. —

Troghdem ist er dann minder glücklich als heute. Das heutige Glend trägt er fast ohne Besseres zu kennen, heut weiß er, daß sein Herr ihn nicht verhungern lassen darf, heut saugt noch nicht die Schaar

der beutegierigen Beamten an seinem Blute, heut hat er gar nichts zu vertheidigen, als das nackte Leben. Aber in zehn Jahren ist er, ob auch Millionär, noch immer leibeigen; die Laune des Herrn kann ihn in's tiefste Elend zurückschleudern, der Neid verdächtelt an ihm jede Bewegung, die heimliche und uniformirte Polizeigewalt umklammert jegliches Wirken und Schaffen, eine unabsehbare Schaar hungerwüthiger Gesetzesdiener saugt sich an seinem Reichthum voll, und wenn er stirbt, so sind die Kinder immer noch leibeigene Diener ihres Edelherrn. Proletarier sind sie noch immer: Proletarier des freien Bewußtseins. Dieses Proletariat wird sich in Rußland dereinst mit dem Proletariate des Besitzes, ja muß sich naturnothwendig mit ihm verbünden zum Umsturz des Bestehenden. Der soziale Aufruhr droht hier näher, als der politische.

4.

Der äußerste Häufergürtel der großen Seite ist gegen deren Kern durch die „Fontanka“ abgegrenzt, nach Außen hin durch den träg fließenden und übel duftenden „Umfangskanal“ als wirklich Zubehör der Stadt bezeichnet. Nicht eben so schließen sich seine Straßen ab. Nur längs der Fontanka erhebt sich, gleich einer Fronte ohne Hinterwand, eine wirklich aneinanderhängende Häuserreihe; nur die Partie zwischen Neßkiprospekt und Newaufer ähnelt noch einigermaßen den kompakteren Theilen der großen Seite. Uebrigens giebt es fast keine geschlossene Straße; sämmtlich zeigen sie weite Lücken, deren Wüsteneien hölzerne Gehege, übel erhaltene Planken und nur selten steinerne Mauern verdecken. Selbst der mitten durch schneidende Neßkiprospekt hat sogleich

hinter dem Anitschkowpalast und der mit Kloot'schen Rossbändigern gezierten Brücke über die Fontanka sein Hofgewand abgeworfen, um sich in das echtrussische Kostüm einer schmutzigen, stinkenden, wenn auch noch breiten Krämergasse zu werfen.

Man fragt verwundert, was sollen diese Prachtpaläste der Fontanka, welche der Adler als kaiserliche bezeichnet, in dieser unstädtischen Ursprünglichkeit? Kaiserlich sind sie wohl, auch Paläste sind es, weil der Kaiser sie oftmals angeblich überrascht, obgleich mehrere Stunden vor solchen Besuchen zufällig die Budoschniks der Straßen, welche er durchfahren muß, in ihre neuesten Uniformen gesteckt wurden, jedes unpölseliche Atom sorgfältig entfernt ward und natürlich auch zufällig im Innern der genannten Paläste Alles in vollstem Galla Schmuck erglänzt, sogar die langen Reihen der Betten und der Menschen darin in weißem Linnen oder Wollenzeuge prangen. Aber dennoch bergen diese heitern Paläste ein gewaltig Stück Lebenselend, es sind die hauptsächlichsten Krankenhäuser der Residenz. Da ist das Kalinkin'sche Hospital, welches einzig der Heilung der Lufstheuche gewidmet ist, und trotz 350 stets besetzten Lagerstellen, doch so wenig ausreicht, daß man ein neues Hospital an der Charlanoff'schen Brücke für gleichen Zweck beifügen mußte. Da breitet sich ferner das Dbuchow'sche Krankenhaus mit 650 Betten, welches das älteste allgemeine Lazareth der Stadt sein würde, wenn ihm nicht jenes Kalinkin'sche für ein Leiden hätte vorausgeschickt werden müssen, dessen übergroße Häufigkeit man gemeinhin für ein Zeichen weitgreifender Enttötlichung erachtet. Da steht endlich das Marienhospital, welches ebenfalls 350 Bettlägerigen Aufnahme und im Jahr an 30,000 Leidenden Rath und Hülfe gewährt, trotzdem daß außer den genannten Anstalten noch jede Kaserne, jede Schule, jedes öffentliche Institut ein besonderes Krankenhaus besitzt, und etwa noch ein

Duzend gleich große Heilanstalten in andern Stadttheilen verstreut sind. — Dies Alles gehört zum Bilde Petersburgs und seines Lebens. Darum erscheint es auch ganz passend, daß die größten Leidensstätten den prächtigsten Theil der prächtigsten Stadt des größten Staates der bekannten Welt als nächste Ringmauer umfassen.

Hinter dieser Häuserfronte dehnen sich ungeheure Plätze, schlecht oder gar nicht gepflastert und von unergründlichem Schmutz übersumpft, sobald nur wenige Tage lang kein scharfer Seewind darüberstrich, oder aber von undurchdringlichen Staubwolken in ewige Nebel gehüllt, sobald die Sonne den Koth bewältigte. Da ist ferner der Viehmarkt, der Markt der Wintervorräthe, da sind noch viele Plätze und Straßen geradlinig abgemarkt und mit stolzen Namen belegt, aber von jammervollen, vereinzeltten Häusern besetzt, ohne Menschen, ohne Leben. Nur die Polizeiwachbuden fehlen nirgends.

Zuletzt erscheinen wirklich wieder langgestreckte Gebäude, genau in gleicher Weise von einander entfernt, mit unermesslichen Vorplätzen ein jedes. Dies ist der zur großen Seite gehörige Theil des Kreises von Kasernen, welcher ganz Petersburg waffengerüstet umzieht — Vorwerke, welcher dem Kernwerk der Peter-PaulsCitadelle entsprechen und mit ihm gemeinsam die Stadt beherrschen. Dreißigtausend Gewaffnete umstehen etwa viermalhunderttausend Einwohner mit ihren Bajonetten.

Hier außen ist's gewöhnlich still. Nur zu gewissen Stunden dröhnen die Schritte ab- und zuziehender Truppen, zu andern klirren die Gewehre in tagtäglichem Uebung — — — doch, dicht bei dem Ismailoff'schen Paradeplatz, und mitten in dieser ununiformirten Stadteinsamkeit, was trotzdem für ein Menschenwogen, was trotzdem für ein Waggengerassel, welcher Volkslärm am ganzen Tage?

Dort liegt der Bahnhof, der einzige St. Petersburgs.

Wie schrillt die Dampfspeife ironisch zwischen die Kommandoworte des Paradeplatzes gleich einem Freiheitsrufe! Wie fliegt die lange Wagenreihe doch so verächtlich am weit zurückbleibenden Sturmloch der Truppen vorbei! Wie braust sie verhöhrend, weil untreffbar für das geübteste Artilleriekorps, am Zielschießen mit Geschützen vorbei, hinaus in's Land. — Jubelt sie der Freiheit, vielleicht gar dem nichtrussischen Europa entgegen? Nein, nein! Ihr erstes Ziel soll das echtrussische Moskau sein und die Zukunft soll daran einen zweiten Schienenweg von abermals mehreren tausend Wersten bis Odeffa bauen, oder bis — Konstantinopel. Verbinden soll sie des Reiches Süden mit dem Norden, damit sie vollenden, was durch beinahe anderthalb Jahrhunderte nicht vollendet ward: St. Petersburg zu Rußlands wirklicher Landeshauptstadt zu machen, zur Landeshauptstadt jenes Reiches, von dem Karamsin sagt: „dereinst nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern.“

Man täusche sich nicht: Rußland ahmt wohl nach, ahmt selbst nach, wo die Nachahmung eben nichts erscheint, als eine künstliche Annahme europäischer Gestaltungen ohne deren Konsequenzen. Aber seine Politik bemächtigt sich auch entschieden und mit ungehemmter Kraft derartiger Erschaffungen, um sie zu ihren Zwecken auszubeuten. Wohl lächelt Mancher jetzt und meint, daß dies Riesenwerk der Petersburg-Moskauer Eisenbahn ein neuer Mißgriff eines schon rings erschütterten Finanzsystemes sei. Und von diesem einen Standpunkt aus mag schwer ein Widerspruch zu finden sein. Denn jene massenhaften Reisebewegungen, jener niemals abbreisende Menschenstrom, wie wir ihn in reichbevölkerten Ländern, vorzüglich auch in jenen Staaten finden, deren

Volkverkehr von freien Rechtsverhältnissen, von ungehinderter Selbstbestimmung des Einzelnen abhängig ist — er ist in Rußland unerreichbar, so lang das Reich nicht mindestens eine Bevölkerung von zweihundert Millionen anstatt sechszig besitzt, und so lang der Ackerbau nicht in ein gegenseitig ausgleichendes Verhältniß mit Industrie und Handel treten konnte. Die Moskauer-Petersburger, ja die Petersburg-Deßauer Eisenbahn selber wird niemals eine Reichthumsquelle für den Staatsschatz werden. Nach andern Seiten aber zielen auch die Pläne, welche die Herrschermächte an das begonnene Unternehmen knüpfen. Nur in den Petersburger Handelskreisen hört man gewöhnlich jene im Nichtrussischen Europa tagesläufige und abfällige Beurtheilung. Wer irgend näher an der Thüre des Kabinetts steht, betrachtet die Erleichterung des eigentlichen geschäftlichen Verkehrs nur als ein Beihülfsmittel eines allgemeinen Aneinanderrückens der verschiedenen Nationalitäten zur Verwirklichung des großen Planes allgemeinen Gleichartigkeit.

Dahin zielt die eiserne Bahn der eisern herrschenden Politik. — Denn daran gedenkt sie nicht, wie eben dieses selbe Miesemittel eines Systemes, dem so heftig Widerstreben von den so verschiedenen, ja selbst von den slavischen Stämmen entgegensteht, zum Golem aufzuwachsen vermag, welcher seinen Herrn bewältigt, sobald dieser den rechten Augenblick verabsäumt, um die Zauberschrift vom Antlitz des dienstbaren Gebildes wegzuwischen. Daran gedenkt sie nicht, wie eben in der leichteren Vereinigung der Slavenstämme unabweisbar auch die Nothwendigkeit gelegen ist, daß sie im Lande selber die Verschiedenheiten ihres eignen, bald auch die der halbverwandten und fremden Völker erst im Kleinen, dann im Großen kennen lernen, daß aber aller Orten die Wünsche und das Streben nach Befreiung vom Joche eines absoluten

Regimentes sich immer mächtiger hervordrängen, daß, was jetzt geschieden und vereinzelt steht, auf diesen Eisenschienen dann zusammenfluthet, und daß die Macht der solchermaßen naturgemäß sich entwickelnden Verähnlichung den aufgedrungenen Zwang der Uniformirung unter den Rädern ihres Siegeswagens zermalmen wird.

Ein Ausflug auf der Eisenbahn.

Heut ist die Eisenbahn nur noch ein Promenadenweg zum kaiserlichen Lustschloß Gzarskoe-Selo und zum Städtchen Pawlowsk, dessen Name, Dasein, Emporblühen und Vergessenheit von dem Lustschloß abhängig ist, welches Paul der Erste nahebei erbaut hatte. Jetzt fristet es sein Leben fast einzig von der Restauration, welche das vorläufige Ende des Schienenweges bezeichnet. Heut ist auch die Eisenbahn noch vollkommen in der Gewalt der Residenzpolizei, und wir müssen dem Bilettausgeber das verstattende Zeugniß unsers Straßenmeisters vorweisen, ehe wir den Wagen besteigen dürfen. Selbst eine Spazierfahrt ohne Polizeieinmischung ist in Petersburg ein Ding der Unmöglichkeit. Darum herrscht immer ein dichtes Gedräng vor den elenden Hütten, welche man in Erwartung eines Bahnhofes von Petersburger Pracht vorläufig aufbaute. Der lange blaue Rock und der nackte Hals mit dem bartumnächtigten Antlitz sind vorherrschend in der Menge. Dazwi-

sehen wimmelt es natürlich von Offiziersgestalten und grauen Soldatenmänteln; fahrende Damen im überladenen Modepuz, russische Frauen, alle Farben der Welt gleichzeitig ausstrahlend, düstere Priester und lauernde Polizeigesichter treiben sich ebenfalls umher. So entsteht ein buntes, und bei der Dampfmaschine selbst lautes Gewirr, welches uns glauben machen könnte, wir seien der schweigenden Petersburger Welt entflohen. Allein dies dauert nur, bis man sich endlich auf seinen Plätzen eingerichtet hat. Dann schweigt Alles oder flüstert leise, als ob nunmehr ein Jeder seinen Nachbar wieder zu fürchten habe.

Da beginnt das Schnauben des Dampfselephanten, Petersburg liegt in wenigen Sekunden hinter uns und vor uns eine endlose Fläche, aus welcher rechts hin nur die Narwa'sche Triumphpforte aufsteigt und zur Linken in undeutlicher Ferne aus graugrünen Buschwerk ein blendendweißer Bau hervorschimmert. Das ist jene Kollektiv-Triumphpforte, welche man die Moskauer nennt. Dem persischen Raube, der polnischen Vernichtung und der türkischen Bewältigung durch russische Uebermacht zu Ehren ward sie im Jahre 1838 aufgerichtet. Und als könnte über Nacht der ganze Ruhm gestohlen werden, klebte man an den Bau in griechischem Geschmack zwei halb gothische, halb styllose Häuser mit Eckthürmen, in deren einem eine Thormache, in deren anderem noch ein besonderes Aufsichtspersonal einkasernirt sind. Zwar erblickt man von diesen Einzelheiten aus der Entfernung der Eisenbahn nichts; aber was wir ringsum sehen, ist ein so erschreckend ödes Einerlei, daß man sich gern das Bild zu anderer Zeit gewonnener Eindrücke zurückruft. —

In etwa zwanzig Minuten ist Gzarskoe-Selo erreicht. Etwas tiefer als der Schienenweg liegt es rechts ab ungefähr in Büchschußweite. — Gzarskoe-Selo besteht keineswegs aus einem einzigen zusammenhängenden Bau: an einem großen Palaß, welcher zu niedrig für

seine Länge ist, unschön und doch anspruchsvoll mit Säulen, Standbildern und allerlei andern Bauzierden geschmückt ward, deren ehemalige Vergoldung man jetzt durch eine grellgelbe Tünche ersetzt, hängen kleinere unregelmäßige Gebäude. Dahinter dehnen sich außerordentlich weite Gartenanlagen, welche durch ihre Uebersamungen von Grotten, Hütten, Tempeln, Terrassen, Wasserfällen, Bildsäulen und andern Uebersamungen alle Großartigkeit verloren haben, und nur allzusehr an die sogenannten Parks in manchen deutschen Städten erinnern, wo die Natur vor lauter Künstelei ebenfalls nicht zu Tage kommen kann. Es liegt etwas weiblich Kleinliches in solchem Auszug. In der That ist Czarskoe-Selo auch vorzugsweise ein Lieblingschloß der Frauen auf dem russischen Throne gewesen. Katharina die Erste hat es erbaut, Elisabeth wählte es zu ihrem Sommeritz und Katharina die Zweite verlebte dort vorzüglich die Jahre ihrer Verbindung mit Gregor Orloff. Natürlich war nunmehr das Schloß dem Kaiser Paul auf's Tiefste verhaßt, und erst Alexander, dessen Wesen so viel weibliche Töne durchklangen, hat wieder fast in allen Sommern seiner Regierungszeit hier residirt.* Von hier ist er auch nach Taganrog zum Sterben gegangen. Das Zimmer, welches er damals bewohnte, ist noch in selber Ordnung, wie im Augenblick, da er es am Morgen seiner Abreise verließ. —

Zwar gehört es zum guten Petersburger Ton, bei diesem einfachen Schreibkabinet und dem unordentlichen Schreibtisch mit noch tinteschwarzen Federn von rührungsvoller Begeisterung ergriffen zu werden, um im Schlafgemach beim Anblicke des über einen Stuhl hängenden Militärrocks, nebst dabei gelegenen Stiefeln und den auf dem Waschtisch verstreuten Toiletterequisiten thränenfeuchte Augen zu zeigen. Allein wer vermag dies bei solcher Düsterniß der Pietät. In Taganrog finden sich ähnliche Ueberbleibsel in sogenannter ähnlicher Ordnung oder Un-

ordnung vom letzten Gebrauch in den Zimmern des einfachen Hauses verstreut, aus welchem die unglückliche Kaiserin Mutter die Worte schrieb: Notre ange est au ciel. Und wer mag sich endlich der wider Willen von neuem herandrängenden Erinnerungen an jene schwarzen Gerüchte erwehren, welche ihrer Zeit den Tod Alexanders umschwirrten, wenn wir das Zimmer in Czarskoe-Selo von einer Zeit her als Erinnerungsstätte an die letzten Augenblicke eines Lebens aufgepußt finden, da eigentlich noch kein Gedanke an Alexanders noch bevorstehenden Tod hätte vorhanden sein können.

Kaiser Nikolaus hat während langer Jahre Czarskoe-Selo nur selten, immer nur auf kurze Augenblicke besucht. Der Sommeritz des Hofes befand sich meistens in Peterhoff, oder einem der andern Lustschlösser am Kronstädter Meerbusen. Erst im Jahre 1844 residirte die kaiserliche Familie seit dem Beginn der warmen Jahreszeit in diesem Schloß. — Und da wir durch die Gärten und durch die eben nicht benutzten Zimmer wandern, harrete oben der ganze Hof voll bangen Schmerzes vor den Gemächern der Großfürstin Alexandra. Denn einer unrettbar tödtlichen Krankheit verfallen, lag dort die schöne, liebenswürdige Frau, den letzten Augenblick entgegensehend.

Seit den ersten Tagen des Juli hatte Petersburg in jedem Augenblicke die Trauerbotschaft von ihrem Ableben gefürchtet; nur eben nicht in der zweiten Hälfte des Monats. Die sonst so unspringende Witterung war diesmal zu schön, zu warm, zu sonnenklar: da konnte Niemand sterben. Darum waren auch eben wieder um das Ende des Juli nach russischem und im Beginne des August neuen Styles die Gärten von Czarskoe-Selo von dichteren Gruppen als jemals erfüllt; und unablässig flogen neue Wagenzüge auf der Eisenbahn vorüber nach Pawlowsk.

Außer dem prächtigen „Baurhall“ des Restaurateurs ist in der That wenig an Pawlowsk zu sehen. Das kaiserliche, jetzt im Besitz des Großfürsten Michael befindliche Schloß konnte seit seinem Brande nicht wieder zu kaiserlicher Pracht kommen, ist ein halbrundes zweistöckiges Gebäude geblieben wie andere mehr, und erscheint um so unbedeutender, als die sämmtlichen dichtbelaubten und breiten Alleen des mit Berg und Thal abwechselnden Parkes dorthin leitend die Erwartung auf einen großartigen Kernbau gespannt haben. Nichts ist charakteristisch am ganzen Lustschloß, als die Lust an kleinen Militärspielereien und trocknen Paradowesen. Selbst die Paar Kunstwerke in den ziemlich einfachen Gemächern des Palastes scheinen nur aufgestellt, um die militärischen Schildereien an den Wänden desto mehr hervorzuheben. Dazu schwimmt unten im Park auf einem sehr mäßigen Teich eine ganze Flotte kleiner Kriegsschiffmodelle herum, welche ein Veteran am Ufer bewacht. Nahebei erhebt sich aus dem umbuschten Hügelwerk jene kleine Citadelle, der man es gar nicht ansieht, daß sie vom Kaiser Paul in seiner beständigen ahnungsvollen Angst vor Meutereien zu vollem Ernst aufgeführt wurde. Sie trägt eine täuschende Aehnlichkeit mit den Festungen aus dem Nürnberger Spielwaarenkasten, und ihre niedlichen Kanonen blicken so unbefangen in die rauschenden Bäume herein, wie auf das menschenleere Land hinaus, als seien sie nur zu Völlerschüssen bei einem Kinder-Vogelschießen zu benutzen. —

Die Stadt Pawlowsk, welche mit grellbemalten hölzernen Muffenhäusern ein Paar gerade breite Straßen umfaßt, hat einmal ein wichtiger Fabrikort werden sollen, kam aber natürlich vor Petersburgs Nähe nicht in die Höhe. In Ermangelung anderer Fabrikzeugnisse werden nun dort verwaiste Kinder aus dem Militärstand nach Peters-

burger Weise im sogenannten Alexanderinstitut herangebildet. Damit ist Pawlowſk abgethan.

Born im „Baurhall“ wogte am 29. Juli (10. Aug.) des Jahres 1844 eine buntgemischte Menge. Der wunderschöne Nachmittag des Sonnabend hatte außerordentlich viel Gäste herangeführt. Und schon wollte der Abend kommen, schon lockten die düstern Wege der Gartenanlagen zu vertraulichen Spaziergängen, während die Klänge eines reichbesetzten Orchesters verführerisch in die milde Nachtlust hinausklangen, als ein plötzlich Erschrecken durch die Menschenmassen zuckte und die rauschende Duvertüre mit einem Mißklang abschloß. Tiefes Schweigen lag Minuten lang ringsum auf den bleichen Gesichtern: die Großfürstin Alexandra war gestorben. Man wußte nicht, woher die Kunde kam, noch weniger, wer sie so blitzschnell verbreitet hatte; aber sie war da, war Allen mit einem Schlage gekommen, hatte gar keine Aehnlichkeit mit den an vielen vorhergehenden Tagen ausgesprengten falschen Gerüchten. — Dieser erste Augenblick der Gewißheit des lang Gefürchteten läßt sich kaum schildern. Er war todtenstumm und doch so beredt. — Allein im Augenblicke nachher hatte auch das Leben wieder sein volles Recht. Ein wahrhaft gefährlicher Kampf um Rückfahrtskarten entstand an der Kasse der Bahnhalle; Niemand mochte noch eine Minute lang in den Räumen des öffentlichen Vergnügens gesehen werden; die Petersburger Rückfichten kämpften mit der Ueberraschung ein schweres Gefecht.

Und die Lokomotiven rollten in wahnsinnigem Zagen auf der dunklen Bahn am hellglänzenden Schlosse des Zammers vorüber, nach Petersburg herein. — Auch dort war Alles längst bekannt; man ersah es an dem Schweigen der Gassen, an den leis murrenden Gruppen in den Hauspforten — die Trauer lag in der Luft, wie Gewitterschwüle. In den Palästen der Vornehmen wußten sie aber genau, wie dieser Tod

zum wichtigen Glied in der Kette von Erscheinungen des Jahres 1844 werden mußte, welche das Gemüth des Czaren so tief undübertet hatten. Möchte dieser Tod vom nichtrussischen Standpunkt aus auch nur eben die Bedeutung eines tiefschmerzlichen Familienunglücks haben, mochten auch jene Vorfälle aus der Ferne unerheblich und klein erscheinen — dort, wo der Herrscher sagt, „der Staat bin ich,“ da wiegt der kleinste Umstand doppelt schwer, welcher an dem Schmeichelworte Karamzins rüttelt: „des Volkes Geschichte ist des Herrschers Eigenthum.“ Rußlands äußere und innere Angelegenheiten hatten sich aber in diesem Sinne seit Jahren bedenklich gestaltet, und das Jahr 1844 schien bestimmt, diese Stellung der Dinge vor den Augen der Welt zu offenbaren.

Sogar in Petersburg hatte sich eine Art von öffentlicher Meinung kundgegeben, und man stellte dort in vertrauten Kreisen alle Vorfälle der letzten Jahre auf eine Weise zusammen, welche trübe Schatten auf den Alleinglanz, die Allmacht, die unbedingte Unfehlbarkeit der Krone warfen. Man wußte, wie der Besuch des Kaisers in England seinen diplomatischen Zweck verfehlt, wie der Kaiser selber im Publikum keineswegs jenen persönlich imponirenden Eindruck hervorgebracht hatte, dessen Anerkennung sein Auftreten bisher sogar den russenfeindlichsten Kreisen aufgedrungen hatte. Man wußte ferner, wie die freiere Politik des jungen Schwedenkönigs mehr und mehr den russischen Kabinettsseinfluß zurückwies und wie damit gleichzeitig in Finnland Erinnerungen neue Kraft gewannen, welche man bisher nicht nur betäubt, sondern in ewigen Schlaf versunken meinte. Dazu schien sich's in den Ostseeprovinzen und in Litthauen wie ein selbstständig Leben gegen die Gewaltthätigkeit russifizirender Maßnahmen regen zu wollen. In Polen erlang es von immer neu entdeckten Anzeichen jener wuthentbrannten Gesinnung, welche als fressend Gift aus der fort und fort brennenden Wunde

zertrümmerter Verfassungen und gebrochener Herrschereide hervorquillt. Zeigte sich auch dagegen, daß mit den reichen Grundstückvertheilungen an russische Staatsdiener die Verähnlichung der sarmatischen mit den moskowitischen Slaven vorschritt, so konnte man doch kein Symptom einer innerlichen Fügsamkeit unter das System des Staates Rußland entdecken. Vielmehr drang tief und tiefer selbst in die echtrussische Bevölkerung, wenn nicht die klare Ueberzeugung, doch eine mißmuthige Ahnung davon, wie die Petersburger Politik den Boden der Nationalität aufgegeben hatte und nur mit deren Namen ihr theoretisches System der Uniformirung umhüllte. Ueberdies schürte in Polen die einzige, dem russischen Kabinet an Klugheit gewachsene Diplomatie, die römische, von Neuem eifriger als jemals alte Flammen an. Mit den Maßregeln gegen die Juden endlich beraubte sich die russische Bewältigungspolitik der möglichen, ja wahrscheinlichen Beihülfe einer zwar nicht von Haus aus ergebenen, doch leicht käuflichen, zu jedem Dienst benutzbaren, mit den innersten Fasern des polnischen und baltischen Volkslebens verwachsenen Bevölkerung. Am Hofe selber und in den städtischen Brennpunkten des Reiches wirkte Güstine's Schrift, und mit verbissenem Hohnlächeln blickte man auf den für die Kaiserfamilie so unangenehmen Privatstreit über die Schulden des Schwiegervaters des Großfürsten Konstantin, welchen die preussischen Fürsten Lowitz gegen den Czaren zu beginnen gewagt hatten.

Hatten sich die Verhältnisse auf solche Weise im Innern und im Westen gestellt, so nicht viel anders im Süden und Südwesten. Zwar erfocht die Petersburger Kabinetspolitik in Betreff der Donaufrage glänzende Siege; aber auch dort waren plötzlich mannichfache Schwierigkeiten aufgeschossen, welche um so bedenklicher erschienen, als die Diplomatie des Winterpalastes ihre Pläne in Griechenland verunglückt erkennen mußte.

Dazu kamen die immer zweifelhafteren Erfolge auf dem kaukasischen Kriegsschauplatz. Diese mußten, wenn fortdauernd gleich fraglich, um so bedrohlicher werden, als der alte Ruffenhass in Persien dem englischen Einflusse wieder neuen Spielraum und dem erbitterten England ein neues Bewegungsfeld besonders im südlichen Persien eröffnet hatte, während dessen nördlicher, bisher ruffenfreundlicher Theil argwöhnisch auf die Vergrößerung der kaspischen Flotte hinblickte. England selbst aber gewann durch seine Erfolge neues Vertrauen auf seine persische Politik.

Von hier aus ging der bedenkliche Blick der Petersburger Hofwelt wohl noch weiter in kaum erkennbare Fernen: nach Centralasien, nach China und Ostturkestan. Aber zunächst lagen, zunächst galten doch immer wieder die innern und nachbarlichen Verhältnisse; und mit dem Tode der Großfürstin Alexandra war die Gemahlin des nicht unwahrscheinlichen Thronerben Dänemarks, des Prinzen Friedrich von Hessen, damit eine der größten Hoffnungen Rußlands gestorben.

Von allen diesen Dingen wußte freilich das große Petersburger Publikum nichts. Dagegen war die Großfürstin Alexandra vor allen Frauen der kaiserlichen Familie im russischen Bevölkerungstheile Petersburgs geliebt. Mit diesem Gefühle hatte sich später eine Art von Mitleiden, die Neigung verstärkend, vereint; denn das Volk glaubte sie ohne Liebe verheirathet. Und wie nun die wunderschöne blasse Frau zu kränkeln begann und immer schwerer leidend wurde, da meinte der Russe den Beweis dafür gefunden zu haben, daß ihr das Herz gebrochen und sie in Seelenleiden körperlich krank geworden sei. Man konnte es sogar während ihres Lebens oftmals von den Russen im blauen Kaftan hören, wenn man fragte, was die Ursache, was der Name ihres Uebels sei: *Wso adin Bog s'!* Ueber allen ist Gott, Herr; sie hat Schmerzen am

Herzen! Und an diesem Herzschmerz sei sie auch gestorben, sagten sie dann an jenem Sonnabend, als die Trauerbotschaft von Gzarskoe-Selo angelangt war.

Am Sonntag und Montag lief in der Stadt wieder Alles den gewohnten Gang. Hätten die Trauerglocken nicht geläutet, wären die Zeitungen nicht mit schwarzem Rand erschienen und die blauen Theaterzettel nicht ausgeblieben, hätten nicht die Offiziere und Tschinownik's ihren Uniformglanz mit Flor überzogen, hätte nicht Jedermann sich dunkel gekleidet, um den Anstrich einer Hofbeziehung zu bekommen — man hätte zweifeln können, daß sich die Trauerkunde bewahrheitet habe. Im Gespräch der Menschen vernahm man nur selten den Namen der Großfürstin, wie es denn überhaupt in Petersburg Gewohnheit ist, selbst der liebsten Todten nicht zu erwähnen. Es mag schwer sein, den rechten Grund solchen Schweigens zu nennen. Ist es Gleichgültigkeit, Leichtsinm, Herzlosigkeit, oder aber die Folge jener allgemeinen Weichlichkeit entnerster Zustände, welche die Berührung jeder schmerzenden Wunde, in der Politik, wie im Privatleben vermeidet? Die Wirkung bleibt dieselbe. Dies Schweigen in der sonst schon so schweigsamen Stadt gerad über ein Ereigniß, welches die ganze Bevölkerung mehr oder minder berührte, hatte jedoch etwas unsäglich Drückendes und Peinliches. Man konnte gar nicht sagen: hier oder da wird nicht gesprochen, hier oder da ist die gewohnte Gesellschaft nicht versammelt, oder der Refskyprospekt ist menschenleerer und stiller als sonst. Allein die Beengung und Befangenheit lag trotzdem auf jeder Lebensbewegung. Wie in einer Gesellschaft, deren gewohnten Elemente plötzlich von einem Etwas gelähmt sind, was doch Niemand zu nennen und mit dieser Nennung machtlos zu machen wagt, und trotz dessen man doch zusammenkommen mußte und wegen dessen man doch nicht sein kann, wie sonst — so war

es in der Newahauptstadt. Bewegte sich aber wirklich einmal ein lebhafteres Gespräch der Russen um den Trauerfall, so hatte es einen Beifang, aus dessen Bitterkeiten fort und fort die Worte Njemetzky und Inostranezki (Deutsche und Ausländer) wie eine Drohung hervorschoßen. Beinahe als trügen die Deutschen Rußlands eine Schuld an diesem Tode, erklang es überall halb offen, halb versteckt. Dazu huschten tausend einzelne aufreizende Erzählungen über die Petersburger Deutschen und die Deutschen insgesammt durch die Kabaks, Traktire und Klubbs; durch die Gesellschaftszimmer der Vornehmen aber gingen jetzt die bittersten Anekdoten und Cancans über die deutschen Hof- und Staatsmächtigen ganz offen, wie sie sonst kaum im vertrautesten Gespräche geflüstert wurden.

Am Dienstag hieß es des Nachmittags, der Trauerzug komme. Stundenlange Soldatenspaliiere zogen sich von der Festung über die Dreifaltigkeitsbrücke herüber, am Winterpalaste vorbei, die große Gartenstraße hinaus bis zu der Chaussee, welche nach Gzarskoe-Selo läuft. Dahinter drängte sich das Volk, ob auch in unermesslichen Schaaren, doch nur dumpf und leise sprechend, ja bis zum unheimlichen Schweigen leblos. So stand es harrend und harrend bis in die tiefe Nacht. Erst gegen Mitternacht kam endlich der traurige Zug. Doch nur eine lange, dunkle Wagenreihe vermochte man hinter den nebenanreitenden Fackelträgern abzuschneiden; es war als trügen sie eine unbegrenzte Zukunft zu Grabe und hätten sie darum so dicht umhüllt, damit das Volk des unermesslichen Verlustes nicht gewahr werde und nicht in wildem Zorne in unsinnigen Aufruhr ausbreche. Auch hörte man nichts dabei, als das Klirren der Waffen und ein dumpfes Dröhnen; denn auf der Holzbahn des Nefskhyprospektes klappten weder die Koffschufe, noch rasselten die Wagenräder. Dann versank die ganze Erscheinung rasch im Dampfe

der Fackeln, im Dunkel der Nacht. — Todtenstumm standen aber die Volksmassen noch lang nachher hinter den ebenfalls noch lang ausdauernden Soldatenreihen; die Großfürstin ward unterdessen in der Festungskirche beigesetzt.

Am andern Tage glänzte wieder das heiterste Sommerwetter. Auch im Publikum schien die nächste Vergangenheit bereits vergessen, jene düstere Spannung der ersten Tage schien verschwunden. Und als die Großfürstin, nach mehrtägiger Ausstellung auf dem Paradebett, hinabgesenkt war in die Kaisergruft auf der Festungsinsel, war auch die leiseste Spur des Ereignisses im Petersburger Gassenleben verwischt. Doch in den Gesprächen des nationalen Petersburg erklingt seit jenem 29. Juli des Jahres 1844 der verstärkte Haß gegen die Deutschen und mit Alexandra's Tode gewann die altrussische Partei den ungeheuersten Sieg durch die laute Beistimmung der Petersburger Welt. Von Moskau antworten dieser öffentlichen Meinung die Zurufe einer lange Zeit vereinzelt, gleichen, noch stärkern Ueberzeugung und mit jedem Tage dringt diese Stimmung tiefer in das Innere des Reiches. Lauter und lauter erklingen alle erdenklichen Beschuldigungen gegen die Deutschen als Einzelheiten, wie gegen ein Regierungsprinzip der nationalwidrigen Uniformirung, welches ihnen und nur ihnen zur Last gelegt wird. Dem Volke, wie den Staatsmächtigen russischen Stammes ist jeder einzelne Deutsche in tiefster Seele verhaßt. Was sich nicht moskowitzischen Formen bequemen mag, demmeirt man als des Reiches Feind; weiter und weiter spaltet sich damit die Kluft zwischen den slavischen und nichtslavischen Volksstämmen Rußlands. Nur in zwei Dingen sind sie eins: im Haße gegen die Deutschen und im Mißbehagen bei der heutigen Lage der Dinge im russischen Staat. —

Städtisches Festland am rechten Newaufer.

Es gibt außerordentlich schöne Stadtpläne von St. Petersburg, auf denen gewöhnlich die Kronsgebäude ganz schwarz, die Privathäuser mit schräglaufenden Strichen bezeichnet sind. Man ist nicht peinlich darin, hier und da eine Straße als bebaut anzugeben, welche nur eben im Plan ist; man drückt auch nicht immer genau in Zeichen aus, was noch vollkommen ödes Sumpfland und was noch ungelichteter Wald verblieb. Die schiefen Schraffürungen ziehen sich vielmehr breit und behaglich, wenn auch lügenerisch, über weite Flächen hinweg, welche noch in tiefster Ursprünglichkeit der Zukunft entgegen schlummern. Allein darauf kann man mit vollster Sicherheit rechnen, daß auch nicht die kleinste Hütte vergessen ward und die kaiserlichen Bauten unter der Hand des Zeichners nie auch nur einen Zoll ihres Flächenraumes einbüßten.

Wie eine schwarze Centralsonne des residenzlichen Weltensystems liegt nun auf diesen Plänen die Peter=Pauls=Citadelle inmitten der

Newa. Dicht besprenkelt von den Planeten dieses Systems, von Grundrissen kaiserlicher Gebäude, ist vorzüglich die Große Seite. Ebenso Wassili=Dstrow, minder schon dessen Nebeninseln und die Petersburger Seite. Was aber vollends auf dem Festlande an der rechten Seite von Stadttheilen vorhanden ist, zeigt fast ausschließlich schief schraffierte Vierecke an geradlinigen weißen Streifen: regelrecht hingelagerte Privathäuser und Straßenfronten. Man wäre beinahe versucht, die wenigen scharfgekanteten schwarzen Flecken inmitten derselben für Censurflecken auf einem mißliebigen Stück Petersburger Welt zu halten, wenn wir es nicht aus der Anschauung wüßten, daß eben solche schwarze Streifen und Gestalten in der Nähe des Newaufers in der Wirklichkeit als breite Kronshäuser erscheinen, welche der Großen Seite eine anmuthige Dekoration zuehren und rückwärts eine vortrefflich deckende Wand.

Weiter bedarf es auch eigentlich nichts, um dem Fremden jenen Eindruck von Petersburg zu geben, welchen er mit nach der Heimath nehmen soll. Wer nur Anschauens halber hierher kommt, wird zuerst durch die Neßkyperspektive geleitet, dann am Standbilde Peter des Ersten und über die Isaaksbrücke an der Newafronte vorbei, hierauf durch die Hauptstraße von Wassili=Dstrow, wie es die Deutschrussen nennen, von Wassiliwskoi Dstrow, wie es echrussisch heißt, der Basiliusinsel, wie es verdeutscht lauten, aber kaum von einem Petersburger Deutschen verstanden würde. Von da aus geht die Fahrt über die Tutschkowbrücke nach der Insel der Petersburger Seite; dabei bleiben die davon durch Flusspaltungen abgeschiedenen Eilande, Krestowskoi-, Kamanoi- und Zelaginskoi=Dstrow, sowie die Pracht des botanischen Gartens auf der Apothekerinsel zur linken, während der Tourist in den Kamanoi=Dstrowsky=Prospekt der Petersburger Seite einlenkt, um am Festungsglacié vorbei und über die Trojkoibrücke wieder zum Marsfeld

und den Stadtkern der Großen Seite zurückzuführen. — Das ist die grande route des Petersburger Fremden, womit er allen Gesellschaftsansprüchen genügt. Man spricht ihm sicherlich nicht von andern Stadtpartien, sondern versichert bei etwaigen wißbegierigen Fragen, die Kaiserstadt sei Euch nun bekannt, sie sei überall eben so. Dicht dahinter lauert natürlich die Gegenfrage: Ist's nicht die schönste Stadt der Welt?

Gewissenhaftere Reisende gelangen jedoch wirklich mitunter ein Stück weiter. Auf schon bedenklichen Wegen kommen sie vom Festungsplatze nach der Hospital- oder Samsunbrücke und zur Wiborger Seite, dort an sehr lückenhaften Gassenfronten vorüber, welche jedoch noch viel kaiserliches Gepräge tragen, bis zur dritten (der Woskresensky'schen) Newabrücke; und erst beim eben so verödeten, wie vergessenen Taurischen Balaste kehren sie auf die Große Seite zurück. Eine solche Fahrt setzt den Petersburger in einige Verlegenheit, er antwortet der Beschreibung des Wegendes mit einem sehr kühlen „Ah so?!“ und fragt nur nach den bezeichneten Anfängen der Fahrt.

Wer jedoch die unkaiserlichen Theile von St. Petersburg kennen lernen will, muß die drei großen Newabrücken vermeiden. Das sind anempfohlene Straßen. Am letzten Ende des Nefskyprospektes, wo das Alexander-Nefsky-Kloster steht, erwartet uns dagegen ein Fährmann mit einem Boot zum Uebersetzen über die Newa. Freilich kommt Niemand von der eigentlichen Petersburger Welt zu diesem äußersten Rande der Großen Seite, außer den wirklich oder heuchlerisch frommen Seelen, welche die Prozession der Mutter Gottes von Kasan begleiten, wenn diese am Tage Alexander-Nefsky's den ihr von diesem blutigen Heiligen an ihrem Kalenderfest abgestatteten Besuch erwidert. Auch meint Ihr vielleicht, am jenseitigen Ufer sei keine Stadt mehr, weil Euch dort Sumpfläachen, elende Felder und Schwarzholzwälder ent-

gegenstarrten, aus denen nur russische Holzhütten hervorleuchten. Ganz recht — aber dies ist trotzdem ein Stück Residenz, sogar deren dreizehnter Theil, „Klein- und Groß-Dchta“ genannt. Nur unsere nichtrussischen oder vielmehr nichtpetersburger Vorurtheile lassen uns hier das Wesentliche einer Stadt vermissen. Es ist nur die falsche Begrenztheit unserer Begriffe daran Schuld, wenn wir morastige Wiesen, aus denen das Gebrüll der Kühe hervorklingt, nicht als Märkte und Plätze, wenn wir schmurgerade Schlammtäche nicht als Straßen anerkennen wollen. Denn das eigentliche städtische Wahr- und Amtszeichen, die Blüthe des Residenzlebens fehlt ihnen nicht: die Kreuzungswinkel der Schlammstreifen sind stets von drei Polizeisoldaten mit Hellebarden und einer Wachbude besetzt. Auch sind diese vollkommen dörflichen Bauten nebst ihrer vollkommen dörflichen Bevölkerung po ukasu unmittelbar zur Residenz gehörig — wer wagt da noch zu zweifeln. Der Ukas sagt: Büt po ssemu. —

Ein vorsichtiger Mann geht jedoch trotzdem bei Abend nicht nach diesem Stadttheile, auch bei Tag wo möglich nicht allein. Die patriarchalische Sitte dieser Gegenden läßt sich nicht vom trügerischen Scheine der Laternen blenden und die Polizeiwächter sind eigentlich zum Vor-schmack von Sibirien hierher kommandirt. Ihrer Mehrzahl nach bestehen sie aus Kriegern, welche irgend einer Spitzbüberei halber aus den „jenseitigen“ Stadttheilen verbannt wurden; und das allgemeine Gerücht läßt sie in den Düsternissen dieser Einsamkeit an einsamen Wanderrern mit Börsen verrathender Kleidung häufige Versuche zu weiterer Ausbildung ihrer künstlerischen Eigenschaften anstellen. Am besten thut man überhaupt, wenn man sich auf diesen Entdeckungstreifen der Droschke eines Iswoschtschik (Kohnkutschker) anvertraut. Auch wähle man dafür einen der höchst seltenen Tage, denen mindestens eine Woche trocken

Wetters vorhergegangen ist. Ob zwar nämlich der Residenzlurus der Kohndroschken selbst bis in diese Entfernungen vordrang, so doch nicht die ungehörige Verschwendung an Straßenpflaster, welche sich drüben auf den gewohntesten Wegen der Hofequipagen bis zu Holzbahnen steigerte. Dagegen behaupten allerdings die offiziellen Petersburger Schilderungen, welche diesen Umstand höflich, stillschweigend übergehen, mit Zug und Recht, Petersburg sei bis in die fernsten Enden mit Trottoirs versehen. Denn allerdings laufen auch im Dchta'schen Stadttheile neben den mit allerlei duftendem Unrath überfüllten Abzugsgräben, welche die seitlichen Grenzen der hiesigen Straßen bezeichnen, erhöhte Holzstege von Polizeiwachbude zu Polizeiwachbude, um dort stets im Schlamm zu versinken, wo sich ein Uebergang über eine der sogenannten Gassen finden könnte. Daß wir oft fünf und mehr Minuten fahren, ohne ein wirkliches Haus zu erblicken, daß wir überhaupt die Andeutungen einer Stadt ungefähr erst eine Halbstunde weit jenseits der Newanebel in sehr zweifelhaften Andeutungen und Ausläufen zu gewahren glauben, darf unser Anstaunen der Petersburger Pracht ebenfalls nicht vermindern. Auch wäre es sicherlich eine falsche Ausdeutung der offiziellen Angabe, daß die Czarenresidenz einen Stadtkreis von vier und dreißig Wersten oder ungefähr fünf geographischen Meilen besitze, wenn wir annehmen möchten, die Petersburger Eitelkeit habe nur nicht zugestehen wollen, daß alle Wohnsitze menschlicher Wesen, welche in irgend näherer oder täglicher Beziehung zur Residenz stehen, sich auf einen Flächenraum von ein und achtzig Quadratwersten oder über zwölf Quadratmeilen um einen halbwegs kompakten Kern sehr einzeln versplittert haben.

Jedenfalls wird aber der etwaige Mangel an äußerlichem Glitterprunk, welchen man beinahe in dem Dchta'schen Stadttheile anzunehmen

geneigt sein dürfte, durch die städtische Nützlichkeit und unumgängliche Nothwendigkeit seiner Bewohner in reichem Maße vergütet. Jedenfalls ist es auch nur ein Zeichen der unerquicklichen Verkleinerungssucht der Großseitigen und andern Petersburger, wenn sie behaupten, die Bevölkerung von Klein- und Großochta nütze nur eben so viel, als alle Dorfbewohner in der Nähe großer städtischer Menschenansammlungsplätze; die Kultur sei dagegen bei ihnen gerade nur weit genug gediehen, um die Männer zu verschwiegene Genossen der anachoretischen Budoschniks zu machen und aus rohen Bauern in betrüglische Fruchtwarenhändler umzuwandeln, welche bei ihren Hausirwanderungen, mit raschem Blick die Ueberflüssigkeiten des Hausraths erkennend, mit noch rascherem Griffe dem Gang zu verderblichem Luxus entgegenarbeiten. Endlich darf man es sicher unter die „wühlerischen“ Bestrebungen rechnen, wenn man uns glauben machen will, die Dchta'schen Frauen und Mädchen — die Milchhändlerinnen Petersburgs — seien von so offenkundiger Sittenlosigkeit, daß das kaiserliche Findelhaus keine Amme aus ihrer Mitte annehme, daß es ferner kein Findelkind hierher zur Pflege gebe, weil dann körperliche und geistige Verwahrlosung sein unabwendbares Loos sei, daß endlich der Petersburger Sprachgebrauch für ein vollkommen verworfenes Weib die Bezeichnung „Dchtinka“, kleine Dchta'sche, erfunden habe.

Man spiegelt dem Fremden in Petersburg so viele Täuschungen vor: warum nicht auch diese?

Fährt man aus dem schwer verläumdeten Dchta'schen Stadttheile längs der Newa weiter und sogar noch über den Punkt hinaus, wo auf dem linken Ufer das Smolnakloster emporragt, so gelangt man endlich

zu einer Art von Beginn städtischer Umgebungen, zu meistens schmucken, nicht selten sogar aufgeputzten Häusern, welche jedoch auch noch sehr einzeln am Vordertheile großer Gärten stehen. Das sind Petersburger Landhäuser, Datschen, während trotzdem der Erdkreis, worauf sie sich befinden, auch zur eigentlichen Stadt und zwar zu deren offiziellem zwölften Theile, der Wiborg'schen Seite, gehört. Auch hier darf uns die Grundlosigkeit des Weges nicht irren, denn hier überzeugen wir uns von der Stadtangehörigkeit beim Fahren sogar sehr empfindlich, weil in der Grundtiefe des Schmutzes außerordentlich viel Pflastersteine versenkt liegen. Eben so wenig dürfen wir glauben, die langen Feldflächen, an welchen wir hinfahren, der nahe Krüppelwald und die Moräste seien Andeutungen des beginnenden Flachlandes. Nein, dies Alles sind Stadtquartiere mit Quartalniks, Budoschniks, Pomojschniks und Gardawois mit bereits benannten Straßen und bereits abgesteckten Plätzen, nur daß das Pflaster noch nicht in Ordnung gebracht ist, weil der Kaiser höchst selten einmal, vielleicht nie in diese Gegenden kommt, nur daß die Häuser zu den Straßen und Plätzen noch fehlen, weil Rußland vor der Hand nur sechszig anstatt zweihundert Millionen Unterthanen besitzt, wovon Petersburg dereinst mehr als eine Million anstatt der jetzigen viermal hundert und vierzigtausend in sich fassen soll.

Wie doch das Rauschen der Newa bedenklich in diese Zukunftsgedanken hereindröhnt!

Bald dürfen wir jedoch unserm Iswoschtschik ein Starree! (rasch!) zurufen, anstatt daß wir bisher Tische, tische! (langsam) mahnen mußten, um nicht der augenscheinlichsten Gefahr des Umwerfens fortwährend preisgegeben zu sein. Denn wir kommen nun sogleich an die nach der Großen Seite hinüber dekorirenden Kronengebäude, in deren Umgegend durch zahllose Inspektionen, Revisionen und beiläufige Ueberraschungen

durch kaiserliche Besuche der Straßenbau aus dem Zustande freier Ursprünglichkeit bereits zu einiger „Fortbildung“ gediehen ist. Aber sowie wir diesen Anfang menschlicher Kultur betreten, müssen auch alle ungehörigen Betrachtungen schweigen; wir sind bereits an der Woskresensky'schen Brücke vorbei und wieder von uniformirten kaiserlichen Dienern, wie von nichtuniformirten Orloff'schen Feinhörern unschwärmt. Hier darf nur Lob und Bewunderung erklingen.

Und wie wagt es dennoch ein furchtbarer Schmerzensschrei, aus jenem prachtvollen Hause hervorzuschellen? Nitschevoi s', es ist nichts, Herr! Man schneidet nur einem Soldaten, welcher Spießruthen lief, den blutunterlaufenen Rücken auf. Hätte er keine so feste Haut gehabt, hätte man ihn lieber die Knute kosten lassen, so wäre jetzt bloß das Verbinden des aufgerissenen Fleisches nöthig. Oder auch gar keine Hülfe; man hätte den stillen Mann zu den etwa anderthalb Tausend gelegt, welche „an Folgen der Leibesstrafen verstorben“ in den Jahreslisten der russischen Militärhospitäler aufgeführt werden.

Die außerordentliche Gnade chirurgischer Hülfe bei derartigen Leiden läßt man dem Petersburger Soldaten im „Landmilitärhospital“ angedeihen, wovor wir jetzt stehen. Die ringsum liegenden Holzhäuser bezeichnen dessen einzelne Abtheilungen, die steinernen Gebäude sind Zöglingwohnungen, Hörsäle, Sammlungslokale der medizinisch-chirurgischen Militärakademie. Dahinter und weiter landeinwärts auf dem Boden Finnlands dehnen sich ferner in ungeheuern Weiten die Werk- und Zeughäuser der Artillerie. Sie zeigen bereits weit glänzendere Fronten und weit bessere Wohnungsverhältnisse als diese Leidensstätten. Wollen wir aber einige sumpfige Gassen mit elenden Häusern nicht scheuen, so können wir uns bald überzeugen, daß die kranken Landsoldaten noch großer Vorzüge vor den kranken Seesoldaten genießen.

Das frankenreichste Lazareth der Marinesoldaten hat wirklich alle Fehler einer Heilanstalt, welche sich nur denken lassen — sumpfige Lage, enge Zimmer, knapp zugemessene Unterhaltungsmittel, beschränkte Auswahl unter den Arzneien. Zwar hebt Rußland, laut Ministerialberichten, seine Marine mit voller Kraft, auch besucht der Kaiser nicht selten die Kronstädter Flotte. Aber sollte man darum auch dieses von Peter dem Ersten in Sumpf und Morast versenkte Marinehospital erweitern, verbessern, für die Kranken erträglicher herrichten? Drüben auf der Großen Seite hat man ja eine derartige Musteranstalt, das sogenannte zweite Marinehospital, dicht neben der unerhörten Pracht des „ersten Militärlandhospitals“ und eben so in Kronstadt einen Krankenpalast für kaiserliche und andere Inspektionsbesuche ausgeschmückt. Warum also noch hier etwas für ungefähr drittehalbhundert Menschen thun, welche auf den zweihundertachtzig Lagern des zweiten Marinehospitales und in den dreitausend Betten von Kronstadt keinen Platz mehr finden. Warum Menschen besser betten, welche bei den Paraden und Manövern fehlen, warum überhaupt Menschen versorgen, welche als Kranke dem Staate zur Last daliegen? Allerdings sind sie im Dienst erkrankt, ja die Welt sagt, am Dienst des Staates und an schlechter Verpflegung verkommen. Aber, was wollt Ihr? Du, Sohn des Volkes, rechtlicher Eltern christliches Kind, bist jahrelang mit Verbrechern in Reich und Glied gestanden, hast gearbeitet, hast gelitten, hast geblutet für die Befehle des Czaren und die Pläne der Herrschaft. Deine Bestimmung ist erfüllt. Der erkenntliche Staat giebt Dir ein Lager zum Leiden, ein Bett zum Sterben, ein Grab zum Versaulen — was willst Du mehr? Ja, es ist schon eine schwer verantwortliche Weichherzigkeit der Aerzte, wenn sie den vom Schiffsdienste zerschmetterten Fuß durch monatelange Kuren zu heilen suchen, Dich selber aus einem Hospitalmonat in den andern

gleichsam verstoßen schleppen und Dir nicht kurzweg das nutzlose Glied abschneiden und Dich mit dem Stumpf hinausstoßen in das Elend des russischen Invalidenthums, welches keine Schlachtthat als Grund für den Verlust seiner Glieder anführen kann. Auch steht in keiner Todtenliste: „gestorben am Lazareth“, nicht einmal gern „am Lazarethfieber oder am Hospitalbrand“. Man wählt lieber andere Krankheitsnamen. Und daß hier von je sechs Kranken stets einer stirbt, giebt durch geschickte Berechnung im Gesamteresultat der Petersburger Militär-lazarethe doch nur das Sterblichkeitsverhältniß von eins zu zwanzig, übertrifft also die gestattete Normalzahl von eins zu zehn gerade um das Doppelte.

Besser als die Krankenstätten der Menschen sind die unweit gelegenen Krankenhäuser der Thiere zur Einübung der Veterinär-schüler hergerichtet. Auch ist den thierischen Rekonvalescenten verhältnißmäßig weit bessere Kost angewiesen, als den gesundenden Menschen. Freilich kosten die Thiere Geld und Soldaten bekommt der Staat umsonst. Fehlt es an ihnen, gilt es nur einen neuen Ufas zur Aushebung neuer Tausende. Diese werden dann in aller Form zugestuzt, einererzirt, abgeprügelt und nach Verlauf der kurzen „Lehrzeit“ an Bord eines Linienschiffes gesendet, wo sie augenblicklich in Amt und Pflichten eines Seesoldaten eintreten müssen, wozu man im unpraktischen England nur tüchtige und gediente Seeleute zu verwenden wagt. Hat der neue Matrosensoldat auch vorher niemals einen Ententeich gesehen, so wird er doch binnen vier Monaten im Jahre zum vollkommen fertigen Seemann geworden sein, da die übrigen acht Monate dem peinlich strengen Einüben der Handgriffe des Landerercitiums gewidmet bleiben müssen. Und trotzdem behaupten die seefundigen Nationen Europa's, das russische Marinewesen sei erbärmlich?

Die Inseln.

Der Rest des sogenannten Stadtbauens der Wiborg'schen Seite ist vollkommen uninteressant. So wie wir den Umkreis öffentlicher Gnadenanstalten verlassen haben und an der großen Newa weiter hinfahren, welche gerade vor der medizinisch-chirurgischen Akademie nordwärts ablenkt, verschwindet wieder alles residenz- und großstädtische Gepräge. Elende Russenhäuser, besetzt von kleinen Handwerkern und Krämern, dehnen sich in geradlinigen Straßen hin, verzetteln sich dann immer mehr und enden bald in halben Wüsteneien, aus denen nachher als schlammgeborene Najaden einige Datschen (Landhäuser) auftauchen. Wären wir nicht in der Stadt der grellsten Widersprüche, so könnten wir uns wundern, hier eben den stolzeften russischen Namen zu begegnen. Denn wie zum Hohne des ringsum hochenden Glends mauerten da die Stroganow und Golowin prachtwolle Gärten aus dem Sumpfstand empor; und die glänzende Anstalt für Struwe's künstliche Mineralwaf-

ser ist deren einziger Rival in Hinsicht auf äußere Schönheit. Allein ob auch sonst keine petersburger Anstalt von gleicher Bestimmung mit ihr wetteifert, so hat sie doch das Unglück verlassen zu stehen. Der Petersburger glaubt nun einmal seines Körpers Gebrechen nur im tief verachteten Ausland heilen zu können und die ausländische Gasthaus-Spekulation vergilt diese Verachtung den Herrn Russen mit Petersburger Preisen.

Eine mehr als bescheidene Brücke führt von der Mineralwasser-Anstalt und dem Stroganow'schen Garten nach Kamenoj-Dstrow herüber, wo außer einem weitausgedehnten kaiserlichen Parke nebst Landhaus nichts zu bemerken ist. Dasselbe gilt von der Selagininsel. Doch erscheint hier die Vertheilung von Gehölz, Wasser und Datschen, welche der sehr einfachen Villa des Großfürsten zur Umgebung dient, bei Weitem anmuthiger, als auf Kamenoj-Dstrow. Vielleicht darum, weil Alles anspruchloser auftritt und dem Publikum eine ungezwungenerer Bewegung, als in den von Soldaten besetzten Umkreisen des Kaiserpalastes gestattet ist. Die Krestofsky-Insel dient vollends nur als Tummelplatz öffentlicher Vergnügungen, wird daher zwar von der Petersburger Gesellschaftswelt niemals erwähnt, dagegen desto häufiger von den arbeitenden Klassen, vorzugsweise den deutschen besucht, welche hier ihre „Gulaien“ mit Essen, Trinken und Zänkereien feiern. — Den Gegensatz dazu bildet wieder die tiefschweigende Apothekerinsel, in deren kaiserlichen botanischen Garten man natürlich mit tiefem Bewundern durch die Palmenhäuser und durch die Massen anderer erotischen Pflanzen schreitet, während man die bescheidene Frage unterdrückt, zu welchem allgemeinen, öffentlichen, wissenschaftlichen Zwecke denn die ungeheuern Summen auf die für Niemanden benutzbare Pflanzenanhäufung verwendet werden. Dagegen erfreut man sich der uralten Bäume, welche

außerhalb der Gewächshäuser und Glaskästen zu prachtvollen Schattengängen gereiht stehen und eilt dann nach der Petersburger Seite, wieder an viel ursprünglichem Holz, Morast, Wiesenland, sowie an weitgedehnten Gemüselfeldern vorüber, um zum Festungsglacié und endlich in die Festung selber vorzudringen. —

Da giebt es eine Kirche, in deren Gräften die todten Czaren, Kasematten, in denen die Reichesfeinde und Kasernen, worin die Vaterlandsvertheidiger aufbewahrt werden.

Zu der Kirche strömte jetzt eine unabsehbare, dichtgedrängte Menge und die Soldaten hatten Mühe genug, die gewohnte Polizeiordnung aufrecht zu erhalten. Denn unweit des Altares lag auf dem Paradebett, von prächtigen Gewändern umhüllt, von betenden Priestern umstanden, von reichen Uniformen umschirmt, von tausend Lichtern angestrahlt, bleich und im Tode noch wunderschön, die Großfürstin Alexandra. — Allerdings mochte unter den vielen Tausenden, welche herbeiströmten, die Leiche zu sehen, eben nur die Neugier, die baare platte Neugier wirksam sein. Allein trotzdem lag auch wieder auf vielen Gesichtern der von dieser Leichenschau Zurückkehrenden ein rührender Zug edleren und tieferen Schmerzes. Besonders bei den Nationalrussen. Denn es ist keine unbedingte Lüge, wenn die russischen Stimmen von der warmen Liebe des Volkes zum Kaiserhaus sprechen; sie ist in der That vorhanden. Nur weiß man meistens die Grenze zwischen Furcht und Reigung nicht zu ziehen, vollends nicht zwischen der Liebe zu dem Kaiser als Menschen und Vater des Reiches, und der Ehrfurcht vor dem Halbgöttlichen des Kirchenoberhauptes. Die russischen Schilderer haben aber dies unentschiedene Volksgefühl außerdem mit einem hohlen Schwulst sentimentaler Andichtungen umgeben, welcher dessen Vorzüge und Grundtypen kaum mehr erkennen läßt. So kopirten dann die

nichtrussischen Schilderer entweder das gegebene halbfalsehe Bild, oder verzerrten es noch mehr, oder leugneten überhaupt mit kurzem Absprechen jegliche edlere Beimischung zur sflavischen Unterwürfigkeit. Der Russe zeigt aber in allen Formen seines Empfindens, wie in dessen äußerlichem Ausdruck eine so völlig von aller echteuropäischen Weise abweichende, slavisch-asiatische Form, daß man sich dieser erst gewöhnt haben muß, um die nackte Seelenerregung herauszuerkennen, welche ihr zum Grunde liegt. Das Gefühl zum Kaiser mag allerdings mehr Ehrfurcht denn Zuneigung, mehr Scheu denn Innigkeit, mehr Hochmuth denn Stolz genannt werden; aber trotzdem ist ihm auch mancher feinere Zug warmer Innigkeit, echter Zuneigung und edlen Stolzes natureigen. Daß dieser Kaiser der landmächtigste Regent und eben ein Kaiser, nicht nur Fürst oder König ist, darauf ist der Russe hochmüthig stolz; und weil er dies alles ist, so anerkennt der Russe seine Allgewalt, seine absolute Macht über Leben, Tod, Glück und Eigenthum aller, die dies nicht sind, beinah als Naturnothwendigkeit der Weltordnung. Daß aber dieser Kaiser speziell der Russen-Kaiser, bedingt zunächst die russische National-eitelkeit. Doch liegt dabei im Russen, wie in jedem Niedrigstehenden, der Drang, sich dem Höchsten zu nahen; ein gleicher Drang, welcher in seinen höhern Beziehungen im Heidenthume die Halbgötter, im Katholizismus die Heiligen erschuf. Darum erscheinen dem Russen die Hofleute und sonstigen Umgebungen des Kaisers weit eigentlicher als Vermittler der Massen mit dem Unnahbaren, als die obersten Staatsdiener. Auf diese überträgt sich jene Anschauung keineswegs. Diese gelten ihm gleichsam nur als öffentliche Ankläger, von denen beengende Gesetze und Strafen ausgehen. Darum häuft er auf sie alle Schuld seines politischen Mißbehagens, während alle Wohlthaten dem Czaren unmittelbar zugeschrieben werden. Das Erziehungssystem und dessen Mißgestal-

tungen haben das russische Volk von den obersten Staatslenkern zurückgedrängt; und jeder Befehl, jedes Gesetz ist ihm ein Uebel, nur darum nothwendig zu ertragen, weil es der Czar durch seines Namens Unterschrift guthießen mußte. Von der Nothwendigkeit irgend welcher Regierungsorganisation hat der niedere Russe überhaupt keinen Begriff. Und dahin zielt auch das tief resignirte Sprüchwort bei jedem Unheil: „Gott und die Behörden haben es gewollt;“ eben daher stammt jedoch auch dessen zweite Hälfte: „Gott und der Czar werden helfen.“ Aber damit Gott, der so hoch, und der Czar, der so weit, zur Abstellung des Uebels gebracht werden, bedarf es eben der Vermittler. Das sind nicht diejenigen, welche dem Verstande, sondern jene, welche dem Herzen des Vaters nahestehen: die kaiserlichen Kinder, Frauen sind milder und weicher, als Männer; darum werden die Großfürstinnen im Volke weit unbefangener und inniger geliebt, als die Großfürsten. Ja, diese Liebe hängt in ihren allgemeineren Umrissen nicht einmal genau von dem persönlichen Charakter der Einen oder der Andern ab. Nein, sie ist eben so lediglich an das Geschlecht gebunden, wie die Verehrung des Czaren an den Thronbesitz. Darum erfährt sie nur bei denen mannichfache Abänderungen, welche dem Kreise der kaiserlichen Familie, der Residenz, dem Hofe nahewohnen. Für eine solche Auffassungsweise der Dinge giebt die Geschichte Rußlands vollgültige Beweise. Alle gegen den Czaren gerichteten Revolutionen waren vollkommen rückhaltlos in den Volksmassen, und selbst die neueste, die Militärrevolution des Jahres 1825, vermochte sich ihren Anhang in den Massen einzig dadurch zu erschaffen, daß man ihnen einredete, der Thronverzicht des Großfürsten Konstantin sei ein erlittener Thronraub, die „Konstitution“ aber, nach welcher die Soldaten so eifrig verlangten, die verdrängte Czarewina, die Czarewina, die Gemahlin Konstantins. Alle übrigen Volksaufstände,

die bekannnten der Militärkolonien zu Nowgorod, wie die unbekannt gebliebenen der neuen und neuesten Zeit im Innern des Reiches, waren rein sozialer Natur, nahten auch in ihren ausschweifendsten Plänen — falls diese nicht von der Aristokratie aufgefaßt waren — niemals dem Herrscherhause, schleuderten dagegen die Blitze ihres blutig grausamen Hasses gegen die Staatsdiener und den Adel.

Unglückliches, an Leib und Seele gefesseltes Volk, dessen Kaisergruft trotzdem soviel Opfer des Mordes oder doch zweifelhaften Todes birgt, wie keine zweite! Unglückliches, armes Weltreich, welches seine Geschichte mit falschen Darstellungen vor dem Gericht der Gegenwart und Zukunft zu schützen versucht! Unglückliches Rußland, dessen ehrliche Freunde in gleicher Tiefe mit den Czarengräbern sich in den Kafematten verzehren, weil nur jene politischen Bestrebungen feindlich genannt und entdeckt werden, welche die Macht der Vornehmen und der Bureaukratie stürzen wollen, während noch jegliche Verschwörung gelang, die ihren Dolch dem Czaren in die Brust bohrte und neue Fesseln um die Glieder der großen Massen schlang!

Man hätte beinahe glauben mögen, es wohne in den alten, bärtigen Männern des Volkes das volle Bewußtsein ihres unseligen Geschickes, wenn man sie aus der Festungskirche langsamen Schrittes treten, mit tiefem Schweigen fortschreiten und vor der nächsten Kirche unter tiefem Verneigen betend ihre dreimal drei Kreuze schlagen sah. Aber täuscht Euch nicht! Sie haben dies Bewußtsein nicht; auch die tiefsten Gesichter sind nur eine äußerliche Gewohnheit und das Gebet vor der Kirche ein angelerntes Ceremoniell. In Petersburg, dem strahlenden Lichtpunkte des Reiches, wird sich niemals das Licht für das Volk entzünden. Entzündet es sich dereinst, so wird es aus den Werkstätten der hungernden Arbeiter im Innern des Reiches aufglühen.

Aber dann wird es auch zum wahllos verheerenden Feuerbrande gleich den Feuermeeren in den Steppen und Urwaldungen, aus deren öder Verwüstung erst nach langen Jahren neue Keime auferstehen.

Die Tütschkowbrücke führt uns von der Petersburger Seite zum Ende der Kadettenlinie, auf Wassili-Dstrow, deren Anfang am Newa-ufer so kaiserlich prächtig nach der Großen Seite hinüberschaut, daß man dort kaum glauben mag, Wassili-Dstrow sei nur eine ungelungene Nachahmung, keine verschönte Fortsetzung der Aristokratenstadt. Auch ist es in der That zuviel behauptet, wenn man sagt, diesseits und jenseits der Newa sei in Petersburg ein Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht. Wenigstens würde man dann nur die Umgebungen des Winterpalastes auf der Großen Seite den äußern Umkreisen der Wiborger und Petersburger Seite gegenüberstellen dürfen. Aber allerdings stehen auch in Wassili-Dstrow die steinernen Paläste gleich vorgeschobenen Dekorationsstücken längs der Newa gereiht, während hinter diesen Blenden und seitab von den wenigen Hauptstraßen die massiven Gebäude immer seltner und gegen die von der „kleinen Newa“ gebildeten Nordgrenze hin immer niedriger werden. Es hat sich recht passend getroffen, daß die ersten Andeutungen der finnischen Höhen sogleich am nördlichen Umkreis des Newadelta's beginnen, worein die Inseltheile der Residenz aufgebaut sind. Wäre dies nicht der Fall und blickte man dann von einem der Kronsgebäude am Newakai über die Inseltheile hinweg, so würde der Blick wie auf einer Kutschbahn über die Dächer der Häuser hinablaufen können, um mit den äußersten verzettelten Hütten im Sumpfe zu enden. So aber senkt sich diese Dächerfläche nur an den Ufern der von den Bauten verdeckten Newaarne, um dann wieder im Halbkreis

emporzusteigen und einen ganz ansehnlichen Häuserkranz um Petersburg zu legen, welcher sich auch nach der Großen Seite herüberzieht, da hier die äußersten Stadtenden gleichfalls höher als die vornehmsten Mittelpunkte gelegen sind. Am deutlichsten ersieht man dies von dem Berge, auf welchem die Forstakademie außerhalb der Wiborger Seite gelegen ist. Ueberhaupt liegt hier die ganze Residenzpracht weit entfalteter vor uns, als wenn wir den gewohnten Ausschauplatz, den Admiralitätsthurm, besteigen. Auf diesem erhalten wir einen steinernen, kalten, todten Eindruck, dort eine Anschauung, in welcher die stolze Häuserpracht von munterem Grün durchleuchtet ist. Wir blicken aus einem noch gar jungen Park hervor, dessen Pflanzbaumarten aber mit gewohnter Petersburger Gartenkunst zu immer neuen Gruppen mannichfaltig zusammengestellt sind. Und wie breite Ströme, welche sich in graulichweißen Gestein des Häusergeklüftes weite Becken ausgewühlt haben, worin sie nun ihre grünen Wogen wälzen: so erscheinen die Gärten, Felder, Wälder, ja selbst Moräste und Wüsteneien, welche zur Stadt gerechnet werden. Die Nawa blizt nur hier und da daraus hervor; doch schließen desto üppiger die sternebesäeten oder völlig übergoldeten Kuppeln und Spizen aus dem Häuserhaufen empor; goldene Kreuze mit goldenen Ketten, weitbauschtige Flaggen und buntfarbige Wimpel ragen darüber in die Lüfte, leichter Duft verliert sich weiterhin in dichteren Nebeln, aus denen dennoch wieder Einzelnes prachtvoll klar hervortritt, bis in fernster Blickweite Bauten, Goldkuppeln, Nebelduft und Baummassen sich immer mehr vermischen und die Stadt bis in's Unendliche ausweiten.

So ist der Blick auf Petersburg aus heiterer Höhe, wo die Gegenstände seines Lebens nicht erkennbar sind. Wir aber stehen jetzt tief unten in der Hauptstraße von Wassili-Dstrow. Es ist die Kadettenlinie; und

wie sie, so laufen mit ihr parallel noch zwölf oder dreizehn schnurgerade „Linien“ vom Süden nach dem Norden des nördlichen Zipfels der Insel, auf welchem sich zusammendrängt, was den Stadttheil Wassili-Dstrow bildet. Die weite seewärts gefehrte Fläche der Insel besteht dagegen aus Feldern, Wiesen, Wäldern und endet mit breiten Morastufeln. Drei ebenfalls schnurgerade „Prospekte“ kreuzen die Linien. Nur der Augenpunkt fehlt ihnen, welcher diesen Namen auf der Großen Seite rechtfertigt. Allein Wassili-Dstrow will nun eben besitzen, was die Große Seite hat, und wenn die Sache nicht zu erzwingen ist, doch wenigstens deren Namen. Das ist der Vergleichs- wie Unterscheidungs- punkt beider Stadttheile. Die Große Seite erschafft, was ihr großstädtisch dünkt, wenn auch ihr Leben keine Nothigung dafür giebt; Wassili-Dstrow macht es erst der Großen Seite nach, kommt gar nicht zur Frage nach einer Nothigung, und nimmt am Ende den Titel für die Sache. Dies giebt dem Charakter des Ganzen, trotz seiner Ausdehnung, etwas kleinbürgerlich Großthuiges. Während auf der Großen Seite bis in die fernsten Weiten die Beziehung zu den kaiserlichen Mittelpunkten nicht verloren geht, dadurch trotz aller Verschiedenheiten ihrer einzelnen Abtheilungen ein gewisser, großer leitender Gedanke seine rothen Faden spinnt, ist hier auf Wassili-Dstrow das Großartige abgefordert, innerlich beziehungslos zur übrigen Stadt geblieben, diese wieder auf sich selbst beschränkt.

Die Newaufer sind kaiserlich, der Stadtkern bürgerlich. Sie gemahnt dadurch in allen Aeußerlichkeiten entschiedener an deutsche Verhältnisse, als alle übrigen Petersburger. Ja, man ist wohl so höflich gewesen, Wassili-Dstrow ein Stück Deutschland in Petersburg zu nennen, wie die Galeerenstraße und das englische Kai thatsächlich ein Stück Britannien sind.

Das äußere Aussehen spricht auch wirklich dafür. Die Schilder der Kaufleute und ihre Namen, die Ankündigungen und Anschlagzettel sind deutsch, nur von einer sehr nothdürftigen russischen Uebersetzung begleitet. Allerdings war drüben in der Aristokratenstadt diese Uebersetzung in die Landessprache gleichfalls kümmerlich genug, aber dafür auch das Deutsche, selbst bei dem Deutschen, in französischer oder englischer Modebezeichnung untergegangen. Auch durften wir da drüben kaum hoffen, mit deutschen Anreden eine Verständigung zu erlangen. Deutsch ist dort *de mauvais genre*. Allein selbst der schmutzigste Bart-*russe* schmunzelte gefällig, wenn man ihn des Französischen mächtig erachtete; er antwortete zwar: *Ne rasumeju* — ich verstehe nicht — gab sich aber trotzdem die erdenklichste Mühe, uns zu Diensten zu sein, während er auf deutsche Ansprache beinahe unwillig entgegnete: *Gawarite li wui po ruski* — spricht Ihr nicht russisch? Auf *Wassili-Ostrow* wird dagegen unser Deutsch fast immer verstanden und nur mitunter die Mahnung angebracht: *Gawarite po tishe* — spricht langsamer. Würde es aber wirklich der Vorübergehende nicht zu deuten, so treten wir in das erste beste Haus und treffen dort unsere Landsleute bestimmt.

Ueberhaupt ist das Innere der Hausfluren und Höfe außerordentlich verdeutschet, verdeutschet bis zu den Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Heimath. Am linken Newaufer erscheint nur der Glanz des Handels, der Industrie und Gewerbe; da ist Alles fertig und zur Aus-
stellung bereit, auch darf es sich in den Thorwegen und Höfen den vier-
spännigen Karossen nicht beengend in den Weg drängen. Auf *Wassili-Ostrow* bahnt sich dagegen der *Isowoschtschik* oder der bescheidene Privat-
wagen höflich einen schmalen Pfad durch Fässer, Kisten, Kästen und Bal-
len, an denen geschäftige Mengen herumarbeiten. Dazwischen fliegen viel
deutsche Worte der Beaufsichtigenden, und nur für die eigentlichen Arbeiter

kommt das Russische in Anwendung. Man kann aber gar nicht glauben, wie unendlich viel man mit anscheinend wenigen russischen Worten befehlen kann und wie breit sich diese wenigen Worte auf dem Papier auseinanderlegen. Das gesprochene Russisch ist eben die geborene Sprache des herrischen Befehls, wie das geschriebene ein prachtvolles Aktenfüßsel für die Bürokratie. Auf der Großen Seite weiß man es prächtig zu schreiben, auf Wassili-Dstrow versteht man es zu sprechen, so schön zusammengeschluckt zu sprechen, daß der Fremde beinah meinen könnte, er befinde sich in einer von Deutschland eroberten Stadt.

Ach, dies Gefühl ist so süß und wird uns Deutschen so selten zu Theil! Wir möchten uns so gern einreden, hier ein Stück Land und ein Stück Geistesleben erobert zu haben, um von da aus unsere „Linien“ weiter vorschieben zu können, wie die Russen am Kaukasus — es sich auch einbilden. Wenn die Tschinowniks und Uniformen nur hier nicht mit gleichem Herrscherblick wie im baltischen Land durch dies erträumte deutsche Leben streiften, ja selbst die Iswoschtschiks und Tschernoi Kabodschi mit einem gewissen Selbstbewußtsein darein blickten!

Eine deutsch sprechende Stadt haben die Deutschen aus Wassili-Dstrow wohl gemacht, aber keinen deutschen Stadttheil. Sie sind dort ebenso wenig zur Kompaktheit und zur anerkannten Macht geworden, wie in der Heimath; sie haben hier ebenso wenig eine vollgültige Anerkennung ihrer Nationalität errungen, wie in ganz Europa; sie sind auch hier nur — wie Fallmerayer sagt — „der Guano für Befruchtung des Ackerbodens“ geblieben.

Wie sie daheim am liebsten für „Ausländer“, in der Fremde für Einheimische gelten mögen, so ist auch Niemand eifriger als die Petersburger Deutschen bemüht gewesen, sich in aller Weise der neuen Wohnstätte anzupassen.

Je öfter man Wassili-Dstrow durchwandert, je öfter man in ihre Werkstätten auf der Großen Seite tritt, je öfter man hinaufsteigt in die Wohnungen der deutschen Kaufherrn oder in die Zimmerreihen der deutschen Staatsdiener Rußlands, je öfter man hinausfährt nach den deutschen Kolonien, je öfter man hinabsteigt in die Schlupfwinkel des materiellen und moralischen Glends — desto klarer erkennt man, daß hier keine erobernde Kraft deutscher Entwicklung vorhanden ist. Allerdings hat sich in ganz Petersburg der Charakter der Deutschen gestaltet, aber er hat sich eben zum Petersburger Charakter umgestaltet, zu jenem ungestalteten, festweichen Dinge, welches jeden Eindruck irgendwelcher Eigenheit wohl in sich aufnimmt, doch dieser niemals eine greifbare Gegenkraft entgegenhält.

Wahrlich, nicht nur im Zwang der politischen Verhältnisse, sondern eben in diesem Wesen liegt der Grund, weshalb in Petersburg so tausend und abertausend eigenthümlich geartete Menschen aller Nationen sich selbst dann noch zur Bedeutungslosigkeit und flachen Alltäglichkeit abstumpfen, wenn die Lebensjahre eines gefügigen Werdens eigentlich längst hinter ihnen liegen sollten. — Es giebt aber Menschen in der Gesellschaft, welche jedem gesprochenen Worte artig lächelnd, artig bejahend beistimmen. Man mag immer neue Kreise des Lebens berühren — dieser Mensch lächelt immer, ist immer artig, findet unsere Meinung stets vortrefflich und bejaht und belächelt im nächsten Augenblicke dem nächsten Besten das straffe Gegentheil eben so artig, um trotzdem in der folgenden Sekunde wieder vollkommen unserer Ansicht zu sein, weil er eben selber gar keiner oder auch so entschiedener Meinung ist, daß er uns nicht einmal der Entgegnung werth erachtet. Das ist die tiefste Selbsterniedrigung oder die höchste Verachtung der Nebenmenschen. Ganz in gleicher Weise tritt nun Petersburg jeder ausgesprochenen Per-

jönlichkeit gegenüber, und die Polizei zieht außerdem bedrohlich enge Grenzen, damit das unbändige Menschenkind nichts Ernstes antaste und beschädige. Darüber verbrauchen wir den ganzen Stoff unserer Innerlichkeit, ohne nur einen einzigen Funken schlagen zu können, darüber erschlaffen wir, darüber werden wir todtmatt, und lächeln endlich auch und bejahren endlich auch und hütthen uns endlich auch irgendwo und irgendwie unliebsam anzurühren, sind aber trotzdem immer bereit, diese ganze so geschonte Welt für nichts zu achten, sowie wir einen Vortheil erlangen können, ohne daß sie es weiß, wir haben ihn hinweggenommen. Auf solche Weise wird man ein echter Petersburger. Die Deutschen an der Newa haben dafür erstaunliche Anlagen.

Seit Peter dem Ersten waren aber die Deutschen gewohnt, sich als Lehrer und Bildner des russischen Volkes, ihre Vornehmen als Mitlenker der Staatsmaschine zu betrachten. Ja, es gab eine Zeit, da wirklich die geistige Hegemonie des offiziellen Rußland in ihren Händen lag. Damals war auch die deutsche Bevölkerung zu Petersburg ein stolzes Prachtstück der Kaiserresidenz. Von daher schreibt sich auch der traditionelle Glaube unserer Heimath, Petersburg gewähre dem deutschen Handwerker, Kaufmann, Künstler und Gelehrten das Glück in vollem Maaße, welches ihm daheim versagt ist, eben weil er ein Deutscher. Wahr ist es auch — meistens findet der Handwerker Arbeit, der Künstler Beschäftigung, der Arzt Kranke, der Gelehrte eine Anstellung. Aber ihre Briefe melden uns eben so wenig, wie viel sie dafür vom innern höhern Leben hingeben, wie sie ihr Wissen und Können eben nur als merkende Ruh benutzen, wie sich ihre Entfaltung nur in vorgeschriebenen Bahnen bewegen durfte, kurz, sie melden uns eben so wenig, wie sie all ihre selbstständige Eigenthümlichkeit ertöden mußten, um „ihr Glück zu machen“, als sie uns die Mengen deutscher Stammgenossen aufzählten,

welche im Lebenssumpfe und Sumpfsodem der Newahauptstadt elendig-
lich verkümmerten und im Anblicke der Goldkuppeln jammervoll an Leib
und Seele zu Grunde gingen. Der abgestorbenen Seelen sind aber noch
mehr, als der zu Grund gerichteten Leiber.

Dreißigtausend Deutsche gehören zur Bevölkerung der Newahaupt-
stadt und man hat es in allgemeinen Ueberschlägen nachgerechnet, daß
dieselbe während ihres Bestehens zwei und eine halbe Million unserer
Stammbrüder verbraucht hat. Was hat nun das deutsche Element für
solche Opfer an dieser Stätte binnen ziemlich anderthalbhundert Jahren
eingetauscht? Mit scheelem Auge ist noch heut und heut wieder entschie-
dener als je von den Einheimischen betrachtet, was der Fremde thut
und gewinnt, wenn auch der Moskowite noch heut das Fremde und die
Fremden nicht entbehren, ja nicht einmal deren Fähigkeiten nach gewissen
Richtungen hin sich zu eignen machen kann. Aber dies eben fränkt
und verfeindet ihn nur immer von Neuem. Denn solcher Mangel ent-
steht bei ihm nicht aus Mangel an Talent, sondern einestheils aus der
Unmöglichkeit seines Naturells, sich gründlich und stätig der Beschäfti-
gung mit einem Gegenstande hinzugeben, andertheils aus jener rohen
Mißachtung, welche massenhaft mächtige doch geistig unausgebildete
Völker gegen die Geistes und Talentüberlegenheit kleinerer Nationen
empfinden. Es ist dieselbe Erscheinung im Großen, und sie fließt aus
derselben Quelle, woraus die noch nicht völlig ertödtete Verachtung der
gelehrten Welt durch das Militär. Das Bewußtsein eines Mangels
ist vorhanden, aber nicht der Wille dies Bewußtsein einzugestehen, noch
weniger das Streben, durch Anerkenntniß dessen was fehlt, den Mangel
selbstthätig auszugleichen.

Freilich stützt sich nun das Bewußtsein des russischen Deutschen auf
seine geistige Urheberschaft der russischen Entwicklungen. Aber im Stolze

auf ihr besseres Können und Wissen haben die Deutschen nicht bemerkt, wie sie in der That nach vielen Seiten hin von der schmiegsamen Gelehrigkeit ihrer Schüler überflügelt wurden, wie diese die ausländischen Errungenschaften in der That so völlig russisch gestaltet haben, daß nun der Lehrmeister selbst den tagesläufigen Anforderungen nicht genügend zu entsprechen vermag. Vorzüglich verblieb aber die aus frühern Zeiten in die Gegenwart übergegangene deutsche Bevölkerung St. Petersburgs in jener selbstgenügsamen Betrachtung vergangener und abgethaner Sachlagen versunken, steift sich auf einzelne Beispiele der Gegenwart oder lebt gedankenlos im gewohnten Treiben weiter und hat, ohne neue Macht zu erlangen, den Hochmuth auf ihre frühere Stellung nicht vergessen, betrachtet darum die Russen, vornehm wie gering, noch immer als rohe, nicht als schlaue, glatte Barbaren, stellt sich ihnen zu eignem Nachtheile immer noch schulmeisterlich als unfehlbare Vertreterschaft echter Gesittung gegenüber. — Damit stehen aber die Behabungen jener zahllosen Massen in grellem Widerspruch, welche eben aus deutschen Landen immer von Neuem heranzlutheten. Aus Petersburgs Goldquellen die leeren Säffel zu füllen — das war und ist ihr einzig Ziel. Von einem Geltendmachen wirklicher moralischer und geistiger Gesittung war und ist bei ihnen nur selten die Rede; ja, nicht einmal von jenem halben Stolze, welcher seine materiellen Absichten hinter solchem Aushängeschild verbirgt. Offenkundig haben sie ihre Armuth dargelegt, offenkundig ihre Geldgier befriedigt; und daher kam vorzüglich, dahin zielt vorzüglich der bittere Spott, ja die Verachtung des Russen, welcher seines Gegners Schwächen stets scharfsichtigen Auges erkennt und schonungslos rügt. Ihn stört es keineswegs, daß ihm selber jedes höhere Streben fremd blieb; er macht gar keine Ansprüche darauf oder gelangt zu dessen Vorgeben doch erst in jenen Höhen gesellschaftlicher

Stellung, wo das nationale Element überhaupt an Kraft verliert. Aber dafür hat er selbst in den niedrigsten Sphären des Lebens jene kluge Gewandtheit und sügsame Gefälligkeit der Form fraglos vor den Deutschen voraus, um deren Preis er mit den romanischen Einwanderern fortwährend ohne sichere Hoffnung auf Sieg wettkämpfen muß. Mit dieser Schmiegsamkeit weiß er alle scharfen Berührungen im geschäftlichen Leben und Weben abzustumpfen, damit die häßlichen Polypenarten unerfättlicher Geldgier halbweg zu verhüllen. Und weil nun die Petersburger Deutschen dies nicht mit gleicher Geschicklichkeit vermögen, ist ihre „Gemeinheit“ zum banalen Schlagwort, ihr Erwerbstreben, ihre Armuth, ja selbst ihre Sparsamkeit zur preisgegebenen „Lächerlichkeit“ worden. Für keine ausländische Nation hat der Russe so viele Spott- und Ekelnamen, als für die Deutschen.

Unter den niedersten Klassen der Petersburger Bevölkerung offenbart sich die gegenseitige Mißstimmung der Deutschen und Russen durch fortwährende Reibungen im alltäglichen Leben, durch Zänkereien und Schlägereien an öffentlichen Orten. Freilich ist die Festhaltung eines Nationalgedankens bei beiden Parteien niemals der offenbare Grund solcher Klopffechtereien; aber die gegenseitige nationale Verachtung spricht aus den dabei gebräuchlichen Schimpfworten deutlich genug. — Anders gestaltet sich dagegen das Verhältniß unter dem kleinen Handwerkerstand. Hier haben die künstlichen Lebensverhältnisse der Hauptstadt die Energie irgendwelches Widerstandes bereits vollkommen gebrochen: Keiner der deutschen Handwerker will mehr ein deutscher Handwerker bleiben; all sein Thun und Handeln und sein ganzes Wesen ändert er auf solche Weise, wie es ihm den meisten Gewinn an Gold und äußerlicher Stellung unter Petersburger Voraussetzungen zu bringen vermag. Um ein echter Petersburger zu werden, opfert er das Heiligste. Von der

Deutschtieit bewahrt er nichts, als den mit russischen oder französischen Lettern geschriebenen, oft auch französisirten oder russifizirten Namen deutschen Ursprungs; selbst die angeborene Sprache giebt er auf, um ein ungelenktes Russisch mit schwerer Zunge zu sprechen; zu allen Fehlern des deutschen Charakters erwirbt er die des slavischen Naturells und sflavischer Zustände, blickt aber trotzdem im Gegenüber zum Nationalrussen noch hochmüthig auf seinen deutschen Stamm, rühmt um zu täuschen sein „ehrlich deutsches Blut“. Eben diese Deutschrussen bilden einen der entsetzlichsten, für Handel und Wandel des Alltagslebens gefährlichsten Bevölkerungstheile von St. Petersburg. Das angelernte Handwerk wird eben von ihnen am häufigsten nur geübt, um dahinter den unehrenhaftesten Nebenerwerb zu verbergen. Sie haben es dahin gebracht, daß uns der Petersburger sagen darf, die deutschen Namen herrschen in den Gefängnißlisten vor, die deutschen Namen überwiegen in den Zwangsarbeitshäusern, die Deutschen stellen das stärkste Contingent zu den Regimentern der Geheimpolizei. Sie haben es auch dahin gebracht, daß die öffentliche Meinung jegliches Mädchen niedern Standes aus deutschem Blut der käuflichen Unzüchtigkeit verdächtigt. Und es ist eine furchtbare Schmach, daß wir solchen Behauptungen kein festes Nein entgegensetzen dürfen.

Diese Masse der Verarmten, Verdorbenen, Gefährlichen machte jene Deutschen, welche glücklicher emporgestiegen sind, noch abgeschlossener gegen ihre Landsleute, als es schon an und für sich die Gewohnheit des Petersburger Lebens mit sich bringt. Darum wahrte es auch bis in die neueste Zeit, ehe nur der Anfang eines Vereines zusammentrat, welcher die Unterstützung der bedürftigen und dem Verderbniß entgegen-eilenden Landsleute unternahm. Wie sehr aber vorzüglich die kleinern deutschen Fürsten jeden ihrer hierher gewanderten Unterthanen als ver-

lornen Sohn betrachten, bezeugt die Thatsache, daß eben diese eine lange Zeit hindurch dem Vereine ihre Beisteuer versagten. So blieb er denn bis heut noch völlig ungenügend, so das Verhältniß der hilflosbedürftigen Deutschen wahrhaft schreckenerregend. Ausgestoßen von der Heimath, zurückgewiesen von den eignen Landsleuten, gehaßt von den Russen, treibt sie die Noth zur Unehre und der Hunger zum Verbrechen. Ihre Schande wird aber von den Petersburger Russen mit jubelndem Hohne verkündet — um daraus ein „Charakterbild der Deutschen“ zu construiren.

Dieser Haß ist nicht neuen Ursprungs; er ist so alt, wie Petersburg. Zwar liebt der Russe keinen Fremden; aber er vergab es doch den Engländern und Franzosen, daß sie herankamen, um Gewinn und Geld zu suchen. Denn so standen auch sie in der Reihe der Beherrschten. Dagegen durften die Deutschen den Thron umstehen, durften des Czaren Rathgeber sein, nahmen diese Plätze den Eingeborenen weg und errangen eine Herrschaft, welche der Russe mit Leichtigkeit ertragen haben würde, wenn sie von seinen Landsleuten geliebt worden wäre, während sie ihm jetzt mit Centnerlasten zu drücken däuchte. Dies Verhältniß ist von den Russen niemals widerspruchlos, immer mißwillig und nur darum erduldet worden, weil darin eine Offenbarung kaiserlichen Willens zu Tage kam. Als aber endlich eine feste Gestaltung der Dinge im „neueränderten Rußland“ durch die Deutschen hergestellt war und inzwischen die vornehmen russischen Klassen begonnen hatten sich selber einige Bildungsglätte anzueignen, da erachtete man die Aufgabe der Deutschen zu Ende und jede fernere Dauer ihrer Herrschaft eine Ungerechtigkeit gegen die russische Nationalität. Seitdem steht den Deutschen nicht nur eine mißwillige Bevölkerung, sondern auch eine offen feindliche Partei im nationalen Adel, auch nicht nur in Petersburg, sondern im ganzen

Reiche ein bitterer Haß gegenüber. Dieser hat den ingrimmigsten Vernichtungskrieg gegen das deutsche Element begonnen und vollführt ihn mit allen Mitteln massenhafter Kraft, wie slavischer Zähigkeit.

Es ist hier nicht der Raum, um es zu schildern, wie unter diesen Einflüssen das politische System des Staates, an dessen Ruder die nationalen Lenker immer häufiger treten, zum strengrussischen wurde. Es ist auch nicht mit Beispielen zu belegen, wie man eben von Seiten des Russenadels die so verschiedenartigen Deutschen aus allen germanischen Landen gleich einer kompakten Genossenschaft hinstellte und den Fehler, das Vergehen des Einzelnen allüberall als Zeichen und Ergebnis des Gesamtcharakters mit hinterlistigem Geschick verkündete. Aber emporgewuchert ist aus diesen feindlichen Listen das heutige Ergebnis: die Vernichtung des Einflusses der Deutschen auf die Herrschermächte, wie auf das Volk. Wer noch von ihnen aus früherer Zeit in staatsmächtiger Stellung verblieb, ist mehr geduldet, denn gesucht. Auf allen Seiten tritt seinem Wirken die falsch deutende Verdächtelei der Nationalen entgegen. Wer sich vorm Sturze fürchtet, muß dem Interesse der russifizirenden Politik die feilen Hände leihen. Wer ferner noch erträglich leben will, muß zuerst sich selber russifiziren.

Niemals ist, jedoch jene deutschfeindliche Gestimmung zu lauterem und rücksichtslosern Aeußerungen gekommen, als beim Tod der Großfürstin Alexandra, welchem der des Grafen Benkendorff so rasch folgte, und womit das Deutsche einen entschiedenen Schutzherrn verlor. Wie immer, so mußte auch hierbei wieder der Einzelne dem moskowitzischen Haß die Waffen zu scheinbar berechtigtem Kampf in die Hände drücken. Kleine, ärmliche Hofgeschichten waren es, an die man die Waffen von Spottreden, Karrikaturen und Verläumdungen heftete, welche Petersburg durchliefen und von da aus aufreizend in das Land hinausklangen.

Das russische Deutschthum erhielt damit eine Todeswunde und Wassili-Ostrow ist seit jener Zeit noch minder ein deutsches Besitzthum in Petersburg denn früher.

Das Ende der Hauptstraße von Wassili-Ostrow ist ein öffentliches Krankenhaus, ihr Anfang am Newakai wird von der Akademie der Künste und der ersten Kadettenschule eingefaßt; weiterhin am selben Newakai liegt auch die mit der Akademie in gewisser Verbindung stehende Kunstkammer mit Peter des Großen wächsernem Standbild, mit seinen Drechslerarbeiten, mit Plänen und Grundrissen, mit ausgestopften, getrockneten, in Spiritus aufbewahrten, skelettirten, versteinerten Thieren aller Klassen, Länder, Meere, Sümpfe und Klimaten, mit ethnographischen Kleider- und Waffenmassen und endlich auch mit einem ganzen Saal voll mineralogischer Seltenheiten — ein durch Massenhaftigkeit und schöne Aufstellung imponirendes Zubehör einer Kaiserresidenz; aber eben so wie es allerwärts gewöhnlich, eben nur ein prunkend Schaustücklein, ein Kuriositätentheater, in welchem man gewesen sein muß, um darin gewesen zu sein. Wichtiger für den Beobachter sind die beiden genannten Gebäude, welche den Anfang der Kadettenlinie selbst bilden. Beide sind Bildungsstätten der Zukunft; und dennoch in beiden so viel Ueberlebtes, so viel Unvollendetes. Die Kadettenschule hat es in der Aeußerlichkeit der von ihr erstrebten Bildung am weitesten gebracht. Alljährlich sendet sie eine Menge von Epauletenträgern nach dem Süden, Osten und Westen, deren geselligen Taft, deren ungemeine Gesprächsfertigkeit, deren encyclopädisch Wissen und deren zierliche Körperhaltung man in allen Gesellschaftssälen belobt. Dagegen haben uns die ersten Männer der strengern Prüfung auch bereits so oft in dicken

Büchern dargethan, wie dies Alles nur Schaumgold und Glitterputz, daß man doch immer wieder mißtrauisch auf die erhabenen Wissenschaftsnamen und Wissenschaftsapparate blickt, welche uns aus den Lectionskatalogen und in den weiten Sälen der Anstalt entgegen glänzen. Dazu raunt uns Petersburg in's Ohr, wie eben in dieser Anstalt des Werdens bereits der Hauch des Ueberlebten, oder vielmehr Abgelebten eben so mächtig, als in allen andern Verhältnissen der frühwelfen Residenz. Man mag den wahrhaft graufenerregenden Schilderungen der Petersburger über die hier herrschende Sittenlosigkeit kaum glauben, kaum daran glauben, daß diese Halbkinder größtentheils bereits alle Lüste und Laster der Großstadt durchgekostet haben, wenn man sie in ihrer zierlichen Kleidung leichtsinnig, frisch und munter auf den Straßen hinkokettiren sieht. Auch gehören hierher jene Erfahrungen nicht, welche der Arzt in den Lazarethten dieses und anderer Institute macht, obgleich sie leider in ihrer Gesamtheit das Urtheil Petersburgs bestätigen. Man hat davon den Lehrern und Aufsehern viel zur Last gelegt. Allein fragen wir ernstlich: ergeht es nicht diesen soldatisch zugestuzten Kindern wie ganz Petersburg? Sind nicht ihr Wesen und Sein, ihre Frühreise im Lustgenuß und ihre Jünglingslaster im Kindesalter treue Spiegelbilder des gesammten Stadtlebens? Zeugt und zeigt doch auch das junge Petersburg alle möglichen Mißzustände vielhundertjähriger Großstädte nach nicht anderthalb Lebensjahrhunderten? Trägt nicht seine Bevölkerung alles Unheil eines vorzeitigen Alters aus überfrüher Aufnahme entfüllter Ueberfeinerung? Hat doch die Stadt und ihre Bewohnererschaft niemals eine Jugend, niemals eine Periode naturwüchziger Verhältnisse gehabt; und nun sollen diese plötzlich in der von ihr erzeugten Generation vorhanden sein? Die Sumpfluft der unorganisch entstandenen Stadt bleicht das Antlitz des Kindes und erschlaßt seine

Muskeln; die großstädtischen Lebensverhältnisse wischen den Hauch der Unbefangenheit und Unschuld von seiner Seele, ehe diese Seele zum Charakter heranzureifen vermag. Vollkommen berechtigt sind wohl die Mahner, welche immer und immer wieder auf diese betrübenden Zustände hinweisen; aber man darf nicht einseitig verurtheilen. Man muß beim Alter anfangen, um daß die Jugend nicht dereinst in dessen Bahnen einherschreite. Wo wirkliche höhere Bildung noch so wenig das Bedingniß der äußern Lebenserscheinungen wurde, wie in Rußland, da kann man keine verdammenden Klagen darüber führen, daß die Jugend nur wieder dem äußern Schein ohne innerliches Leben zugebildet wird. Der Staat selber hat es so gewollt. So lang zwei Drittel der jugendlichen Bevölkerung fern vom Vaterhause und massenhaft zu kaiserlichem Dienst geschult werden, so lang die Ausbildung des Knaben, wie des Jünglings an Formen und Formeln äußerer Behabung, so lang sein jugendlicher Leib in Uniformen gedrängt werden muß, damit er nur die Möglichkeit einer Laufbahn erringe, so lang endlich Wissenschaft und Kunst sich nicht von den ersten Grundelementen auf frei entfalten darf — so lang ist keine andre Jugend in Petersburg möglich. Denn eine Jugend ohne Elternhaus ist eben niemals unbefangen. Die Massenhaftigkeit gleichartig eingerichteter Umgebungen ertödtet die ersten Keime eines eigenthümlichen Wesens und Seins; die Formen und Formeln, weil anstatt des Begreifens genügend, verstumpfen die geistige Thätigkeit; der uniformirte Geist und Körper lassen die Ideale der Jugend nicht erwachsen, aus denen oft wohl das Laster, dagegen auch die stärksten Tugenden für den spätern Kampf mit dem praktischen Leben entsprossen. Das Kind lernt nicht als Jüngling den offenen Zweikampf mit dem Schicksal; aber es lernt von den Windeln auf die Finten und Schliche gegen Das, was es als Schicksal erkennen muß, gegen den

Despotismus in jeder Form. Weil die innere, wirkliche Seele ver-
schumpft, überwuchern die kleinen und niedrigen Charaktereigenschaften;
weil der Sinn für Höheres sich nicht entfalten darf, überwächst die
Sinnlichkeit den Drang nach höherem Genuß. Das Formenwesen ist
der Tod der Seele. — —

Wir sprechen wohl in allen Sprachen Europa's von einer „Kunst“
der Erziehung. Seltsam aber, daß die Erziehung in Petersburg sogar
speziell den plastischen Künsten zugezählt zu werden scheint. Als
wollte man es andeuten, daß sie hier nur den äußern Formen des Men-
schen gelte, unbekümmert um dessen Inneres, bildet das Wort „Er-
ziehung“ die vierte Ueberschrift der Portale, welche aus dem Hofe der
Akademie der bildenden Künste zu deren Innerräumen geleiten, während
Malerei, Baukunst und Skulptur den andern drei Pforten überschrieben
sind. — Es ist aber ein prachtvolles Gebäude, in denen diese Künste
gepflegt werden sollen, ja es gilt für das architektonisch schönste von ganz
Petersburg. — Peter der Erste hat jedoch diese Akademie nicht gegrün-
det; dazu war er zu sehr mit dem Kämpfen gegen die Ursprünglichkeit
des Lebens, zu sehr mit den Anfänglichkeiten aller Entwicklungen be-
schäftigt, auch war er sich dazu zu gut bewußt, wie eben die Erstehung
der akademischen Künste sich nicht erzwingen läßt. Er mochte vielleicht
auch hoffen, diese Blüthe werde freiwillig aus dem Residenzboden empor-
wachsen. Es wäre vielleicht auch geschehen, wenn man eben nicht von
Oben her fort und fort eine treibhauseilige Erstehung aller Attribute
der ausländischen Großstädte und westeuropäischer Zustände neben, über
und durcheinander erzwingen hätte. Aber schon Elisabeth glaubte,
außer durch die überüppige Lebensweise des Hofes von Versailles,
welche sie im Winterpalaste eingeführt hatte, die Verähnlichung ihrer
Residenz mit Paris durch Erschaffung einer Akademie der Künste zur

erotischen Akademie der Wissenschaften vervollständigen zu müssen. Ob es ihr nun gleich nicht gelungen war, irgend etwas Organisches und wahrhaft Lebendiges herzustellen, weil eben die Vorbedingungen eines Kulturlebens fehlten, so begann doch Katharina II. das Werk von Neuem, indem sie diesen Prachtpalast aufführen, Lehrer berufen ließ und der Anstalt eigene Statuten und Privilegien verlieh. Die folgenden Herrscher, besonders auch Alexander, haben dann für die Akademie der Künste unendliche Goldsummen verschwendet und damit in der That manche schöne Errungenschaft erobert. Allein die Kunst, besonders die bildende Kunst, blieb dennoch bis heute ohne Anklang in der Menge, unverstanden und unverständlich, etwas Unbefohlnes, Aufgedrungenes, von der Nation eben nur als bedeutungslose, oft unbequeme Zierrath Ertragenes. Bloß in den Treibgärten der Fürsten und Herrn, rings umhegt und geschützt gegen die rauhe Luft, aber auch abgeschlossen vom Himmel, vermag sie noch heute bis zu einem gewissen Grade zu gedeihen. Ja dem echten Russen fehlt, außer für Ton und grelle Farbe, das Organ jeder künstlerischen Empfänglichkeit; denn es fehlt ihm die erste Voraussetzung für Entstehung eines Kunstbedürfnisses: er kennt die Nothwendigkeit einer Festigung des alltäglichen Lebens nicht.

Dafür ist das asiatisch = nomadische Element in ihm noch zu machtvoll. Sein Wohnort ist ihm keine Heimath, wo ihm zu leben oder zu sterben verlangt, seine Wohnstube kein Heiligthum, welches er für das Wohlbehagen eines langen Verweilens schmücken möchte; ja selbst der Kreis seines freundschaftlichen Umganges ist ihm kein abgeschlossener, nie aufzugebender, nur zu erweiternder; sondern er wechselt ihn mit größter Leichtigkeit nach den eben passenden Umständen, wie sein Kleid nach der Jahreszeit. Einzig um die Familienbeziehungen kettet er sich, ja vielleicht enger als alle echteuropäischen Nationen; und darum ist auch

feine Sprache reicher für die Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade als sonst eine Sprache — vielleicht nur die rohe der familienhaft siedelnden Letten ausgenommen. Diese Unstätigkeit des Russen ist jedenfalls ein unbewusster Nachklang der vorgeschichtlichen Lebensverhältnisse seiner Nation. Sie giebt ihm die unbezwingliche Wanderlust, welche den auf Obrod entlassenen Leibeignen das ganze Reich durchziehen läßt, und den vornehmen Bojaren die ganze Welt. Allein weil eben unter solchen Voraussetzungen die ganze Einrichtung, die ganze Richtung seines Lebens bloß dem nächsten Augenblick gilt, so konnte sich in der plastischen Kunst auch keine andere Entwicklung zeigen, als jene, welche wir im Innern Rußlands gewahren. Eine eigentlich schöne und gleichzeitig für Jahrhunderte berechnete Baukunst konnte gar nicht Bedürfnis werden. Holz, überhaupt Pflanzenstoffe, sind als das am leichtesten zu erlangende und zu behandelnde Material überall angewendet. Ganz einfach aufeinandergeschichtet sind die Balken für die Hausmauern, und das Dach besteht aus Bretern oder Borke. Der Luft und dem Lichte bahnte man eben nur so viel Eingänge als unumgänglich, und alle Zierde beschränkt sich auf Arabesken- und Schnitzerei nebst grellbuntem Anstrich der Wände. Die Zimmer sind weit, doch giebt es ihrer wenig; die Wände sind mit grellbunten Papierklappen, den Aequivalenten des Zeltstoffes, behängt, und das goldflitternde Heiligenbild in einer Ecke der Stube erinnert eben auch wieder an ein nomadisches Leben, welchem die Kirche fehlt. —

Es würde zu weit führen, wenn man die Ueberbleibsel jener verschollenen Zeiten, die Offenbarungen des asiatischen Nomadenlebens in den Eigenthümlichkeiten echt-russischer Lebensformen hier weiter nachweisen wollte. Nur eine Andeutung dafür sollen diese Bemerkungen sein, wie dasjenige, was man heut als Kunst in Rußland bezeichnet,

auf einen durchaus unpassenden Boden gepfropft wurde und nicht in der leisesten Faser mit der russischen Nationalität zusammenhängt. Einzig durch das slavische Nachahmungstalent ward einer alleinherrschenden Kaiserreihe die Möglichkeit gegeben, eine europäische Kunst, die heutige Architektonik, Skulptur und Malerei, ja selbst die Musik nach Rußland zu verpflanzen. Und dennoch stehen selbst in den Gemächern des russischen Hochadels die Gemälde, Statuen und andere Meisterstücke europäischer Kunst nur noch wie Fremdlinge, wie verwundert ob ihres Standpunktes, wie gedrückt und beengt von dem asiatischen Ueppigkeitsglanze ihrer Umgebungen.

War es überhaupt möglich, daß die europäische Kunst eine gewisse Berechtigung in Rußland errang, so mußte dies allerdings noch am meisten in der von Ausländern überstutheten Residenz geschehen. War doch Petersburg selber unrußisch vom ersten Lebensaugenblick; war doch das fremde Element überhaupt hier das einzig schöpferische. Frankreich und Deutschland schufen denn auch die hiesige Kunst. Oder vielmehr Deutschland gab ihr die Entstehung und Frankreich bemächtigte sich ihrer, um seinen Geschmack nach und nach in allen Gestaltungen derselben alleingeltend zu machen. Die Petersburger Kunst ist heute vollkommen französischen Charakters, ja bis zu den modischen Verkünstelungen französisch und eben zumeist in diesen.

In der Akademie für bildende Künste steigen dem Beobachter wohl solche Betrachtungen auf. Und dennoch, wenn wir näher auf eine Charakteristik eingehen wollen, ist es nöthig, von einer Kunst zunächst zu sprechen, welche in keiner Petersburger Akademie vertreten ist. Die Musik hat der Russe in der That bereits gestaltet und eigenthümlich gestaltet auf seine europäische Aneignungsweise mitgebracht. Der Gesang ist ihm angeboren, seine eigenthümliche Instrumentalmusik von der Leib-

eigenschaft anerzogen. Wo zahlreiche Menschenghaaren einem einzigen Herrn zu unbedingter Verfügung gestellt sind, benützt dieser sie als Maschinen. Er will Musik hören. Nun wohl, so muß jede Maschine einen, höchstens zwei Töne angeben und der im Takt geschwungene Stock setzt daraus eine Melodie zusammen. Die alte nationalrussische Musik legt dafür bereits Zeugniß ab. Als aber mitteleuropäisches Leben eindrang, mußte die Selbstgeltung jedes einzelnen Instrumentes dem begabten Musiker zur willkommensten Erscheinung werden. So ist denn auch erklärt, wie und warum die Instrumentalmusik viel rascher und viel tiefer in das Volk drang, ja sogar die nationale Instrumentalmusik jetzt bereits beinahe ausgerodete, während die europäischen Singsweisen dagegen nur noch im Theater, im Konzert und im Salon ihre volle Geltung finden. Trotzdem hat Rußland und selbst Petersburg noch bis heute nur äußerst wenig Instrumentalkomponisten russischen Stammes gehabt; und was produziert wurde, ist mit Reminiscenzen an vorhandenen Tonwerke des Auslandes durchwebt. Die selbstständige Produktion steht eben dem slavischen Haupttalente, der größten Geschicklichkeit in der Nachahmung, mit zu schroffem Widerspruche gegenüber. Den Beweis dafür finden wir selbst in der Praxis der musikalischen Kreise von Petersburg: wir müssen dort bei Dilettanten, wie Virtuosen die Verbindung einer brillantrenden Gewandtheit des Vortrags mit außerordentlich gelungener Nachahmung der Manier gerade modischer Meister häufiger als in andern Städten bewundern, aber wir begegnen desto seltener einer selbstständigen Ausbildung oder einer auf innerem Verständniß des Wesens der Tonkunst fußenden Originalität der Auffassung und Ausführung. Ja selbst in der Kritik, welche die musikalische Welt hier übt, liegt dieses Verhältniß offen zu Tag. Das Bravogeschrei und der Enthusiasmus von Berlin, Wien oder Paris finden an der Nawa ganz

bestimmt ihr verstärktes Echo, auch feiern ausländische Größen, wie Litz, Ch. Mayer, Henzelt, Dreischok, Servais, Rubini, Tamburini und die Garcia hier tumultuarische Triumphe mit leichtester Mühe. Dagegen ist der Fall unerhört (man müßte denn Zwoff ausnehmen), daß ein vom Ausland unbekanntes und ungenanntes Talent sich in Petersburg Bahn gebrochen hätte. Man entdeckt hier keinen Stern, man hat nur die Gewohnheit, jeden bis zum letzten Scheine wie eine Sonne zu verehren, wenn er vom Ausland gekommen, seine beaux restes den Petersburgern zum Kauf anbietet. — Ist dies Hochstellung des Auslandes? Oder ist es nur eine banale Nachäfferei, welche jede großstädtische Mode Europa's in Petersburg am großstädtischsten und nachhaltigsten üben will? Wer mag entscheiden! Die Räthsel der Petersburger Lebensäußerungen zeigen nur ihre absichtlichen Dekorationen vor der Deffentlichkeit, während sich die Maschinerie hinter den Thürvorhängen einiger tonangebenden Aristokraten verbirgt und von tausend und abertausend verschleierten Interessen in diesen oder jenen Gang gebracht wird — im Kunstenthusiasmus, wie in allen andern Dingen. Wie in allen andern Angelegenheiten, so hat auch hierin das eigentliche Publikum keine Stimme. Nur der Hof und sonstige Protektionen bringen den Einzelnen zur Geltung; die Masse kann ihn nicht auf das Schild heben, um die Aristokratie zur Anerkennung zu zwingen. Bei diesen Verhältnissen ist in der That beinahe unmöglich, daß ein echt-russischer Name aus der Dunkelheit aufsteige, und geschieht es ja einmal, so gehört er der Aristokratie an und verhält innerhalb ihrer Kreise. Nur ein einziger Sänger erwarb sich von Petersburg ausgegangen einen fast europäischen Namen, der Russe Petrow; allein auch er war bereits vielfach genannt von Italien dahin zurückgekehrt. —

Die Russen sind gewohnt, auf weiter trockner Fläche ihre Häuser

aufzubauen und für ihre Städte hügelige Flußufer zu suchen. Sie bedürfen also selbst in ihren europäischen Verhältnissen keines festern Materials, als des Holzes. Petersburg mußten sie dagegen aus Sumpf und Morast empormauern, weil ihr Czar sie am Newaarchipel zusammenzwang, und so reichte das gewohnte Material eben so wenig, als die gewohnte Bauweise aus. Dies modifizierte schon von vorn herein an dieser Stelle alle architektonischen Verhältnisse. Es hätte also sicherlich nicht einmal der anbefohlenen Nachahmung holländischer Formen bedurft, um wenigstens eine von allen andern russischen Städten verschiedene Bauart hervorzurufen. Während in Moskau bis auf die neueste Zeit neben der orientalischen Form fast einzig jene barocke Mißrichtung der Baukunst vorherrschte, welche sich in Nachbildungen der Zwiebel, der Melone, der Rübe und des Kürbis beim Kirchenbau gefällt, trat diese Richtung in Petersburg von allem Anfang an in den Hintergrund, um die Nadelspizen holländischer Thürme und später bei andern ausgezeichneten Gebäuden den klimatisch wie lokal vollkommen unberechtigten südeuropäischen Styl alleinherrschend werden zu lassen. Beim Kirchenstyl blieb von allen altrussischen oder oströmischen Grundfäßen nur jener halbwegs festgehalten, welcher einen Mittelthurm von vier kleinern Thürmen umgeben läßt. Dies bedeutet nämlich den Heiland von den vier Aposteln umstanden. Daß aber daneben vorzüglich die italienische Bauform die breitesten Eroberungen machte, war natürlich da die Baumeister zu sieben Achten aus Italienern bestanden, welche die gewölbten Kuppeln, die dreieckigen Frontons über den Portalen, die Säulen an der Hauptfaçade und die platten Dächer ihrer Heimath diktatorisch auf den Norden übertrugen. Später haben allerdings einige Baukünstler die vom Klima bedingten Uebelstände durch

gewisse Abänderungen auszugleichen gesucht, woraus denn eine seltsame Mischung halbtalientischen mit halbrussischem Geschmack entstand, welche vorzugsweise die Werke Rastrelli's, Guarenghi's und des Römers Brenna charakterisirt, denen sich auch der Nationalruss Stassow anschloß. Ein wirklich neuer Styl hat sich jedoch auch daraus nicht entwickelt. Selbst die Isaakskathedrale, ein Denkmal wie es das heutige Rußland nur einmal sich zu setzen vermag, ist solch ein seltsames Zwittererzeugniß unter den würdigen Domen und den byzantinischen Kirchen, eine gigantisch verschnörkelte Kopie des Pariser Pantheons.

Auch diese Kathedrale baut ein Ausländer, Baron Montferrand. Aus Granit, Marmor und Metall ist das Riesenwerk zusammengefügt. Die zwei Hauptfronten, sowie die schmälern Seitensfacaden werden durch acht granitene Monolithe (von 56 Fuß Höhe) gebildet, auf denen breite Frontons lasten, aus deren Mitte ein hoher Dom mit abermals vier- undzwanzig Granitsäulen emporsteigt, um welche sich eine reichvergoldete Gallerie zieht und über welchen eine hohe Kuppel mit ihrem Kreuze auf leichten Nebeln einer rings offenen Laterne emporzuschweben scheint. Dieser Bau müßte von dem mächtigsten Eindrucke sein, wenn die vier kleinern Kuppelthürme nicht aus den Ecken des Gebäudes hervorsproßten. Aber zwerghaft stehen sie mit ihren vergoldeten Mützen neben der ungeheuern Goldhalbkugel der Mittelskuppel, und dazu ist der Unterbau rein griechischen Styles ohne Rücksicht auf den byzantinischen Oberbau entworfen, erscheint deshalb zu niedrig und schwer gedrückt. In diesem allgemeinen Mißverhältnisse verschwinden die bedeutungslosen Engel vollkommen, welche man überflüssiger Weise um die mittlere Kuppel stellte, während die nun beinah vollendeten Basreliefs in den Dreiecken über den Hauptfronten gerade nur dazu bestimmt scheinen, das Mißver-

hältniß in Styl und Größe zwischen dem Unter- und Oberbau noch greller hervortreten zu lassen *).

Von der Baukunst zur Malerei, deren Anfang die Russen allerdings in einer gewissen Weise kannten, ehe noch die westeuropäische Bildung zu ihnen drang. Dieser Anfang bestand aber freilich weit mehr in Kenntniß der Farben als der Zeichnung, denn die echt nationale Malerkunst hatte, wie bei allen asiatischen Urvölkern, keinen Begriff von der Perspektive und deren Schwester, der Schattirung. Die Farben zeigen dagegen noch heut auf den ältesten Bildern ein energisches Feuer, pomphafte Pracht, bewundernswürthe Frische. Während nun die mohamedanischen Asiaten diesen Farbenglanz nur auf Kleiderstoffe und die Ausschmückung des Innern ihrer Wohnungen verwenden, wogegen sie die Außenseite ihrer Häuser einfarbig übertünchen, ist die heutige Nationalkleidung des Russen dunkel geworden, wogegen sein Zimmer buntfarbig geblieben und das rohe Material der Außenseite seiner Hütte mit grellen Farben geschmückt ist. Die Formen seiner profanen Malerei erinnern dabei noch immer an den reinafiatischen Geschmack. Sie bestehen in Blumen, Arabesken und Facetten von verschiedenster Form; das Lebendige versuchte er erst nachzumalen, als ihn der oströmische

*) Diese unglückseligen Basreliefs von Le Maitres Hand haben bekanntlich einen Ukas zur Folge gehabt, wonach fernerhin kein Ausländer zur Concurrnz zugelassen werden soll, welche für die innere Ausschmückung der Isaakskirche ausgeschrieben ist. Die Basreliefs mögen allerdings nur der nationalen Partei ein guter Vorwand gewesen sein, die prinzipienmäßige Zurücksetzung der Ausländer auch in dieser Lebenssphäre gefeßlich zu machen. Allein man muß in der That gestehen, daß Rußland in der Architectonik gerade durch die Schüler der petersburger Academie auf eine Stufe vorgeschritten ist, wo es mit Fug und Recht des Auslandes entbehren mag, wenn schon darunter außer Alexander Brylow und Constantin Thon sich wenig bedeutende Künstler echt nationaler Abstammung befinden. Bekanntlich macht man übrigens auch diesen beiden diese Abstammung streitig.

Katholizismus zur bildlichen Darstellung der Heiligen zwang. Doch blieb auch jetzt das Lebendige todt, das Gesicht und die Hände — denn dies allein ist an den griechischen Heiligen gemalt, während die in Metall getriebene Gewandung ursprünglich keinerlei lebendigen Faltenwurf zeigt, sondern aus einem Conglomerat von platt aufgestreuten Arabesken besteht — bekamen nie einen Ausdruck, nie eine Bewegung. Damit war jedoch der Anfang einer Kirchenmalerei gegeben und auf diese beschränkt sich denn auch noch heute fast ausschließlich die nationale Kunst. — In Petersburg ist natürlich die Malerei der verschiedensten Schulen und scheinbar ohne alle Erinnerung an ihre nationale Ursprünglichkeit geltend geworden; aber da sich eben die Gestaltung der heiligen Historienmalerei in den Händen der Nationalen während der letzten Zeit bei der Ausstellung der Cartons der für die Isaakskirche bestimmten Gemälde in einer gewissen Uebersichtlichkeit darstellte (wie erwähnt, blieb jeder Ausländer ausgeschlossen), so mag es doch nicht uncharakteristisch erscheinen, daß die Dimensionen durchweg außerordentlich groß gewählt wurden, während damit doch nirgends eine wirkliche Großartigkeit erreicht wurde, daß die Zeichnung zwar meistens korrekt, doch Gestalt und Gruppierung der Figuren sehr häufig bekannten Bildern entlehnt erschien, daß endlich die Färbung im Allgemeinen außerordentlich bunt und die Nebeneinanderstellung der Farben sogar nicht selten beleidigend für das Auge auftrat. Brylow hatte verschmäht, seine Cartons einzuliefern; er straft jetzt Rußland mit stolzer Zurückhaltung für die bereitwillige Ueberschätzung, welche es seinen frühern Werken zollte.

In keiner der vielen Gemäldefammlungen Petersburgs darf man hoffen, die nationale Kunst vertreten zu sehen. Diese Sammlungen gehören eben nur zu den gerade modischen Luxusbedürfnissen einer eleganten Einrichtung, weshalb auch in keiner eine bestimmte Richtung

und Schule vorherrschend ist. So buntgemischt wie die Gallerie der Eremitage und von Czarskoe-Selo erscheinen auch alle Privatsammlungen, unter denen jene im Stroganow'schen, Besporodkow'schen, Scheremetjew'schen, Beloselski'schen, Zussupow'schen, Narischkin'schen, Galigin'schen und Chapichow'schen Palaste wohl die bedeutendsten sind. Noch am vorherrschendsten blieb die flamändische Schule, und nächst der Genremalerei scheinen die Landschaftsbilder (doch vorzugsweise Veduten) am beliebtesten zu sein. Wie überall, so wird man auch in Petersburg häufig genug von einem vollkommen ungewürdigten Meisterwerke in vollkommen unkünstlerischer Umgebung überrascht; und hier, wie in Moskau, möchte wohl noch manches Bild, dessen Verlorensein die Kunstkenner beklagen, bei genauer Nachforschung aufzufinden sein. Denn zu allen Zeiten, wo in Mitteleuropa durch den Drang der politischen Ereignisse die Kunstempfindlichkeit niedergedrückt war, schleppte die Speculation ausgezeichnete Sammlungen zur übermäßigen Verwerthung eiligst und beinah heimlich nach dem goldreichen Osten. So ward z. B. jene unschätzbare Sammlung des königlichen Vorgängers Cromwells hierher verkauft, wanderte dann zwar später zum Theil nach Holland und England zurück, zerstreute sich aber auch zu einem wenigstens eben so großen Theile in den kaiserlichen Gallerien und den Hotels der Petersburger und Moskauer Aristokratie. So kam ferner die Houghton'sche Sammlung hierher, so finden endlich die Engländer bald hier, bald da ein Bild der berühmten Conswell'schen Gallerie.

Gilt nun schon in der vornehmen hiesigen Welt der Bilderschnuck meistens nicht eben mehr, als eine schöne Tapezierung, so findet die Malerei im größern Publikum fast gar keine Würdigung. Nur der Portraitist mag auf ein lohnendes Auskommen rechnen. Was also für Malerkunst geschah, verdankte Petersburg in der That fast nur der

Krone oder, richtiger gesprochen, der Kaiserfamilie; was für Ausbildung der Maler, bis vor Kurzem sogar einzig und allein der Akademie. Dort wurden 200 Zöglinge von 14 Professoren vollkommen auf Staatskosten ausgebildet und selbst durch bedeutende Fonds für Kunstreisen unterstützt. Eine regelmäßig aller drei Jahre wiederkehrende Ausstellung gab Zeugniß von den Fortschritten der akademischen Zöglinge, und bereits schien es, als wolle eine nordische Malerschule ihren eigenthümlichen Charakter gewinnen, als plötzlich eine vollständige Umänderung der Dinge diese Anfänge vernichtete. Der Akademiedirektor Sauerwein hob nämlich diese Kunstschule als Erziehungsanstalt auf und ließ von allen Vergünstigungen nur einen täglich zweistündigen Unterricht im Zeichnen und Malen für die sogenannten, nunmehr außer dem Hause wohnenden Akademisten übrig. Dadurch verringerte sich natürlich der Eifer der Schüler, die Beziehungen zwischen den Lehrenden und Lernenden lockerten sich eiligst und der Anfang zur Entstehung einer Malerschule zerfiel. Eine ungemessene Nachahmung französischer Effektmalerei, geleckte und ungeleckte Uebertreibungen kamen an die Tagesordnung; selbst die Zeichnung, deren Vorzug in früherer Zeit eine große Korrektheit war, verschlechterte sich rasch und wich einer abscheulichen akademischen Manier, welche breites Zeugniß dafür ablegt, wie wenig die heutigen Akademisten die Verschmelzung der antiken Form mit der Natur verstehen. Sauerwein und Ladurnaire, ersterer ein guter Zusammenordner einzelner Gruppen zu wirksamen Schlachtstücken, der andere nur Parade-maler, stehen als Ausländer an der Akademie vollkommen vereinsamt und ohne irgend nennenswerthen Nachwuchs. Karl Brylow ist bei seinem Untergange von Pompeji stehen geblieben, ja zeigt in der Schlacht von Pleskow sogar einen Rückschritt. Bunt in der Färbung, wie das Untergangsbild, ist sie auch ohne Einheit wie dieses und durchweht von

den greifbarsten Reminiscenzen in den einzelnen Gruppen. — Noch unbedingter als ehemals ist seit Sauerwein's akademischer Reform die Malerei in den Dienst der Aristokratie getreten, schafft Portraits nach bestimmten Taxen, macht Bedutenbilder für die Albums und übertreibt in Zierlichkeit oder Farbenkofferie ohne auch nur die Idee eines selbstständigen Aufschwungs mehr fassen zu können. —

„Skulptur“ steht über der vierten Pforte der Akademie. Und man darf es nicht läugnen: es sind durch diese Thür viele Schüler zu den Modellsälen hinaufgestiegen, welche als Meister wieder herausstraten. Die Zöglinge der Akademie haben in diesem Zweige der Kunst viel Ausgezeichnetes geliefert. Petersburg ist allerdings auch der Platz, um durch seine Anforderungen eben in diesem Theil der Plastik ein reges Streben hervorzurufen. Sammelt es auch derartige Werke nicht in eigenen Gallerien, so braucht es dieselben doch allüberall, bald um dem Modegeschmacke zu huldigen, bald um — Geschichte zu machen, oder doch eben eine Staffage aufzustellen, als ob historische Erinnerungen und historische Anerkennnisse vorhanden wären. Man anerkennt auch in der That wohl ganz gern die historischen Gestalten; nur was man sonst im übrigen Europa die Lehre der Geschichte nennt, blieb unerkannt, unanerkannt. „Des Volkes Geschichte ist des Herrschers Eigenthum.“ —

Geht man in Petersburg durch die Gesellschaftszimmer, so findet man wohl hier und da jene jetzt beliebten Statuetten, entweder Nachbildungen berühmter Meisterwerke oder auch zierliche versteinerte Impromptu's; und man erfährt bei der Nachfrage nach deren Verfertiger häufiger als bei andern Kunstgegenständen, daß dieser ein Russe, ein Zögling der Akademie. Steigt man dann auf die Straße hinab, so begegnet man wieder am Sockel der vielen Standbilder und Basreliefs

häufiger nationalrussischen Namen, als man es sonst gewohnt ist. So stammen die soldatischen Gestalten der Feldmarschälle Barclay de Tolly und Kutusow vor der Kasanschen Kirche, sowie der Siegesengel auf der Alexandersäule aus der Werkstätte Boris Zwanowitsch Orlowsky's, welcher als Lehrer an der Akademie wirkte. Eben so arbeitete dieser die vortrefflichen Reliefs am Fußgestell jener eben so bedeutungslosen als charakterlosen Reiterstatue Peter des Ersten vor dem alten Michailow'schen Balaste, deren Modell und Guß der Italiener Martelli lieferte. Zu fast allen Pferdestatuen, welche außerordentlich häufig an verschiedenen Brücken und Gebäuden wiederkehren, lieferte Baron Klot, gleichfalls ein Zögling der Akademie, die Modelle und man darf ihn bestimmt den ersten jetzt lebenden Künstlern seines Faches beizählen. Ja an Genauigkeit der Ausführung mag er unübertrefflich genannt werden, weshalb es um so mehr zu beklagen ist, daß er sich noch niemals an wirkliche Gruppierungen gewagt hat. — Es würde jedoch zu weit führen, wenn hier noch im Einzelnen auf die bildhauerischen Leistungen der Akademie durch ihre Schüler eingegangen würde, und so mag denn zum Schlusse noch die Anführung des in Moskau lebenden Vitali genügen, dessen edle Großartigkeit in der Behandlung, wie die vollendete Technik in der Ausführung sicherlich das schönste Zeugniß für die Bildungsweise der Akademie ablegt. — —

Es mag vielleicht hierher ungehörig erscheinen und dennoch gehört es zur Vervollständigung einer Charakteristik der Petersburger Kunstzustände, daß wir uns mit einem Sprung aus der Akademie der Künste in die Anstalten versetzen, „deren Bretter die Welt bedeuten.“ Diese banal gewordene Phrase findet auch vielleicht nirgends ihre Bewahrheitung mehr als hier, wo jedes Leben, welches sich nicht in den anbefohlenen Formen bewegt, zu den unerlaubten Verhältnissen gerechnet wird,

also sicherlich nicht den schwierigen Weg durch das Perpetuum mobile der Censurscheere auf die Bühne der Oeffentlichkeit zurückzulegen vermag. Damit ist es im Allgemeinen angedeutet, daß die hiesigen dramatischen Erzeugnisse und Aufführungen denselben erstickenden Centnerlasten erliegen, welchen jeglicher freigestaltende Aufschwung im ganzen Reiche als Opfer fällt. Das Publikum hat auch wenig Empfänglichkeit für das Drama, den niedern Schichten der Gesellschaft ist dasselbe durch die enormen Eintrittspreise sogar fast unmöglich gemacht. So stehen denn die Theater meistens leer, noch leerer erscheinend durch ihre unendlich weiten Zuschauerräume. Denn auf 3000 Menschen ist das große steinerne Theater berechnet, auf 1800 das Alexandrathheater, auf 1000 das Michaeltheater und 1000 Mitglieder bilden die schauspielernde Armee der fünf Bühnen. In russischer Sprache wird nur im steinerne Theater und zwar mit spanischem Glanze gespielt. Daß dieser Glanz meistens vollkommen zwecklos und an falscher Stelle angebracht, daß ein übermäßiger Pathos die Stelle regelrechter Deklamation im höhern Drama, ein übertriebenes Gestenmachen an die Stelle natürlicher Aktion getreten ist — bemerkt das hier versammelte echt nationale Publikum nicht. Es will nur geblendet sein. Darum begnügt es sich auch vollkommen mit dem einzigen talentvollen Schauspieler Karatigin, wennschon auch er neuerdings in eine schreiende Manier verfallen ist. Nichts wird im recitirenden Schauspiel so herzlich belacht und beklatscht, als die schmutzige Unzweideutigkeit; und nächst dieser brüllt man Polewol's hämischen Karrikirungen der Deutschen das lauteste Bravo. Allein übertönt wird selbst noch dieses Bravo und dieses Beifallsgeklatsch von dem Enthusiasmus, welcher sich im Ballet kundgiebt. Man kann auch in der That nichts Prachtvolleres, besonders massenhaft Prachtvolleres sehen, als ein hiesiges großes Ballet. Und fragen wir nach den Namen

dieser allerdings nicht „Göthe tanzenden“ Künstler und Künstlerinnen, so schallen uns fast lauter russische Namen entgegen, wenn nicht eben die Taglioni den Petersburgern die Aesthetik praktisch demonstrirt.

Vom dramatischen Gesang nur ein Wort. Die italienische Oper setzt sich aus lauter weltberühmten Namen zusammen; aber die Namen sind alt geworden und den Stimmen ist es nicht besser ergangen. Man darf mit Dlle. Georges sagen, als sie bei ihrer letzten Kunstreise in Deutschland sich und ihre Genossen einem Kunstkenner vorstellte: *Voilà les ruines des gens jadis célèbres*. Dennoch gilt es in der Petersburger Aristokratie zum guten Ton, eine Loge in der italienischen Oper abonnirt zu haben, wenn man dieselbe gleich nur benutzt, falls einmal die französischen Schauspieler nach einem Theater der kaiserlichen Lustschlösser beordert sind und man dazu keine Einladung erhalten hat.

Doch giebt diese Vorliebe des Hochadels für das französische Schauspiel noch keinen Maßstab für dessen Vortrefflichkeit. Die französischen Schauspieler üben, wie überall, die Kunst des Zusammenspiels mit großer Gewandtheit, auch gestattet ihnen die Censur den verhältnißmäßig freiesten Spielraum; dagegen wirken im Einzelspiel übertriebene Geberden und Mienen, selbst die unzweideutigsten Zweideutigkeiten auch hier als eigentlich packende Kraft auf ihr sonst so streng über äußerliche Form und förmliche Aeußerlichkeit wachendes Aristokraten- und Hofpublikum. — Zuletzt endlich und in aller Hinsicht zuletzt muß das schon erwähnte deutsche Theater genannt werden. Vom Hof und seiner Welt gemieden, von den eigentlichen Petersburgern verachtet, geleitet von einem deutscher Sprache unmächtigen General Geodonoff, spielt es fast ausschließlich vor einem Handwerkerpublikum. Saloppe Haltung, widrige Uebertreibungen, schales Witzeln und verbrauchte Ausstattung sind dafür charakteristisch. Vorhandene oder aufstrebende Talente werden

in diesen Umgebungen natürlich nur ungern geduldet und stehen, wenn geduldet, viel zu vereinsamt, um nicht bei erster Gelegenheit einen andern Wirkungskreis zu suchen. An ein Aufblühen ist unter den jetzigen Verhältnissen und Stimmungen Petersburgs nicht zu denken. Das Theater vegetirt seinem Untergang entgegen und theilt somit das Schicksal des deutschen Elementes in der Czarenresidenz.

Die letzten Stunden in der Residenz.

Nach einer mehrmonatlichen Eingewöhnung in den Petersburger Lebensglanz überrascht uns die Eleganz des Passagierzimmers der kaiserlichen Post nicht mehr. Der glänzende Tapetenschmuck erscheint uns eine Nothwendigkeit, die Bildnisse aller Glieder der kaiserlichen Familie und dazu gehöriger Minister in reichem Goldrahmen sind für uns reizlos geworden, nachdem wir den lebendigen Originalen öfters begegnet und in keinem halbweg offiziellen Lokale diesen stereotypen Kupfer- oder Stahlstichen entgegen konnten. Dicht daneben hängen aber auch die Portraits von Rossen allerlei Zucht, gleich als dürfe der Reisende nur die Race wählen, aus welcher er seinen Postzug zusammengesetzt wünscht. Dazu kommen sogar die Abbildungen aller möglichen Beförderungswerkzeuge der russischen Post in feinsten farbiger Ausföhrung, so daß man glauben möchte, die Telegra's, Britschka's, Droßchki's und alles andere stoßende, stockernde, schütternde Fuhrwerk dieser kaiserlichen An-

stalt gleite eben so flüchtig und glatt dahin, wie es die russische Welt vom Staatschiff behauptet. Uebrigens läßt sich in der That nicht läugnen, daß die Gestalt und Einrichtung der nationalrussischen Wagen immer etwas Schwunghaftes und Anmuthiges, Freies und Leichtes zeigt, was selbst den elegantesten Erzeugnissen der raffinirten englischen und frankfurter Wagenbaukunst mitunter abgeht. Die Sibitken, sowie die verschlossenen Wagen, welche bei der Reise nach Sibirien auf kaiserliche Kosten gestellt werden, finden sich freilich unter jenen Fuhrwerken nicht abgebildet. — Der wichtigste Schmuck der Passagierstube ist jedoch das unermessliche Verzeichniß von Postrouten und Fahrgelegenheiten, auf und mit denen man uns in strengster Pünktlichkeit und raschester Eile augenblicklich nach jedem beliebigen kleinsten Punkte Europa's zu befördern — verspricht. In zierlicher Perlschrift, als sei dies nur beiläufig und anmerkungsweise gesagt, steht unter jenem Verzeichniß eine Reihe von Postgesetzen, welche auseinandergelegt einen der fünfzig Bände des Sвод der Reichsgesetze ziemlich bis zur Hälfte füllen würde. Ihr Gesammtergebniß ist der einfache Satz, welcher hier jede unserer Lebensbewegungen begleitet: Du mußt tausendfache Placereien durchmachen, ehe Du zum Ziele gelangst; also auch hier, ehe Du Dich in den Postwagen setzen und einige Meilen weit wirklich unangehalten fortrollen darfst.

Trotzdem steht in diesen Postgesetzen nichts davon, wie der Fremde und ebenso der russische Unterthan, ehe er seine Reise wirklich antreten darf, mindestens drei Wochen lang in St. Petersburg und so in jeder Stadt des Reiches von dem Augenblick an aufgehalten wird, wo er sich um einen Paß bewarb. Obschon auch diese gesetzlichen Beanstandungen der Abreise nur gegen Denjenigen in Kraft treten, der ohne Protection ist, so wagt doch Niemand sich darüber zu beschweren, eben weil sie

po ukasu stattfinden. Aber um wirklich mit diesem dreiwöchentlichen Aufenthalt wegzukommen, ist man, wie bei allen Berührungen mit niedern Behörden, auch gewöhnlich noch zu einem außer-gesetzlichen Aufwande von vielen blauen Zetteln gezwungen, während rechtlicher Weise nur die unbedeutenden Gebühren für dreimalige Einrückung unseres Namens in die Gouvernementszeitung und 60 Kopeken (1 Gulden) für Ausfertigung des Passes zu erlegen sind.

Wer sich in der Passagierstube befindet, muß dies Alles natürlich überwunden haben. Ihm stehen, falls er mit eignem Wagen reist, nur noch die Beutelschneidereien der Stationsposthalter bei der Forderung von Pferden bevor. Vor diesen schützt ihn aber auch keine Bodorošna, falls er nicht eine Uniform trägt, in unmittelbarem offiziellen Auftrage reist oder falls nicht jener Bestellzettel von einem obersten Lenker der Staatsgewalt mit eigener Hand unterschrieben ist. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß dieser Uebelstand, wie das ganze Postwesen, neuerdings sich wenigstens auf den Wegstrecken verbessert hat, welche der Kaiser und des Kaisers Diener am häufigsten befahren. Die Posteinrichtungen auf den eigentlichen „Kaiserstraßen“ sind sogar vortrefflich. Dahin gehören aber die sechs großen, zum größten Theil auch chausseerten Wege, deren Anfangspunkte die beiden Hauptstädte des Reiches, deren Endziele Narwa, Riga, Mitau und die preussische Grenze, ferner Warschau, Woronesch und Nišchny=Nowgorod. Auf diesen Heerstraßen verkehren sogar regelmäßige Gil- und Kurierposten zur Beförderung von Personen ziemlich in derselben Weise, wie allenthalben im nichtrussischen Europa. Doch ist die Aufnahme von Passagieren nicht unbeschränkt, auch werden keine Beiwagen gegeben und darum können, wie in Frankreich, neben ihnen auch noch Privateilfahrten mit Postpferden, selbst bei

höherer Fahrtare als die kaiserlichen Kurierposten, für die Unternehmer eine reichliche Rente bringen.

Die Kurierpost zwischen Petersburg und Warschau, womit außer dem Kondukteur je zwei Passagiere befördert werden, fährt wöchentlich zweimal und angeblich Punkt sechs Uhr des Abends von beiden Endpunkten ab. So wenigstens heißt es im Postenverzeichnis und im Kalender der Akademie der Wissenschaften. Allein eine ungeheure Klut gähnt ja in Rußland überall zwischen Wort und That, zwischen Versprechen und Erfüllung. Die Petersburg=Warschauer Kurierpost befördert nun leider auch einen bedeutenden Theil der amtlichen Schriften, welche in immer großen Massen von der Czarenresidenz nach der Hauptstadt des zernichteten Königreichs laufen. Dies ändert den Postabgang wesentlich. Denn natürlich können die Herrn Tschinowniks die Abfertigung ihrer Depeschen nicht deshalb beschleunigen, weil die Post eine Stunde früher abfahren soll, als der Bureauausfluß festgesetzt ist. Während also die Postbeamten den Reisenden fortwährend ermahnen, sich jeden Augenblick zum Einsteigen bereit zu halten, während er selbst keine seiner Reiseschullen in dem heißen Zimmer ablegen darf, während er auch fortwährend sein Gepäck überwachen muß, damit es von den keineswegs allzuschrifkundigen Bäckern nicht etwa in einen andern Postwagen geschleudert werde und dennoch Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt, kommen von den verschiedensten Kanzleien die dienenden Unteroffiziere mit dem Befehle, die Warschauer Post dürfe nicht eher abgehen, als bis diese oder jene kaiserliche Behörde ihre Depeschen eingesendet habe. Und obschon sie deren Ankunft us minutje (in einer Minute) verheißten, so kommt es doch selten vor der siebenten Stunde zur Abfahrt. — Wie bei diesem, so geht es bei fast allen Postabgängen. In jeder Stadt, welche den Anfangspunkt eines weitem Postkurjes bildet,

dieselbe Verzögerung. Dem Kondukteur bleibt es überlassen, an Zeit wieder einzubringen, was die Tschinowniks davon bequem verschwendeten; und er raubt es dem Reisenden unterwegs an den gefeslich bereits sehr knapp zugestandenen Raststunden, da ihm selber die härteste Strafe bevorsteht, falls er nicht zur bestimmten Minute auf den Hauptpoststationen eintrifft und keine elementarische Ursache der Verzögerung nachweisen kann.

Solche Klagen erscheinen kleinlich. Allein man kämpfe sich nur durch den hochgeschwellten Strom aller Beschwerden, welche einer Abreise in Rußland vorhergehen und man wird es empfinden, wie unter den hiesigen Verhältniß vorzüglich dem Ausländer, welcher dem nicht-russischen Europa wieder zustrebt, jede Minute des gezwungenen Aufenthaltes gleich einem unermesslichen Zeitraume wiegt. Denn jenes unaufhörliche unbestimmte Bangen, welches uns immer enger umstrickt, je länger wir auf diesem unsichern Boden verweilen, lastet jetzt mit Centnerlasten auf unserer Brust. Bisher bist Du durch glücklichen Zufall noch jeder feindlichen Berührung mit den Behörden entgangen, die Rechtlosigkeit der hiesigen Rechtszustände hat Dich noch nicht getroffen, Du hast die Geltungslosigkeit der bürgerlichen Sicherheit im Gegenüber zu einer fraglosen Beamtenwillkühr oder zu der Laune eines persönlichen Feindes noch nicht empfunden; Du hast Deine Gedanken, Ansichten und Beobachtung vorsichtig in Dein Innerstes verschlossen; Du bist Dir nicht des geringsten Fehls gegen die Gesetze, auch nicht des kleinsten Verstößes gegen die bestehenden Formen bewußt — und dennoch hast Du kein kleinstes Recht zu einem Sicherheitsgefühl. Indem Du eben den Fuß heben willst, um den Wagen zu besteigen, kannst Du plötzlich festgenommen und eingesperrt werden, bleibst monatelang ungefragt im Gefängniß, wirst später von Verhör zu Verhör geschleppt und hast

endlich, wenn Alles sehr glücklich abläuft, nur die trockne Entschuldigungssphrasen zu erwarten: man habe sich in der Person geirrt, Dich aus Versehen festgenommen; Du seiest nunmehr vollkommen frei und man bedaure nur, daß Du nicht abreisen dürfest, bevor Du so und so viele Rubel Gerichtskosten erlegt habest. Oder auch, Du sollst binnen vier und zwanzig Stunden die Reise nach dem Ausland antreten und in der vom Zwangspasse bezeichneten Zeit, auf dem von ihm anbefohlenen Wege das Reich verlassen. — Dies sind nicht etwa Bilder einer aufgeregten Phantasie; nein, es sind einfache, trockne Erinnerungen an die Erzählungen von einer Menge ähnlicher Fälle, welche uns während unseres russischen Lebens zu Ohren kamen oder wohl gar unserem Blicke vorübergingen. Wer mag sich da der Vergleichung des ganzen russischen Staatsorganismus mit jener Menschenpyramide enthalten, welche die indischen Götzenbilder so oft verkrüppelnd liegen? Zu unterst liegen die Varias zusammengeschichtet, wehrlos gekrümmt unter der Last auf ihren Leibern herumtretender Mandarinen und Priester, während das Gewürm des Bodens giftig und gierig von allen Seiten heranzüngelt — das Volk, der Mensch unter den Füßen der Tschinowniks. Die Mandarinen und Priester aber tragen wieder auf ihren Nacken eine eiserne Gestalt, wonach sie bangend die Blicke hinausschicken, während diese theilnahmslos über den Menschenmassen emporragt, auf denen sie fußt — der czarische Absolutismus.

Endlich schmettert in solche herbe Gedankenreihen das Signal zur Abfahrt herein!

Und dennoch scheint es, der Abschied werde uns schwer? — Stehen ja doch immerhin Einige um uns, welche den Fremdling nicht nur mit jener äußerlich wohlthuernden Gastfreierheit des Ostens aufnahmen und dieser nicht nur durch Mittagsmahle, Abendgesellschaften oder Theater:

logen genügten, sondern uns einen Blick in ihr Herz vergönnten und einen Platz in ihrem stillsten Zimmer. Da hat es nur der blaue Rauch des syrischen Tabaks vernommen, wie sie von drinnen erzählten, bald dies, bald jenes, immer neue Klagen und nur mitunter ein schüchternes Lob des materiellen Lebens. Da haben sie die goldgewirkte Decke mit den demantblitzenden Verzierungen vom Petersburger Leben abgehoben, um uns hineinklicken zu lassen in das anwidernde Gewühl eines durch und durch entwürdigenden Organismus. Da tauschten sie ihre Kunden gegen die Mittheilungen von draußen ein. Da lehrten sie uns, wie klein und unbedeutend auch die härtesten Anklagen nichtrossischer Zustände im Vergleiche mit diesen sind. Und nun blickten sie nicht bloß deshalb traurig, daß der neugewonnene Freund scheidet, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersichen scheidet — sondern auch beneidenden Blickes schauen sie ihm nach, wie er wieder hinausfährt in glücklichere Verhältnisse, von denen selbst nur Aehnliches ihnen in unerreichbarer Ferne zurückbleibt, ja deren unmittelbare Anschauung der argwöhnische Staat selbst dem Kranken bloß auf bestimmte, kurze Zeit, dem Gesunden sogar nur gegen schwere Geldsummen, gleichsam gegen Straf gelder gestattet. — Tief, wie in Sibiriens Bergschachten, liegen den Zurückbleibenden diese Gedanken, Klagen und Wünsche freilich in der Seele verborgen; denn möchten sie empor tauchen, so wäre der Leib in dringender Gefahr in jene sibirischen Gräber hinabgestoßen zu werden. Doch schweigen auch die Lippen: das Auge ist ein ungehorsam Ding, nur dem noch rebellischeren Herzen unterthan. Von den Thränen, die hervorquellen, kann aber selbst die Scheidekunst der geheimsten Polizei nicht die verschiedenen Elementararome bestimmen; ihr spürender Scharfsinn vermag nur das Wort und die Schrift zu zerlegen oder beide zu verderblichen Giften zusammenzukochen. Ein feuchtes Auge darf also dem Fort-

ziehenden nachblicken. Doch selbst untereinander nennen die Freunde diese Thräne nur eine Abschiedsthräne, ob es auch jeder im tiefverschwiegenen Herzen weiß, daß er noch um etwas Anderes, Höheres, Wichtigeres weint. — Die Doppelschildwachen am Thore schreiten aber waffenklirrend auf und ab; ein uniformirter Diener läuft mit den Namen der Abgereisten nach dem Polizeiamt, dieses meldet weiter zur Oberpolizeibehörde, von da geht die Anzeige an das Ministerium Orloff und Kleinmichel, endlich findet sie Ruhe in der zweiten Abtheilung des eignen Kabinetts seiner Majestät des Kaisers aller Rußen, Nikolais I. Pawlewitsch.

Durch Polen.

1844.

1851

1851

Von der Residenz bis zum Königreich.

Kalt und finster war die Nacht, Schnee mit Regen gemischt die letzte Gabe, welche Petersburg den Davoneilenden in den Wagen warf. Im Wošnosenskyprospekt flackerten die Gasflammen hinter ihren Scheiben zum Verlöschen bereit; auf den Trottoirs meistens nur die tiefen Schatten eilender Regenschirme, daneben manchmal ein wallender Federbusch, oft auch das bunte Hemd des Arbeiters, an den Ecken der einmündenden Straßen stehen und liegen die Iswoschtschiks um ihre Droschken, während die Branntweinflasche fleißig freist, damit die äußere Kaskälte minder fühlbar werde; rechts und links fliegen auch allerlei Wagen vorbei. Das Leben ist ungewöhnlich lebhaft, die Zeit des Arbeitsschlusses ist eben vorüber und die Menschen eilen zur Ruhe oder zur Lust. Unser Wagen aber rasselt zur Wanderarbeit über die Brücken der Kanäle, aus dem Bereiche der Gaslaternen, welche durch trübe Oellämpchen ersetzt werden, aus den Kreisen der fortlaufenden Häuserreihen, denen die bekannten Wüsteneien der äußern Umkreise der

Großen Seite folgen. Und endlich ist es tiefdunkel, todtensstill um uns, so daß die Halssglocken der Pferde und ihr klappernder Hufschlag auf den Pflasterandeutungen ganz allein herrschen, bis endlich wieder zwei helle Laternen vor uns aufleuchten. Das ist die Sastawa (Schlagbaum), an welcher der Kondukteur die Namen der Abreisenden abgibt, damit auch von hier aus eine Bescheinigung ihrer wirklichen Abfahrt zur Polizei gelange.

Endlich liegt Alles hinter uns, was den offiziellen Namen St. Petersburg trägt, und vor uns aus dem nahen Düster sich in immer dunklere Fernen verlierend, beginnt eine weitgedehnte, ununterbrochene Fläche. Kein Lichtschein, keine Menschenstimmen, kein Hundegebell ringsum in dem öden Schweigen. Von Zeit zu Zeit taucht nur ein Berstpfahl, ein Steinhaufen, ein vereinzelter Baum im vorüberfliegenden Scheine der Wagenlaternen auf. So abgeschlossen und beziehungslos liegt die Kaiserstadt am finnischen Meerbusen.

Denn selbst am Tage ist die Smolenskische Heerstraße nicht eben viel lebhafter bevölkert. — Gatschina, das einzige Petersburger Zubehör, woran sie vorbeiführt, hat seine Hofgunst verloren. Alte verschollene Geschichten vom herzoglich kurischen Oberkammerherrn der Czarinna Anna träumen in den abgestumpften Thürmen des burgähnlichen Baues. Das prächtige Mittelgebäude mit seinen marmornen Säulengängen, aus denen die Büsten römischer Cäsaren hervorblicken, mahnt an Gregor Orlow's zwölffährige Herrschaft über Katharina's Herz und Reich, welche er vom entthronten Polenkönig Poniatowsky erbt, um sie gezwungen an Potemkin abzutreten. Das Theater, die Kirche, die Markfälle stehen verödet; schweigend dehnen sich die prachtvollen Gärten, von der Ischora durchrauscht; verlassen liegt der See mit seiner „Liebesinsel,“ und jener weithinschauende Obelisk auf

einem Hügel am Ende der Anlagen bezeichnet das Ziel der täglichen Spaziergänge des Großfürsten Paul in seiner Verbannung vom Hoflager der thronräuberischen Mutter. Vom Augenblicke seiner Geburt an vom eignen Vater als Bastard zurückgestoßen, von der eignen Mutter verabscheut, durch fünf und dreißig Jahre systematisch geknechtet und unterdrückt, gedemüthigt von Katharina's Günstlingen, bedeutungslos und oft des Nöthigen entbehrend, selbst seiner Kinder beraubt, mußte sich in Paul jene wirre und wilde Gemüthsart zu furchtbarer Höhe entwickeln, welche ihm sobald das Schicksal seines Vaters bereitete. Das Schloß Gatschina war die Wiege dieses Charakters. Wahrlich, es ist, als laste von daher noch heut ein Fluch auf dessen Mauern und Namen. Selbst das Städtchen, welches Paul am Fuß des Schlosses erbaute, vermag nicht aufzukommen; ein Paar kaiserliche Fabriken nebst ein Paar hier garnisonirenden Regimentern sind die täuschenden Hüllen seiner innerlichen Lebensunfähigkeit. Man erhält die Häuser und Straßen reingefegt und wohlgetüncht, damit das kaiserliche Auge kein Aergerniß daran nehme, wenn ja einmal ein Ausflug nach den verlassenen Sälen des Schlosses beliebt würde. Aber eigentlich ist doch sein wahrer Charakter jenes Dunkel und jene Dede, wie sie damals herrschten, als die Petersburg-Warschauer Post hindurch und hinaus eilte in den nächtigen Schneesturm.

Die Nacht blieb so finster und der Regen mit Schneeflocken so dicht gemischt, daß auch das heftigste Wehen des über die Fläche heraufsenden Windes dem endlich erwachenden Morgenlichte keine Bahn zu brechen vermochte. Noch weit hinein in den traurigen Herbsttag währte die Dämmerung; wirklicher Tag ward erst, da Luga am Luga-

flüsse bereits vor Augen lag. Aber welch trostloser Anblick! Rückwärts weite Flächen, deren Horizont in graulichblauen Schwarzholzstrichen versinkt, rechts hin und links hin ein welliges Land mit schwärzlichem Gestrüpp kümmerlich besetzt, mit sumpfigen Feldern und armseligen Grasflächen weithin belegt. Da und dort ist ein trübes, schlammfarbiges Wasser in den Vertiefungen vom Regen aufgesammelt, stichweis blieb auch wohl noch ein Wenig von dem Wasserschnee der verflossnen Nacht übrig, die begegnenden Menschen sind zerlumpt, wie aus dem Schlamm hervorgezogen, und von marklosem Körperbau. Vorwärts ein häßlicher kleiner Ort, mit seinen zerfallenden Hütten und einer jammervollen Kirche in trauriger Anordnung hineingeworfen in eine Hügelgruppe und von Schmutzfluthen durchströmt. Selbst die kurischen Judenflecken erscheinen im Vergleiche zu Luga wie städtische Aristokraten. Und hinter der Stadt beginnt wieder der vorige Landschaftscharakter: Wald in der Mittelferne auf allen Seiten, Wasser in weitgebreiteten Tümpeln auf den Feldern, dann baumloses Hügelland und endlich von Neuem der Wald. Aus dem aufgeweichten Erdreich tauchen dazu bald ferner, bald näher verhungerte und verfaulte Dörfer auf, und als einzige Unterbrechung der ertödtenden Gleichförmigkeit des Schmutzes und Jammers streckt sich von Zeit zu Zeit auf einer Hügelspitze in der nächsten Nachbarschaft des Weges die Stange der Telegraphen in die Nebelluft. Jedoch auch diese Telegraphen, welche uns nunmehr bis Warschau nicht wieder verlassen, sind in erschreckender Eintönigkeit aufgeführt. Damit ist nicht der Mechanismus zu ihrer Hieroglyphensprache gemeint, dessen Organe drei verschiedenartig stellbare Duerstangen auf einem senkrechten Balken bilden; denn sie bedingen durch ihre fortwährende Bewegung die einzige Abwechslung in jenem ertödtendem Einerlei. Aber alles Zubehör dieser Zeichensprache wiederholt sich in derselben Form, Größe

und Farbe bei jeder der mehr als hundert Anstalten dieser anderthalbhundert Meilen langen Linie. An den Telegraphenthurm lehnt sich auf dem stets rasirten Gipfel einer Anhöhe ein vier Fenster breites, einstockiges Haus mit grellgelben Wänden, auf denen ein rothes Ziegeldach reitet. Davor liegt ein so und soviel Quadratsfuß haltendes eingezäuntes Erdstück, welches Garten genannt wird; zur Rechten aber und am Abfall des Hügels, genau sechszig Schritte vom Thurme entfernt, steht eine gelbgestrichene Brunnenhütte mit rothem Ziegeldach. Ja, diese Gleichartigkeit ist so unabänderlich, daß solche Brunnen selbst da errichtet werden, wo gar kein Wasser vorhanden ist, sondern nachweislich erst von jenseits der Straße und oft wersteweit herangeschleppt werden muß. Aber po ukasu darf der erste Telegraph bei Petersburg — die des Winterpalastes und der Lustschlösser ausgenommen — nicht in der geringsten Kleinigkeit vom letzten vor Warschau unterschieden sein; und keinem seiner Brüder ist erlaubt, sich in seiner Außerlichkeit irgendwie den natürlichen Bedingungen seines Standpunktes anzupassen. Diese selbe Uniform wiederholt sich auch bei den Poststationen, bei den Werspfählen, Brustwehren, Wegweisern, ist das Wahrzeichen der ganzen kaiserlich russischen lebendigen und leblosen Welt vom 16^o bis 62^o östlicher Länge und vom 40^o bis 70^o nördlicher Breite — ja vielleicht selbst auf der Inselgruppe von Nowaja-Semlja und auf dem Archipel von Spitzbergen, welche außerhalb dieser Grade gelegen sind. Wer möchte aber vollends auf dieser Straße wagen, eine Abweichung vor das Auge des Kaisers zu bringen, auf dieser Straße, welche er so häufig und immer in ungnädiger Stimmung bereist?

Wahrlich, für das brennende Bedürfnis nach irgendwelcher Abwechslung wird es bereits eine Wohlthat, wenn nur ein träger Fluß schläfrig seine trüben Wasser zwischen kothigen Ufern hinwälzt, oder

wenn er vollends in ausschweifender Veränderungsſucht einer Reihe buſchiger Weiden das Leben gab. Die Welikaja und Utraja mochten damals vielleicht eben auch nur in verzweifeltem Ueberdruß am Einerlei die Brücken weggeriſſen haben, welche faul und gelangweilt auf ſchwanken Balken über ihre Flächen gelegt geweſen waren. Denn es ſcheinen die Flüſſe dieſes Landes mit ihren unzähligen Krümmungen, womit ſie nach einem kurzen Fortſchritt gen Norden ſich immer wieder ſüd- und weſtwärts zurückwenden, nur nach einem Erdſtöcken umherzujuchen, welcher des Bewäſſerns werther wäre, als die durchfloſſenen. Aber umſonſt. Es iſt ihnen eben ſo unmöglich eine Daſe der Abwechſlung aufzufinden, wie zu erſchaffen. Städte, Dörfer, Menſchen, Vieh und Feld — Alles verkümmert im Schmutz, verſinkt im Schlamm, erſtirbt am Mangel jeglicher Veränderung. Darum iſt's wahrhaft erquickend, wenn nach ſolchen Reisetagen endlich die Nacht wieder herunterſinkt und alle Umgebungen in Dunkel hüllt. Das vom Ausſpähen ermattete Auge darf ſich nun ſchließen; und aus den undeutlichen Umriſſen im Düſter, aus den ſchimmernden Punkten im Dunkel, aus Wolken, Nebeln und Nachſchatten darf die halbträumende Einbildungskraft phantaſtiſche Gebilde erſchaffen. Obſchon auch dies nur in kurzen Zeiträumen; denn jede Poſtſtation ſorgt dafür, daß uns die Eintönigkeit wieder zur vollendeten Wahrheit werde. So bemächtigt ſich des Reiſenden unabwehrbar eine völlige Theilnahmloſigkeit; im Halbschlummer fährt er, im Halbschlummer blickt er auf die Begegnungen, halbschlummernd gelangt er in das entſetzend ſchmutzige Oſtrow, wo die Trennung und der Zuſammenstoß verſchiedener Poſtrouten einen mehrſtündigen Aufenthalt bedingt. Selbſt die volle Lebensgefahr, mit welcher man noch in tiefer Nacht über drei brückenloſe Arme der wildſtuthenden Utraja und Welikaja ſetzen mußte, hatte ihren Reiz und Schrecken verloren;

einem Seeranken an Willenlosigkeit und Gleichgültigkeit ähnlich, geht man durch sie hindurch. Und der folgende Morgen bringt von Neuem die alte Einförmigkeit.

Mit dem Flecken Wuischgorod beginnt das witepsk'sche Gouvernement. Hier wie im durchfahrenen pskow'schen (pleskow'schen) dieselben schwarzen Waldstreifen, dieselben elenden Dörfer, dieselben verkümmerten Menschen, dasselbe schwachgliedrige Vieh, derselbe Schlamm und Koth, aus welchem Alles seine elende Nahrung schöpft. Bald werden auch der Dörfer und Meiereien noch weniger als vorher; die ziegelgedeckten, langgestreckten Häuser der Gutsherrn verschwinden beinahe und an ihre Stelle treten dafür immer häufiger jammervoll baufällige, anekelnd schmutzige Branntweinschenken. Ihre Wirthe sind nunmehr ausschließlich die Juden, welche mit schreckenerregender Zudringlichkeit den vom grauen Morgen bis zur Mitternacht zahlreich versammelten Gästen immer neue Massen des Branntwein geheizenen Vitriolwassers aufnöthigen und solchergestalt die Ernte des künftigen Jahres, das noch ungeborne Kalb, das Küchlein des noch unbebrüteten Eies im Voraus an Zahlungsstatt erraffen. —

Ueberhaupt erblickt man von jetzt an fast nur mehr den jüdischen Talar, vernimmt man fast nur mehr das polnische Judendeutsch, jene dicht am Nothwälsch vorbeistreifende Sprache, welche vom eigentlichen Deutsch nichts als den Wortklang beibehielt, während sich jede ursprüngliche Wortbedeutung veränderte. Alles Land, aller Verkehr und jede lohnende Arbeit ist in der Hand der Hebräer; wer aber christlichen Blutes — er sei Herr oder Knecht — steht thatsächlich unter ihrer Herrschaft. Dies wissen sie recht wohl, so knechtisch sie sich auch vor Jedem beugen, der einen halbweg ordentlichen Rock am Leibe trägt, mit so willfähriger Unterthänigkeit sie auch jedem Auftrage eines Freien

zu Diensten stehen, so geschmeidig sie selbst dem leibeignen Bauern zu Zug und Willen sind. Im fürstlich gezierten Schloß des Woiwoden, im kleinen Hause des Städters, in der zerfallenden Hütte des Eigenthörigen walten und schalten sie, die Heerstraße beleben ihre jammervollen Fuhrwerke, auf den Nebenwegen erkennt man die kniebrüchigen Wanderer. Denn die Woiwodenpracht wird von jüdischen Kapitalen erhalten — bis es dem Hebräer gefällt, sie vom toll wirthschaftenden Herrn zurückzufordern; der Handwerker bearbeitet mit Werkzeugen, zu deren Ankauf aus jüdischer Hand der jüdische Mäkler das Geld vorschoss, Stoffe, die ihm der jüdische Händler auf Borg überließ; der leibeigne Bauer trinkt, isst, lebt vom Darlehen des Juden, um diese Speise, diesen Trunk, dieses Leben mit einer Ernte zu bezahlen, deren Ertrag den Schuldbetrag dreifach decken würde, wenn nicht die Zinsen des Vorschusses ihr Ergebnis doppelt überstiegen. So gehört jenen bettlerisch zerlumpt einhererschreitenden Hebräern Alles, was der Umblid des Auges erfasset: das Vieh auf der Weide, das Wild im Walde, die Saat des Feldes, die Stämme des Forstes, der Fisch im Wasser, der Stein im Steinbruch — Alles, Alles ist ihnen verpfändet. Es ist gar kein Vergleich zwischen der Abhängigkeit des Volkes in Kurland von den dortigen Hebräern mit der Angehörigkeit der ganzen Menschenwelt Litthauens an sie. Ja, die Einzelheiten dieser Umklammerung des ganzen Lebens durch jüdische Zähigkeit, Schmiegsamkeit, Zudringlichkeit, Geschäftsmacherei und Schlaueit zu schildern ist beinahe unmöglich. Darum dulden die hiesigen Hebräer die ärgste Bedrückung, die furchtbarste Härte von Seiten Rußlands — wenn sie nur im Lande bleiben können. Selbst Polen, das eigentliche echte Polen, leidet nicht in dem Grade von ihnen, wie Litthauen. Das Volk ist dort nicht in gleichem Grade sittlich und körperlich erschlaftet, wie hier; es kennt andere Genüsse als Essen, Trinken

Faulenzen und Betteln. Und vor Allem: es ist nicht mehr leib-eigen. — Von diesen Litthauern möchte man dagegen beinah glauben, sie seien sich solcher vollkommenen Zerweichung und Verschlemmung ihres ganzen Wesens bewußt, und wagten es darum so selten, sich nur zu zeigen. Denn in der That muß es den Reisenden eigenthümlich berühren, wenn er tagelang auf der Hauptstraße eines national streng abgetheilten Landes dahinfährt und doch so selten die Nationaltracht seinem Auge vorübergehen sieht; wenn sie aber, dann von Oben bis Unten zum Erbarmen abgerissen und Menschen umhüllend, aus deren jedem Gesichtszug und jeder Bewegung Hunger und Trunksucht, Trugstun und Faulheit, die vollste Eingewöhnung in den Schlamm des Lebens, sich offenbart, wahrlich, man könnte, wie gegen die Leiden des Volkes verhärtet, so gegen das moskowitzsche Unglück gleichgültig werden, welches sich nunmehr in zermalgenden Wetterschlägen gegen die Hebräer herabstürzt, herabstürzt gegen sie, nachdem Rußland weder die christlichen Unterthanen dieser Lande zu bessern Kulturzuständen hinleitete, noch den Hebräern die Möglichkeit gab, sich auf ehrenhafterem Wege dem bisher eine Erlöszug zu sichern.

Wer die hiesigen Landesverhältnisse nicht kennt, mag auch von Wuischgorod weit herein in das Witepsk'sche Gouvernement reisen und wohl bis Mesthiza herabfahren, ehe er irgend eine Veränderung dieser Verhältnisse bemerkt, bis ihm endlich die bekannte Lettentracht in's Auge fällt. Hier nämlich betreten wir Polnisch-Livland, jenen Theil Litthauens, welcher vorzugsweise von Letten bevölkert ist, ja wo sich sogar — südwärts von der Straße, in der Gegend von Lugin — ein esthnischer Stamm erhielt und die Juden mehr als bisher auf die Flecken und Städte zusammengedrängt sind. Aber diese Letten sind noch heut leib-eigen: dies Loos theilen sie gemeinschaftlich mit den Litthauern. Und

von den Russen erlernten sie in Dörfern zusammenzuwohnen, in Dörfern, welche das jammervolle Aussehen der litthauischen vollkommen theilen und sich nur darin unterscheiden, daß jetzt nicht mehr nur katholische Kirchen über das Hüttenelend emporsteigen, sondern bereits häufig griechische Kuppeln den Sieg des Moskowitenthums über das vorrussische Christenthum bezeugen. Zu dem unberechtigten jüdischen tritt hier das berechtigte slavische Herrschaftselement. Nur wenige deutsche Gutsherrn, noch weniger deutsche oder auch lettische Ortsnamen vernimmt man in diesen Kreisen. Polnischen und litthauischen Adelligen gehörte der Grund und Boden seit langer Zeit und seit 1772 traten dazu die Russen. Diese drei Stämme bilden denn auch neben den Juden die Aristokratie der elenden Städte und Flecken; das ganze Land aber mit seinem vorherrschenden Morastboden, mit seiner Unzahl träger Bäche und Flüsse, mit seinen vielen hundert Seen und stehenden Gewässern, mit seinen ewigen Nebeln und seinen alljährlichen, meilenweiten Uberschwemmungen — es erscheint recht eigentlich, wie die Allegorie des Russismus, welcher aus unscheinbaren Anfängen beginnend sich unmerklich weiter ausdehnt und genährt wird von immer neu zuströmenden Quellen. Die Telegraphen aber sind die Signalzeichen seiner Operationen, die Juden seine mächtigsten Bündner, indem sie das Volk in die unermesslichste Noth des materiellen Lebens versenken, aus welcher der verzweifelte Sklave keinen andern Rettungsweg findet, als die Anheingabe seiner Lebensgewohnheiten an russisches Wesen und seines Glaubens an die rechtgläubige Kirche. Lauter als das zaghafte Geläute der katholischen und evangelischen Kapellen schallt dazu das unheilige Geklingel der fünfkuppeligen Kirchen. Dichter als sonstwo drängen sich bereits im südöstlichen Theile russische Kolonien zusammen und sogar einen Bezirk ackerbauender Soldaten giebt es hier beim Flecken

Ušzwalda zwischen Krasslaw und Dünaburg, an den Ufern der Düna *).

Mitten in diese Landschaft unzweifelhaften Beißes baute dennoch die russische Vorsicht seine Festung Dünaburg gegen etwaige Möglichkeiten, und einen Theil ihrer Wälle warf sie über die Düna nach Kurland hinüber. Schon spät am Abend machte dort die Kurierpost einen mehrstündigen Aufenthalt. Da fand sich ein buntgemischtes Leben in und um den Gasthof, gleich als wolle der Zufall vor dem Vorüberziehenden ein charakteristisch Bild der hier zusammenstoßenden Nationalitäten, ihres Verhältnisses gegeneinander und ihrer Stellung zum Herrscherstaat aufrollen. Der Herr des Hauses, und mit stolzer Herzablassung auch Verpfleger seiner Gäste, war ein polnischer Schlachtiz mit wohlgepflegtem Schnurrbart. Dienstboten lettischen Stammes gingen ab und zu. Ein jüdischer Fingelkrämer schacherte an allen Tischen der von dickem Rauch erfüllten Trinkstube. Den Haupttisch besetzte eine Gruppe oberländischer Männer, gemischt mit litthauischen Edelherrn, und aus ihrem ziemlich laut geführten Gespräch hörte man unverhüllte Klagen über neue Eingriffe der russischen Macht in die Rechte des Adels, harten Tadel des damals neuen Ukases, welcher die „Ausreise“ noch mehr erschwerte, denn früher. Nicht fern von ihnen stießen ein Paar russische Offiziere schweigend den Rauch ihrer Stambulka's von sich,

*) Polnisch-Livland, offiziell nicht vom Witepskischen Gouvernement abgesondert, umfaßt den von Letten vorzugsweise bewohnten, ungefähr 280 Quadratmeilen haltenden Theil dieses Gouvernements, welcher östlich vom Dissa'schen und Sebesk'schen Kreise, westlich vom sütlischen Livland, südlich durch die Düna vom kurlischen Oberland, nördlich vom Östrow'schen Kreise eingegränzt wird. Es war früher bald im Besitze der baltischen Ritterstaaten, bald unter der Herrschaft der Kirche, kam bald an Polen oder Rußland oder Schweden, wurde dann im Olivischen Frieden (1660) Polen zugesprochen und bei dessen erster Theilung dem Witepskischen Gouvernement einverleibt.

tranken schweigend die immer neu gefüllten Branntweingläser leer, blickten schweigend von Zeit zu Zeit auf die lauten Edelleute, deren jedoch keiner nur einen beachtenden Blick zu ihnen hinübersandte. Und vom Vorhause klang der Gesang eines litthauischen Bettlers in die Pausen des Zimmerlärmens mit mistönender Stimme, in todtrauriger Weise herein Da rasselte plötzlich der russische Zapfenstreich an den Fenstern vorüber und der Jude floh, wie blitzgetroffen, aus dem Gemach, die Offiziere erhoben sich eilig zum Gehen, die Edelherrn verließen spornklingend das Gemach, der Gesang des litthauischen Bettlers verstummte. —

Todtenstill lag auch die ganze Stadt in ihre Festungsmauern eingehüllt, als später der Postwagen durch ihre Straßen polterte. Vorsichtig, zaghaft, langsam kroch nachher das russische Gefähr über die breite Dinabrücke, als fürchte es sich vor einem plötzlich aufstuhenden Grimm des in schlafrunkenem Rauschen darunter hinwegdrängenden Flusses; und zu saufendem Galopp peitschte dann wieder der Kutscher die Kasse, nachdem sie das jenseitige Hügelland betreten, als habe der russische Kurier mit seinen offiziellen Depeschen kein Recht und keine Sicherheit auf diesem von deutschem, litthauischen und polnischen Blute befruchteten Boden.

Der zwischen jagenden Wolken von Zeit zu Zeit hervorbrechende Mond beleuchtete bald eine bekannte Landschaft: rechts hin den lauzenschen Wald, dann Edelhof und Kirche von Lauzen dem Wege noch näher, nachher den brüggenschen See. Brüggens, Demmen, Schönberg, Kummeln, Feldhof — lauter deutsche Namen — bleiben zur Linken, Aegypten und Kurzum sind die letzten Begegnungen der Heerstraße und kaum nach einer Viertelstunde sind wir wieder auf litthauischem

Gebiete, im Wilna'schen Gouvernemenet. Alle Umgebungen, das Land, die Menschen und ihre Wohnungen tragen wieder den bekannten Charakter; soweit das Auge blickt glitzern die Reste weitverbreiteter Ueberschwemmungen. So vergeht die Nacht, so verfließt der folgende Tag, dessen Abend die Grenze des ehemaligen Königreichs bringt.

Kowno ist der Grenzort. Eine breite Brücke liegt auf der Wilia, und wo diese in den Niemen fällt, liegt die Stadt. Hier setzten am 23. Juni 1812 drei Rähne mit Plänklern vom Großherzogthum Warschau über, hier lagerten sich hinter ihnen drei Brücken über den Strom, auf denen der napoleonische Romantiker Murat mit seinen drei Gardekorps den Krieg nach Rußland führte. Und jetzt war die Stadt so tief in schweigenden Schlummer versunken, als habe sie niemals eine Geschichte erlebt. Erst wenn man bereits wieder den Niemen passirt und unzweifelhaft polnische Erde betreten hat, erkennt man im dämmernden Mondschein auf mäßigen Anhöhen neu aufgethürmte Befestigungen, zu deren Vollendung seltsamer Weise die Quadern und Stämme vom verunglückten Ostseehafen Windau hierher zurückgeführt werden. Wo ist nun Rußland der Wallchutz nöthiger? Hier oder dort? —

Zur weitem Erwägung dieser Frage bleibt jedoch dem Reisenden keine Zeit. Denn dicht am linken Dünaufer nimmt die polnische Grenzuntersuchung seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Beinahe wie eine Kriegserklärung ist jedes Wort ihrer Gesetze gegen die Einführung russischer Erzeugnisse gerichtet, ja selbst die Zollsteuer vermag nur einer ganz geringen Menge — kaum genügend für den persönlichen Bedarf des Reisenden — gesetzlichen Eingang zu verschaffen, und für jedes Loth mehr droht unwiderruflich die Konfiskation. Aber trotz dieser Strenge des Gesetzes empfindet man bereits an der höflich gesitteten Weise, mit

welchem diese ärgerlichen Geschäfte von den Beamten abgethan werden, daß nun das eigentliche Rußland hinter uns liegt. Auch streckt sich keine Zöllnerhand nach Bestechungen aus. Doch sogar den russischen Kurierwagen verläßt man, um dafür einen bequemerem Sitz in einer polnischen Diligence einzutauschen, welche dann eilig durch einen Hohlweg der Uferhügel in das Land des europäischen Mitleidens hineintrabt.

Polnisches Land.

An den weitemweiten Sümpfen und eintönigen Holzwildnissen der Warren-, Karfhny-, Szalnioki-, Szlawanky- und Zwintabrüche hatte die Nacht den Postzug vorbeigefördert, um vor Kalwary die Sonne freundlicher als an einem der bisherigen Reisetage aufgehen zu lassen. Freilich ist auch hier die Landschaft keineswegs schön; aber man erkennt doch aus deren wechselndem Grün, man fühlt es an der milderen Luft, daß wir bereits manchen Grad westwärts und südwärts vom Ausgangspunkte unserer Fahrt entfernt sind. Der Herbst hat hier wirkliche Farben, bunte, lustige Farben, nicht nur jenes dumpfe Grau des kummervollen Absterbens für einen sieben Monate langen Winter. — Ach, und man wird ja auch so genügsam in diesen Anlanden des baltischen und finnischen Meeres, daß unser Auge bereits Landschaftsschönheiten zu erkennen glaubt, wenn sich nur einige Laubholzgruppen am langsam schleichenden Flusse dahinziehen, wenn sich nur einige Ausblicke

auf Waldpartien eröffnen, wenn nur hier und da ein weißes Haus aus den düsterfarbigen Dörfern hervorblickt, wenn nur einige Büsche und Wiesen die niedrigen Hügel umkleiden. Freilich bleibt der Horizont auch am Szesuppeflusse fort und fort vom unvermeidlichen Schwarzwald umgrenzt; aber dieser Schwarzwald und seine Genossen, Haide und Wacholderbuschwerk, beherrschen doch nicht die ganze Umgebung, verdüstern mit ihrem Schwarzgrün nicht die ganze Landschaft. Freundliche Birken sind vielmehr unsere treuesten Begleiter, und ihre silbernen Stämme leuchten mit heitern Lichtern aus dem Farbungemisch ihres zum Wintertod festlich geschmückten Laubwerks hinein.

Die erste Stadt, welche nicht nur nach den offiziellen Ortsverzeichnissen diese Benennung verdient, heißt Suwalky, ein licht und bequem gebauter Ort, freilich ohne den Luxus eines Straßenpflasters und, wie ganz Polen, vollkommen in den Händen der Juden, Tschinowniks und Kosaken.

Die Juden haben wir schon in Kurland und Litthauen erblickt und die unausweichliche Begegnung mit ihnen hat uns sogar etwas an sie gewöhnt. Wir haben überall ihre verderblichen Einflüsse kennen gelernt; aber auch überall erkannt, wie ihre plöglliche Entfernung aus den Landstrichen, in denen sie einbürgerten, zunächst unmöglich ist, so lang die Leibeigenschaft oder doch nur eine grundbestzlose Bauernfreiheit herrscht. Ja, wo sich die jüdischen Verhältnisse und die Zustände des Landvolkes besser herausstellten, verschwanden sogar viele der durch die Hebräer herbeigeführten Uebelstände. Sie blieben dort nicht nur ein nothwendiges Uebel, sondern wurden zu anregenden und fördernden Elementen des industriellen Lebens. Dagegen erscheint aber das Land von einer dreifachen Pestbeule zermartert, wo zu den Juden, die Tshi-

nowniks und Kosaken treten. Ein Bündniß scheinen aber hier im eigentlichen Egarthume Polen diese drei Menschenracen geschlossen zu haben: nur sie bevölkern die Städte, nur sie überziehen das Flachland mit ihren Massen. Von einer polnischen Einwohnerschaft wird man kaum mehr gewahr, als von den ursprünglichen Einwohnern der durchreisten litthauischen Landstriche. Ihr könnt keine Stunde in einer Stadt verweilen, ohne von den officiellen oder offiziell genannten Placereien der Beamten betroffen zu werden; nicht das kleinste Geschäft des bürgerlichen Lebens ist ohne Einmischung der Bureaucratie gestattet; nicht die unbedeutendste Angelegenheit ist ohne gesetzliche und trügerisch geforderte, stets schwere Gerichtskosten zu erledigen. Sowie Ihr aus dem Wagen auf die Erde tretet, seid Ihr außerdem von der unabwehrbaren Zudringlichkeit der Juden belästigt; auf jedem Tritte folgen Euch davon Schaa- ren; wo Ihr eintretet, drängen sie sich entgegen. Verlangt um Geld von allen Dingen, welche sich nur erdenken lassen: und Ihr könnt sie niemals anders, als durch jüdische Geschäftsmacher („Factoren“) erlangen. Wenn aber endlich der Reisende den Tschinowniks und Juden entfloh, indem er sich in den Wagen warf und die Kofse eilends davonjagen ließ, so fährt er buchstäblich keine Viertelstunde lang im Flachlande dahin, ohne fern oder nah mit seinem Auge auf Kosaken zu stoßen. Auf der Heerstraße ziehen dichte Puffs in träger Schleichheit vorüber, in den Gräben und unter dem Birkengebüsch haben sich faule Haufen hingeworfen, auf der Fläche erkennt man es wie wandelnde schwarze Punkte, aus dem Walde hervor bewegt es sich wie ein grauschwarzer Zug, am Moraste taucht es auf, im Flusse schwimmt es heran — immer und immer sind es Kosaken, Mitglieder dieser unzählbaren hungernden und raubenden Banden. — Frühere Reisende erzählen uns von polnischen Wolfsheerden; diese sind zerstreut und bis auf

verhältnißmäßig wenige Ueberbleibsel ausgerettet. Aber für die ver-
 tausendfache Nachkommenschaft dieser Massen, nur in der Körpergestalt
 verwandelt, möchte man die Kosaken erachten. Wer den Wolf, das
 häßlichste, frechste, gefräßigste und trotzdem feigste Raubthier Europa's
 kennt, kann sich des Vergleiches der Kosaken mit ihm nicht erwehren.
 Vorzüglich haben beide die Unerfättlichkeit, Frechheit und Feigheit ge-
 mein. Nur beim gemeinsamen Raubzug — und auch dieser Trieb zur
 Gemeinschaftlichkeit ist in beiden gleich stark — wagt der Kosak einen
 ernsthaften Angriff auf den Stand haltenden Gegner; einzeln schieht er
 vor jeder Gegewehr. Wie aber selbst ein Trupp von Wölfen nur durch
 den wüthendsten Hunger zum offenen Angriff getrieben wird, so geht der
 Kosak dem Gegner nur bei dringendster Nothwendigkeit auf geradem
 Weg entgegen. Wie die hundähnlichen Wölfe schlaffen Trabes paar-
 weis durch die Felder gehen, die Beute bei rascher Verfolgung zwar im
 Stich lassend, aber doch im Hinterhalt lauernd, ob sie nicht später
 gefahrlos wieder zu erraffen sei — gerade so die Kosaken. Und wie der
 Wolf, wo just keine Gefahr droht, frech mitten aus dem Dorfe und
 mitten aus dem Hofe raubt — während die Nähe des Menschen selbst
 das muthigere Raubthier vermeidet —, ebenso raubt auch der Kosak mit
 empörender Frechheit, wo er den Raub nur im Angesicht von Greisen,
 Weibern und Kindern zu verüben braucht. — So sind die Blutsauger
 beschaffen, mit denen der Czarenbefehl das Land übersäet, da es in
 Todeszuckungen zu seinen Füßen liegt. — Zwischen ihre Reihen aber
 schlüpfen überall verhandelnd und einhandelnd, als Nachrichtbringer,
 Spürer und Botschaftsträger, als Marketender und Lieferanten, als
 Diebshehler und Menschenverkäufer, als feile Geschäftsmacher aller
 Art, die polnischen Juden mit ihren langen Raftanen und hohen Pelz-

mügen, welche sie trotz des Ukases noch immer beibehielten *). — Vorüber, vorüber!

Nur selten taucht aus dem Massengewühl dieser Landplagen die nationale Friczka auf, noch seltner klingelt das elegantere Biergespann der mit rothen Tuschflecken reich gezierten Koffe aus polnischer Zucht vorüber. Drinnen sitzt der Starost, ein finsterner Mann mit schnurrbartigem Antlitz und tiefglühenden Augen, so dicht von seinen Pelzen verhüllt, als habe er nichts mehr auf dieser Erde zu sehen, die ihm verhaßt wurde. Und ein Kutscher mit der viereckigen Nationalmütze peitscht fortwährend auf die Koffe, daß sie rechts und links auspringen, wobei er trotzdem die Zügel schlaff herabhängen läßt.

Die Art der Koffelenkung bedingt überhaupt einen wesentlichen Unterschied zwischen den Russen und Polen. Der Russe behandelt das Pferd vollkommen wie seines Gleichen, immer gesprächig, bei guter Laune sanft und freundlich im Rausche sogar mitunter wie einen Helfer bei der eignen Unbehülflichkeit, in der Betrübniß wie einen theilnehmenden Vertrauten, selbst im Zorn mit einer gewissen Rücksicht. Die kurze Peitsche zeigt er ihm meistens nur wie ein mögliches Drohniß, obgleich er sie nicht nur fortwährend in der Hand behält, sondern sogar auch mit einer Schlinge daran befestigt. Doch selbst zum schärfsten Laufe giebt er dem Koffe keine Zügelfreiheit, sondern erhält die Stränge immer ziemlich scharf gespannt, um in jeder Sekunde der vollsten Macht über seine Unterthanen sicher zu sein. — Der Pole, noch schwerer und unmittelbarer als der leibeigne Russe von seinem Herrn bedrückt, dabei von feinerem Gefühlsnerv als jener für alle feindlichen Berührungen

*) Erst 1846 ward die 1844 bereits anbefohlene Zwangsmaßregel gegen die jüdische Tracht wirklich in Ausführung gebracht.

des Lebens, ist dem ihm wieder bedingungslos untergebenen Thier ein harter Herr. Er schmeichelt ihm fast nie, er feuert es auch selten mit freundlichen Worten zu rascherem Laufe an, sondern peitscht tüchtig darauf los und macht seinem Zorn daneben in Fluchworten Lust. Allein trotzdem entschließt er sich selten zu einer konsequenten, knappen Zügel-
führung und ist daher niemals vollkommen Herr des Gefährs, führt darum auch unsicherer als der Russe. Der Lette, Litthauer und vorzüglich der Esthe — denn auch der nächsten Nachbarn mag man sich bei solcher Gelegenheit erinnern —, durch noch ältere und härtere Leibeigenschaft als Russen und Polen geistig abgestumpft, körperlich entkräftigt, fast ohne Befähigung zu einer entschiedenen Willensäußerung und zu einer verständigen Berechnung der Kräfte seines Arbeiters: er ist bis zum Uebermaße grausam. Er überladet die Wagen, fährt wahllos im tiefsten Gleise des zerweichten Weges, spannt das Füllen ein, ehe es vollständig ausgewuchs, und hat es doch selten zu einer ordentlichen Peitsche gebracht, mit welcher er seine Härte ausüben könnte, sondern pocht mit einem Knüttel auf dem kraftlosen Thier herum, stößt, pufft, kneipt und fragt es, ja scheut sich wohl nicht, das vor Müdigkeit niederstürzende Roß martervoll mit Stichen seines Taschenmessers zum Aufstehen und zu übermäßigen Kraftanstrengungen anzustacheln. — Trotzdem fährt und reitet man im eigentlichen Rußland rascher als in Polen, in Polen rascher als in Litthauen, verhältnißmäßig am langsamsten aber dort, wo lettische und esthnische Kutscher die Pferde regieren. Während jedoch der Russe auch für nichts weiter Sinn hat, als für seine Pferde, der Litthauer, Lette und Esthe aber nicht einmal für sie, sondern nur für das Branntweinhaus am Wege, kennen die Polen nicht nur den Landstrich, welchen sie durchfahren, bis zur äußersten Blickweite, sondern es weiß auch fast jeder im Allgemeinen von den russischen Geschicken seines

Waterlandes zu erzählen und von den Ereignissen der nächsten Kreise seines Verkehrs die Einzelheiten häufig mit überraschender Sicherheit zu berichten. Auch erzählt er rückhaltloser, als sonst die Slaven dem zum Herrenstand gehörigen Fremden; und hat er erst die eingewurzelte Abneigung gegen den Deutschen etwas verwunden, so reiht er die anekdotischen Abrisse aus der Geschichte des alltäglichen Lebens fast immer zu Gesamtbildern, denen man wirksame Farbenwahl und Gruppenvertheilung keineswegs absprechen kann.

Da erkennen wir denn, wie die Kosaken gleich organisirten Diebsbänden, gleichsam unterm Schutze des Rechtes und Gesetzes, in den Herrenhäusern und Dörfern verkehren. Wo ihren ausschweifendsten Forderungen eine Verweigerung entgegenzutreten wagt, sind sie flugs mit dem Kantschu bei der Hand; und ist dieser nicht anwendbar, so drohen sie mit Denunciationen. Beute-, rache- und strafgierig werden diese auch von den Tschinowniks aufgefaßt, und die häufigen Transporte gefesselter Polen nach Wilna, Warschau u. s. w. sind die Beweise, wie hier sogar die einfache Vertheidigung des Hausrechtes und Eigenthumes zur Anklage auf Widerstreben gegen Gesetze und Obrigkeit, auf den Versuch zum Aufruhr, zum Hochverrath selber empornächst. Jene langen zusammengefetteten Menschenzüge, welche von Kosaken umschwärmt, regelmäßig in jeder Woche nach dem Osten und Innern des Reiches sich fortschleppen — sie sind die Ergebnisse dieser kosakischen Anklagen und jener Richtersprüche, welche die Tschinowniks über deren Opfer fällten. Man kann nicht entscheiden, wer fürchtbarer und empörender wirthschaftet, die Barbaren mit dem Kantschu, der Pise und den Pluderhosen, oder die Barbaren mit der Feder, dem Gesetzbuch und dem goldbeknöpften grünen Frack. Aber daran kann auch der Unbefangenste nicht bezweifeln, daß dieses System des despotischen Terrorismus in

seinem Wüthen sich einem grausenhaften Ende zuhastet. Dies Ende bringt nicht der Kampf der Polen um ihre zertretene Nationalität, ja es ist sogar möglich, daß jede leiseste Spur an ein russenfeindliches Polen im eigentlichen Volke unter dem Drucke und Jammer der Gegenwart erstickt. Aber eben dieser Druck und dieser Jammer hat jetzt bereits die materielle Noth, den Mangel am Nothwendigsten, die Unmöglichkeit eines Erwerbes bis zu einem Grade überwuchern lassen, dessen endliches Ergebnis unabwendbar die hungerrüthige Revolution des Proletariats wird. Diesem Proletariat gehören nun nicht nur die bäuerlichen, nicht nur die handwerkernden, nicht nur die industriellen Klassen an, sondern auch fast ohne Ausnahme das unzählige Heer der Sclachtizzen, selbst ein großer Theil des höher betitelten Adels. Was an früherer Wohlhabenheit bis zum Revolutionskriege den Händen der Hebräer entgangen war, fraß dieser. Im ersten Keime aber zerstörten nachher die Tschinowniks, was sich wieder an Ackerbau- und Gewerbsthätigkeit erzeugen wollte, mit den ausfaugenden Juden bald in Gemeinschaft, bald diese selber ausplündernd. In sozialer Aufruhr wird aber die Frage um Polen, um eine abgeschlossene Nationalität von selbst verhallen, dagegen eine Gemeinsamkeit mit dem russischen Volke daraus empornwuchern. Dies Ende Polens hat die Aufgabe eine neue Geschichte des europäischen Ostens zu beginnen und den Kampf des slavischen Elementes gegen den Westen zum völligen Ausbruch zu bringen. — Gerade hier oben im nordöstlichen Zipfel des Königreiches drängen sich aber solche düstere Zukunftgedanken unwiderstehlich entgegen; denn hier hatte die russische Soldateska den heutigen Gestaltungen der Dinge am eifrigsten vorgearbeitet als der Revolutionskrieg noch einen rein politischen Charakter trug. Hier lagerten nämlich bis zur Schlacht von Ostrowenka in fauler Ruhe die Garderegimenter.

Vielleicht ist es ein dumpfes Vorgefühl solchen endlichen Ausganges der polnischen Zustände, was Rußland heute im polnischen Lande die Zeichen für dessen unmittelbarste Angehörigkeit an das Czarenreich überall bis zum Uebermaß aufhäufen ließ, als könnten diese das Drohniß zurückhalten. Damit sind nicht die Telegraphen, auch nicht die fünfkuppeligen Kirchen, ja selbst nicht die russischen Adler an den öffentlichen Gebäuden gemeint. Nein, viel kleinlichere Zeichen! Oder wäre es bloßer Zufall, daß die Werstpfähle, vorher meistens unangestrichen und nur mit der Werstnummer bezeichnet, von der polnischen Grenze an nicht nur schwarz, roth und weiß gestreift wurden, sondern auch je auf einen Kreis von schwarzen, rothen und weißen Steinen aufgepflanzt sind? Sollte es ferner zufällig geschehen sei, daß jetzt sogar jeder Pflaststein mit einer schwarzrothweißen Kokarde prahlt? Wäre endlich die Lächerlichkeit, selbst die zur Wegbesserung aufgeschütteten Steinhaufen mit schwarzrothweißen Farbestreifen zu besprühen, wirklich nur Ergebnis der Straßenarbeiterphantasie? — Niemand kann daran im Staate der unbedingten Willenlosigkeit des Einzelnen glauben. —

Der gelehrte Heraldiker lächelt freilich ironischen Genüges ob der russischen Farben, und findet eben in deren Wahl einen entschiedenen Gegenbeweis gegen alle historischen Berechtigungen Rußlands. Weder schwarz, noch roth, noch weiß, sondern schwarzgrün, orangegelb und silberweiß, — flüstert er uns vorsichtig zu — lauter Farben, welche die Wappenkunst nicht kennt und deren Zusammenstellung vollends jeder heraldischen Regel spottet — lauter solche Farben trägt das Banner des neugeadelten und Neubewappneten Asiatenreiches. — Aber die Geschichte ruft solchen Subtilitäten entgegen: ohne allen europäischen Widerspruch durfte Peter der Erste den unerhörten Czarenmamen einem Kaisertitel, die umgestaltete Czarenmütze einer Kaiserkrone gleich crachten und Eng-

lands Botschafter Withworth war der erste, welcher den neuen Kaiser in öffentlicher Audienz als „Majestät“ begrüßte. Damit ward der Czar ein vollberechtigtes Mitglied des europäischen Herrscherkongresses, das russische Reich als Zubehör des europäischen Staatensystemes auch formell anerkannt. Dunkelgrün, orangegelb und silberweiß trägt freilich keine europäische Fahne; schwarz oder roth oder weiß dagegen ist in jeder ein Feld. Da bedarfs dereinst, wenn die moskowitzischen Welt-herrschaftsgelüste erobernd zur Wahrheit gemacht werden sollen, nur des Uebertünchens zweier Farben: die dritte paßt im Voraus. Im polnischen Wappen aber paßten sogar zwei. Es blieb nur übrig Schwarz, die Todesfarbe, beizufügen.

Es ist wieder Nacht geworden. Flüchtig jagen die Wolken am Himmel dahin und der Vollmond kann sich nur selten durch ihre Lücken vordrängen. Ein scharfer Nordostwind wühlt im herbstwelken Laub der Birken am Wege, daß sie mit ihren langen, schwanken Hängeästen unsicher und geisterhaft im halbhellen Nachtgrau umhergreifen, als suchten sie Schutz und Hilfe. Dazu ein breites Rauschen aus nahen Waldmassen, und fast unscheidbar vom Brausen der glitzernden Wasserflächen, mit denen die Herbstüberschwemmung des Narew alle Umgegend übersäet hat. Später umstellt der Hochwald die Straße immer näher, bis sie vollkommen in seinem Dunkel versinkt. So dauert es bis zum anbrechenden Morgen. Denn so lang braucht die Post, um die „Drostlenkaer Haide“ zu durchschneiden, jene ungeheure Waldmasse, deren Kern, nordwestlich von der erhöhten Straße, die weiten Karaskabrücke bilden, welche alles Land zwischen den vier aus Ostpreußen zum Narew sich herabschlängelnden Flüssen, Byss, Skwa, Kosaga und Omulen, in einen meilenweit unnahbaren Sumpf verwandeln.

Dennoch führte Diebitsch aus diesen selben Wäldern am 26. Mai 1831 seine Kolonnen. Am Tage zuvor hatte sein Heer nach einem langen Eilmarsch aus dem Minskschen gerastet und sich bei Madori mit den Garden vereint, ohne von Seiten Skrzyncki's eine Hinderung zu erfahren. Denn dieser hatte seinen überraschend kühnen Zug nach dem litthauischen Tykoczyn, von welchem man die gewaltigste Wendung der ganzen Kriegsoperationen erwartete, mit einem feierlichen Hochamt vor der Bildsäule Czarnicki's erfolglos abgebrochen, war plötzlich umgewendet, hatte dann sogar seinen eilfertigen und völlig unerklärbaren Rückzug bis diesseits des Narew in die Gegend von Ostrolenka fortgesetzt, und selbst im Flecken Ostrolenka nur ein verhältnißmäßig schwaches Korps unter Lubienski und Boguslawski zur Rückendeckung seiner von eiltägigem Hin- und Herziehen zum Tod erschöpften Truppen zurückgelassen. Aus diesen unmotivirten Bewegungen erkennt Diebitsch die jammervolle Unentschlossenheit des polnischen Oberfeldherrn. Vor etwa vierzehn Tagen hat er zwar selbst, vom bisherigen Kriegsunglück niedergebengt, den Kaiser um Enthebung von seinem Posten mit den Worten angefleht: *J'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne; je prie Votre Majesté, de me sauver, c'est-à-dire, de donner le commandement de l'armée à un autre.* Die Antwort auf seine verzweifelte Bitte war jedoch noch nicht angelangt. So war ihm denn der Augenblick gekommen alle Scharten mit einem Schlage auszuwegen und mit einem Siege den Feldmarschallstab in die Hände seines Nachfolgers niederzulegen oder ihn — in ein Vizekönigszepter zu verwandeln. Trotz eines Marsches von beinahe zehn Meilen (70 Werst) in vierundzwanzig Stunden beschließt „Ssamovar Paschah“ (Pascha Theemaschine), wie Diebitsch vom Soldatenwitz bezeichnet wurde, einen unge säumten Angriff. Sind auch seine Truppen müde, so weiß er doch den

Feind todtmatt; und überdies hat er eine ungeheure Kanonenmenge mit herangeschleppt, während dem Gegner nur wenige Geschütze zu Gebote stehen. So beginnt er denn augenblicklich — gegen neun Uhr des Morgens — das Gefecht mit seinen Batterien; und wirklich erfährt man es erst durch den Donner der Geschütze in Skrzynecz's Lager, daß die Russen dem polnischen Rückzug auf dem Fuße nachgefolgt sind. In erst nach begonnener Schlacht erhält man dort eine Kunde von Diebitzsch's erfolgter Vereinigung mit den Garden. —

Dicht vor Ostrolenka heben sich einige Hügel aus dem Morastland des Narew, den wir bei Lomza bereits überschritten und welcher jetzt zur Rechten der Kaiserstraße fließt. Dort hat Boguslawski seine Mannschaften schleunig geordnet, während die Russen aus dem Walde hervorbrechen. Allein schon ist die rechte Flanke des kleinen Häufens von der leichten Reiterei, die linke von der leichten Infanterie unter Baron Manderstjerna, unvermerkt umgangen worden. Sogar schwere Artillerie schiebt sich bereits bis zum Flußufer vor, ehe noch das eigentliche Plänklergefecht begonnen hat. Born von den wüthenden Garden gedrängt, welche hier zum erstenmal zur vollen Feldschlacht kommen, im Rücken jene höchste Gefahr eines ungehinderten Ueberganges der feindlichen Artilleriemassen über den Narew erkennend, bleibt dem Stamme der polnischen Nachhut nichts übrig, als sich auf die Stadt selber zurückzuwerfen.

Lichtes Birkenholz zieht sich zu beiden Seiten der Straße bis an die Häuser heran; unter den schwanken Birken wüthet der Beginn des ungleichen Kampfes. Verheerend schlagen die russischen Kugeln in Boguslawski's Häuflein, welches trotzdem mit kaltem Todesmuth nur geschlossenen Zuges und Schritt vor Schritt zurückweicht. Da kreischt plötzlich hinter ihm Feuerlärmen auf. Die lange, gerade Hauptstraße

Ostrolenka's steht rechts und links in vollen Flammen. Bereits mitten durch brennende Häuser flüchten Lubienski's Truppen gegen die Brücke und hier empfängt sie ein mörderisches Heckenfeuer jener russischen Jäger, welche ihre linke Flanke umgingen und jetzt durch einige steinerne Gebäude am Ufer des Narew gedeckt sind. Ein zurückweisender Angriff auf sie wäre verzweifelnder Wahnsinn, denn von Skrzyncki's Heere jenseits des Flusses kommt nicht das leiseste Zeichen einer Unterstützung. Dieses ordnet sich noch, ordnet sich aber, größtentheils in jenem Sumpfwinkel, welcher von dem sich umbeugenden Wegdamm landeinwärts umzogen, nach dem Flusse zu vollkommen offen ist. Gleichzeitig mit Lubienski's Truppen kommen auch die übermächtigen russischen Jäger zur Brücke, drängt die ganze Bucht der russischen Macht aus der Stadt hervor. Plötzlich ist die polnische Nachhut gesprengt: Lubienski auf der Brücke, Boguslawsky mit dem vierten Regimente noch in der Stadt. Mit gefälltem Bajonnet bricht sich die abgesehrittene Heldentruppe ihre Bahn. Ein furchtbar Gemegel Mann gegen Mann beginnt; dazu spielen siebenzig russische Kanonen fortwährend über den Fluß hinüber nach dem Hauptkorps der Polen, rothenweis bricht dieses zusammen, hat aber keine Antwort: denn Skrzyncki ordnet noch immer die Regimenter, führt sie nicht massenweis vor, sondern in einzelnen kleinen Theilungen und ohne Geschütze — wie zur Schlachtbank. —

Erst als gegen zehn Uhr die russischen Kugeln sogar im polnischen Hauptquartier niederfallen, rafft sich der Oberfeldherr zu entschiedenerem Handeln empor. Die Nachhut unter Boguslawski und Lubienski hat sich fort und fort mit eiskalter Todesverachtung wie eine Thermopylen-schaar geschlagen. Dem auf der Brücke letzten Bataillon des vierten Regiments ist sogar gelungen, zwei Kanonen gegen die nachstürmenden Russen aufzupflanzen. Die schmale Pfahlbrücke aber, kaum breit genug

für zwei Wagen, schwankt und zittert unter den dröhnenden Massen, fracht und splittert in den Blitzstrahlen der siebenzig über ihr kreuzenden Feuerschlinde und die Morgennebel zerreißen vor den Pulverwolken. Aus den Flammen Ostrolenka's drängen dazu immer neue Massen. Bereits stürzt sich die Reiterei zum Schwimmen in den Fluß; von der Brücke herab taumeln Verwundete und Todte, ganze Reihen werden im Andrang zu den beutegierigen Wogen hinabgestoßen, Köpfe, Leiber, abgerissene Glieder, Pferde, Wagen, Trümmern aller Art heben sich und tauchen im Strome, dessen wildausspritzende Wogen blutroth gefärbt sind. Und unaufhörlich brüllen die Batterien, kreischt der Jammer tausend Verwundeter, gellt der entsetzliche Todesschrei zehntausend Sterbender. —

Weil die augenblickliche Niederlage der ganzen polnischen Sache dem schreckbefangenen Skrzyncki eben nur an der Thatsache des Ueberganges der Russen über diese Brücke gebunden erschien, blieb auch diese fortwährend der eigentliche Kernpunkt des Würgens, Schlachtens und Mordens. Kein Gedanke daran stieg in ihm auf, die Höhen diesseits des Weges zu besetzen, die dammartige Erhöhung der Heerstraße selbst als Wall zu benutzen und von da aus, geschützt durch die auf der Höhe aufgepflanzten Batterien, den Feind am Ufer zu empfangen, auf ihn herabzustürzen, ihn rückwärts in den Narew zu werfen. —

Wie still und ruhig lag dagegen an jenem Morgen ringsum Alles, als die polnische Diligence durch die weißstämmigen, herbstbunten Birken dahinklingelte, unter denen einst die Schlacht begann. Die Sonne hob sich eben aus den Düsternissen der durchfahrenen Haide empor, als die letzten Gebüsche endeten; und im prächtigsten Rothgold glänzte ihr ein Thurmknopf aus dem gelichteten Gelaub entgegen, während eine kleine Glocke in die klare Stille hinausflang. Ostrolenka sieht so jung

und erfahrungslös aus, seine Häuser sind so neu und licht, daß man es kaum glauben mag, dies sei eben die Folge einer zweimal im neunzehnten Jahrhundert verheerend darüber geschwungenen Kriegsfaßel. Denn auch 1807 war ja bereits die Stadt eingäschert worden. — Wüßte man nichts von dem entseßlichen Glend, welches solchergestalt binnen Kurzem wiederholt über den Ort und seine Menschen hereinbrach: man konnte jenen für eine ganz neue Schöpfung friedlichen Behagens, diese für eben erst herbeigewanderte Kolonisten halten. Darum berührt es den Ankömmling im ersten Augenblick auch gar nicht befremdend, bei mehrfachen Wanderungen durch die Straßen, bei wiederholtem Eintritt in die Häuser, Alles frisch und neu, ja sogar minder eingeschmuzt, als sonst in den polnischen Flecken zu finden. Selbst weniger Bettler und Krüppel als bisher begegnen dem Blick, und unter den Gruppen von Juden und Jüdinnen, welche den Fremden auch hier allüberall neugierig, dienstbeßissen, schacherlustig undrängen, giebt es fast nur jugendliche Geßichter. Sogar die Erinnerung der jezigen Einwohner scheint kaum bis zum Jahr 1831 zurückzugehen, und Niemand will den unheilvollen Maitag hier mit durchgelebt haben. Vom Handel und Wandel am Narew sprechen Alle, über die alljährlichen Ueberschwemmungen klagen Alle, Keiner von den Zuständen während und nach dem Revolutionskriege. Vielleicht verschwiegen sie es auch; denn es blickten unter den Pelzen der Reisegefährten die Abzeichen russischer Gardeuniformen. Man weiß auch, daß in Petersburg eine polnische Revolution gar nicht genannt wird, daß man überhaupt im russischen Lande nur einen Krieg in Polen kennen soll, daß ferner jede leiseste Klage im polnischen Land vor russischen Verdächtigungen zu zittern hat, daß endlich gerade gegen die Judenschaft die drohendsten Wetter heraufziehen. Und überdieß hatten ja eben die Garden Ostrolenka in übermüthiger Nachelust in

Brand gesteckt, ohne daß eine strategische Nothwendigkeit oder ein Befehl des Feldmarschalls dieser That eine gesetzliche Begründung gegeben hätte.

Auch die Brücke über den Narew ist neu. Sie liegt selbst nicht genau an der Stelle, wo einst der Anfang der polnischen Vernichtung hinüberschritt. Die alte Brücke befand sich mehr oberhalb des Flusses und darum erscheint jetzt die jenseitige Uferfläche größer, obschon sie allerdings noch immer von einem Winkel der Straße umzogen wird. Man fährt also noch einige Minuten, ehe man an den Kernpunkt des eigentlichen Schlachtfeldes gelangt, dessen grauenvolle Stätte eine Menge von Todtenkreuzen bezeichnet. Unter diesen hebt sich eines vor den übrigen hoch in die Luft. Es ist die Stelle, wo der ritterliche Ludwig Rikli fiel: „Einen Postzug von sechs weißen Rossen, wie die rothen Gardelhusaren des Czaren sie reiten, will ich Euch mitbringen“ — hatte er jubelnd Skrzynecti's Gemahlin beim frohen Gastmahl zugerufen, welches dem Entschlusse zu jenem lithauischen Zuge folgte, der so schmachvoll endete. Allein er sah weder Warschau's Zimmer wieder, noch die schönen Augen seiner jugendlichen Gattin, und das Kreuz seines Grabes bei Ostrolenka ruht auf einem Fundamente von schwarzen, rothen und weißen Steinen. — Armes, unglückliches, in deinen heiligsten Erinnerungen frech verhöhntes Land! — — —

Auf den waldigen Hügeln zur Rechten der Straße verstreuten sich die Truppen nach der verlorenen Schlacht. Die Kaiserstraße folgt dem Laufe des Narew. Auch auf ihr floh ein großer Theil des Heeres. Voraus aber jagte Skrzynecti. All seine Gedanken waren in wilder Verwirrung und nur an den einen, den schlechtesten Plan klammerte sich seine Verzweiflung, an den Plan, sich auf die Hauptstadt selbst zu werfen. Das war ein Werk Pradzynski's. Und so fest wußte dieser den

Oberfeldherrn von seinen Einflüsterungen umgarnt, daß er bereits vor der definitiven Annahme seines Vorschlags an Ledochowski, den Kommandanten von Modlin, die Worte schrieb: „Der heutige Tag war der unglücklichste, welchen es jemals für die polnischen Waffen gegeben. Wir sind gänzlich geschlagen und retten uns mit den Trümmern der Armee nach Warschau. Treffen Sie Vorkehrungen; es ist zu befürchten, daß der Feind die Festung bald angreifen werde.“ — Nur 10 Tage früher, und der greise Ledochowski hatte jauchzend das prachtvolle Heer begrüßt, welches stolzen Schrittes, mit klingendem Spiel und gesüßlicher an seiner Festung vorüber den russischen Garden entgegenzog. Jetzt ward ihm dessen Rückkehr auf solche Weise verkündet!

Nur etwa sechs Stunden fährt man von Ostrolenka bis Pultusk. Zur Linken bleibt bald näher, bald entfernter der Narew, und dahinter unermesslicher Wald, welcher nur in nächster Nähe von Pultusk einen weiten Plan offen läßt, der jetzt von Ueberschwemmungsresten überströmt war. Zum Schlachtfeld ist er groß genug und dreimal binnen kaum mehr als hundert Jahren hat ihn die Geschichte mit Leichen bedeckt. Denn eben dort wurden 1703 die Sachsen von den Schweden auf's Haupt geschlagen; der Schnee derselben Ebenen färbte sich mit französischem und russischem Blut am 26. Dezember 1806, ein grauenhaftes Leichentuch in Polens Bannerfarben, welches mit dem kommenden Frühjahr eben so rasch in Schmutz und Schlamm zerfloß, wie wenige Jahre später die vom französischen Cäsar vorgepiegelte Hoffnung auf die Auferstehung eines selbstständigen Polen in der Abhängigkeit von Rußland unterging. Und ehe noch die letzten Reste jener Blutlachen von den Wellen des Narew hinweggeschwemmt waren, rieselten neue

Blutbäche herzu; denn wieder war es in der Gegend zwischen Ostrolenka und Pultusk, an den Ufern des Narew, wo am 1. und 2. Mai 1807 die Armeen unter dem Kronprinzen von Baiern und dem Fürsten Wittgenstein gegen einander stießen.

Solche Erinnerungen mögen wohl die Fluchtfahrt Skrzyncki's in der Nacht des 26. Mai gespensterhaft umschwirrt haben. Oder hoffte er in diesen Ebenen den Sieg von Neuem an die polnischen Regimenter zu fesseln, welche im leichten Hügellande zur Rechten der Heerstraße zerstreut nach einem Führer suchten? Fast schien es so, als er am 27. sein Hauptquartier hier aufschlug. Allein schon war ihm Pradzynski's verräthlicher Plan der Flucht bis Warschau in's Ohr geklungen und im Hinabschauen auf die Schlachtfelder überstürzte ihn wieder die unselige Angst des mangelnden Selbstvertrauens. Er gab urplötzlich alle Abwehrvorläufe, alle Schlachtgedanken wieder auf und schickte nur Adjutanten auf Adjutanten gen Rozan, auf halben Wege zwischen Ostrolenka und Pultusk, um zu erfahren, ob ihm die Russen wirklich nicht verfolgen. Umsonst wird ihm sichere Kunde davon, daß sich kein Russe blicken läßt, ja selbst die Kosaken nirgends umherschwärmen — er enteilt trotzdem nach Praga, ein Varus ohne Legionen. — Seine Legionen waren aber nicht einmal vernichtet; doch waren sie schlimmeres, sie waren preisgegeben. Zu einzelnen Trupps von der Versprengung nach der Schlacht gesammelt und in fester Hoffnung, ihren Feldherren in Pultusk bereit zu finden, sie von Neuem gegen den Feind zu führen, kommen sie von allen Seiten herangezogen. Da finden sie den Feldherren entflohen, vom Hauptquartiere nichts zurückgeblieben, als der furchtsame Befehl an die Oberoffiziere, das Heer in Eilmärschen nach Praga zu führen. Murrend folgen sie dem Gebot.

Inzwischen steht Skrzynecki vor dem Reichsrathe zu Warschau. Während er dort sein Unglück zu rechtfertigen sucht und die höchste Gefahr des Heeres bekannt ist, die tiefste Entmuthigung auf der Nation lastet, wirren im polnischen Reichs- und Kriegsrath Intrigue und Parteisucht auf der einen Seite, auf der andern Egoismus und aristokratische Verblendung in wildem Treiben durcheinander. Man vergißt darüber sogar die zwar geschlagene, trotzdem mit Heldenruhm geschmückte Armee vollkommen, und verläßt sich auf Skrzynecki's vages Versprechen, sie werde sich bei Praga sammeln. Die polnischen Zustände sind also bis zur vollsten Auflösung gediehen und es bedarf nur einer einzigen raschen Bewegung der russischen Truppen, um Polens Sache mit einem Schlage zum schmachlichsten Ende zu bringen.

Diese Bewegung geschieht jedoch nicht, Diebitsch wagt nichts Entscheidendes. Ja nicht einmal bis Pultusk ist er vorgerückt. Wie der Mangel an Selbstvertrauen seinen politischen Gegner vernichtet hatte, so stürzten jetzt die Folgen der Worte: *j'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne* zerschmetternd über Diebitsch herein. Die briefliche Kunde von der kaiserlichen Ungnade, welche früher bereits nicht zu verkennen war und nun nach jenem Selbstbekenntniß eifrigst von Petersburger Verdächtigungen genährt worden ist, lähmt jeden Versuch zu neuen Unternehmungen. General Orloff erscheint darauf urplötzlich im Lager mit dem Auftrage, Erkundigungen über den wahren Stand der Dinge einzuziehen. Waren nun gleich unterwegs, im Gegensatz zu Diebitsch's Selbstanklage, die siegverkündenden Kuriere an ihm vorübergaloppirt, so fand er dennoch das Heer um 15,000 Menschen geschwächt, das Hauptquartier nur wenige Stunden weit vorgerückt im Dorfe Kleczewo, noch diesseits Pultusk, und den Feldmarschall kraftlos, rathlos, planlos, einen vom eignen Sieg zum Tod erschreckten Mann.

Auch war's in der russischen Aristokratie schon vorher beschlossen: Diebitsch, der Vertreter des deutschen Elementes in der Armee, soll gestürzt werden. Da mögen dem wohl bittere Anschuldigungen grober Fehler und schwere Vorwürfe sträflicher Nachlässigkeiten, alle Gegenbeweise übertäubend, gegen den Fürsten von Balkan geschleudert worden sein; man ließ ihn wissen, wie die plötzliche Ankunft des Fürsten Paskewitsch Orivansky in Petersburg, der noch dazu sein persönlicher Gegner, gar nichts mit der „Zufälligkeit“ gemein habe, von welcher die offiziellen Zeitungen so eifrig sprachen, sondern vielmehr vom Verdacht des Kaisers gegen das Geschick und den guten Willen des Feldmarschalls bedingt sei. Kurz, Graf Diebitsch-Sabalkansky erkrankte plötzlich und lag bereits nicht volle vierzehn Tage nach dem zweifelhaften Siege am Narew als Leiche in seiner Wohnung zu Klezewo.

Dies kleine weiße Häuschen steht vom übrigen Dorfe Klezewo abgetrennt nur mit zwei andern und noch kleinern Hütten vereint zur Linken der Landstraße auf einer mäßigen Anhöhe. Man kann von dort aus nach Pultusk hineinblicken und auch weit rückwärts gen Ostrolenka. Jetzt ist's ein Krug, worin ein Jude seine Gäste mit verfälschtem Branntwein bedient; und an jenem Morgen, da wir vorbeifahren, waren gerade eine Menge von Kosakenpferden dort angekoppelt, während einige Kosaken sich taumelnd umherschleppten, andere eben einen Juden herumzerrten, noch andere mit einem polnischen Bauer in heftigem Streite lagen, weil dieser das Heu auf seinem Wagen gegen ihre diebischen Angriffe schützte. Neben an leuchtete das Feuer einer Schmiede und ihre Hammerschläge klrirten in den Lärmen der Szene hinein. — Nach wenig Jahren wird's kein Mensch mehr wissen, daß hier einer der größten Feldherren Rußlands starb. Woran er gestorben? Ob an der Cholera oder an tödtlich verwundetem Ehrgefühl, ob am Schlagfluß oder am

kaiserlichen Mißfallen, ob an Oijt oder an russischen Geheimnissen? Dies weiß man heut noch nicht. —

In Pultusk wiederholen sich die bekannten Begegnungen: unabwehrlar aufdringliche Juden, Kosaken, wohin man blickt, Schmutz auf allen Seiten, Kruzifixe an den Straßenecken, Heiligensäulen an den Brunnen, ein verfallender Bischofspalast und breite Ueberschwemmung des ganzen untern Stadtheiles. Kosaken, Juden und Ueberschwemmungen bleiben denn auch mit dem Narew die treuen Begleiter der Kaiserstraße, bis diese bei Zegrz den Bug dicht an der Einmündung des Narew überschreitet. Hier treten die bisher mittelfernen Wälder wieder näher heran, verbergen die Ueberschwemmungen, die Juden, sowie einen Theil der Kosaken und lassen nur die uniformirten Werstpfähle, Prellsteine und Chausseehaufen übrig, zwischen denen mitunter ein Kreuz seinen bescheidenen Platz einnimmt und die Armseligkeit eines kleinen Walddörfchens uns die polnischen Volkszustände in's Gedächtniß ruft. So währt es drei Meilen und länger.

Möglich endet der Wald und vor uns dehnt sich eine weite Feld- und Wiesenfläche, an deren fernstem Ende die Umriffe einer langgestreckten Hügelkette auftauchen. — Wir fahren über das Schlachtfeld von Grochow. — Auf jener Hügelkette blinkt im Abendsonnenschein, wie eine Perlschnur von Diamantensplittern durchflochten, ein unabsehbarer Häuserzug, woraus einzelne feine Spitzen zum Himmel aufschiefen. Rechtshin, an dem uns nähern Ende der Häuserreihe, hebt sich aus dem aufsteigenden Wiesennebel ein röthlichgelber, massenhafter Bau, worüber eine riesige Flagge flattert; linkshin steigen die Häuser vom Berge herab in die Au. — Das ist Warschau, die ehemalige Residenz der Jagellonen und jetzt Polens russische Hauptstadt. Der stolze Bau mit dem übermüthigen Banner ist die Citadelle; dem Blicke nah dabei

erscheint am schroffen Bergabsturz ein prächtiges Schloß, ehemals ein Königsitz und jetzt die russische Statthalterwohnung. Nicht weit davon im Thale erkennt man bald auch die Weichselbrücke an der wimmelnden Bewegung, und auf dem Spiegel des prächtigen Stromes wiegen sich die schlanken, langschnäbeligen Weichselfähne. Jene in der Lu verzetelten Häuser tragen in ihrer Gesammtheit einen Namen blutigen Andenkens, denn sie bilden die Vorstadt Praga.

Schon seit Pultusk ist der Straßenverkehr immer lebhafter geworden, weil Warschau nicht nur eine Residenz ist, wie Petersburg, sondern ihr Leben als echte Hauptstadt nach allen Seiten weit hinaus in das Land verzweigt. Mit der Grochower Ebene beginnt ein wirklich Gedräng auf der Heerstraße. Doch begegnet uns kein Fußgänger, außer zerlumpten russischen Soldaten. Was sonstwo der Bauer auf dem Rücken zu Markt trägt, was sonst der Krämer auf dem Karren fördert, das wird hier auf Wagen gepackt, wer sonst sein Geschäft zu Fuß abmacht, der reitet hier. Bauern in ihren Marktwagen, Juden in elendem Fuhrwerk, der Woiwod auf der vierspännigen Priezka, der Szlachtiz auf einem magern Kößlein, der Russe in der Troika, Equipagen französischen Geschmackes und natürlich immer wieder neue Kosakenhausen — Alles wirrt, schwirrt, rasselt, klirrt und läuft durcheinander. Ueberrascht von solcher Lebensfülle nach viertägiger Dede sind wir unvermerkt bis dicht unter die Kanonen eines vorgeschobenen Festungswerkes vorgerückt, ja so dicht, daß diese Geschütze uns eben nichts anhaben können. Darum läßt nunmehr die russische Besorgniß diese Straße weiter hinüberlegen, damit sie nöthigenfalls vom russischen Kugelspiel getroffen werden könne. Und Festungsgefangene sind immer genug vorhanden, so daß die Arbeit sogar ohne außerordentliche Kosten zu Stande kommen kann. So wird denn binnen Kurzem die Kaiserstraße einen weiten Bogen schlagen, che

sie zur Barriere heranläuft. — An dieser nimmt man zunächst dem Ankömmling seinen Paß ab, verhört ihn hierauf über Alles, was eben der Paß vermeldet, und entläßt ihn mit der Weisung, daß er sich sogleich nach der Ankunft im schon hier zu bestimmenden und zu Protokoll genommenen Absteigequartier persönlich auf der Polizeibehörde einzufinden habe. — Sind wir endlich freigelassen, so donnert der Wagen über die lange Pontonbrücke zur Stadt hinein, während auf deren anderer Seite ein ununterbrochener Wagenzug herausquillt. Dann geht es steil bergauf durch enge Straßen, welche uns alterthümlich, fast deutschstädtisch anmuthen. Nur fehlt bürgerliche, ruhige Bewegung. Soldaten und immer nur Soldaten begegnen uns; selten blickt ein Frauenantlitz aus einem der kleinen Fenster nach dem heranklingelnden Postzug. Diese Frauengesichter sind aber dafür fast immer schön, blaß, schwarzäugig, von dunklem Haar umrahmt. . . . Da klirren wiederum Takt Schritte und selbst die Post muß anhalten, um den Trupp passieren zu lassen. Zwölf russische Soldaten umgeben drei junge Männer in bürgerlicher Tracht, mit gebundenen Händen und blassen Schmerzengesichtern. Es sind Solche, die zum russischen Soldatendienst verurtheilt wurden.

Dies die erste Begegnung in Warschau — ein Bild des geknebelten polnischen Volkes, das man zum Russenthum zwingt.

Die Stadt Warschau.

Das ist eine steile, schwierige Straße, durch welche die Post von der Weichselbrücke in die Stadt hinein oder vielmehr hinauffahrt. Vor alten Zeiten, noch ehe Warschau geboren war, hatten sich die herabstürzenden Wasser hier eine tiefe Schlucht in die steil abfallenden Flußufer gerissen, auf denen sich dann die wunderschöne Residenz der Päpste hinlagerte, um noch mit den Trümmern ihrer Pracht selbst den von Einsamkeit und Dede einer fünfmal vierundzwanzigstündigen Fahrt todmatten Wanderer zu entzücken. Darin hat die Stadt eine Ähnlichkeit mit Petersburg, daß Fischerhütten an dieser Schlucht die Ahnen des stolzen Stadtbauers waren, die Ahnen „Warszawa's“ — wie die Polen weichtönenden Lautes ihren zerfahmeterten Königsitz nennen. Nordwärts von der Schlucht, von ihrem rechten Ufer aus, erhob sich zuerst die Altstadt (Stare miasto), südwärts hängte sich später die Neustadt (Nowe miasto) daran, bis endlich beide Hälften durch die Schlucht hin-

durch untrennbar zusammengewachsen. An diesen schmalen Häuserfaum des Weichselufers reiheten sich nach und nach landeinwärts die Vorstädte und ließen ziemlich gleichlaufend mit dem Flusse eine breite Straße gleichsam zur Grenzscheide offen. Diese durchzieht nun die Stadt ihrer ganzen Länge nach, und da die Alt- und Neustadt untrennbar wurden, kann auch Niemand genau bestimmen, wo die „Kraufauer Vorstadt“ (Name der altstädter Straßenhälfte) recht eigentlich aufhört und wo die „Neue Welt“ (Name der neustädter Straßenhälfte) recht eigentlich beginnt. Von diesem hohlen Rückgrat des Stadtkörpers ziehen sich landeinwärts wie gegen das Flußufer die Seitenstraßen ab, welche wiederum von andern und jener Hauptstraße halbweg parallelen Gassen quer durchschnitten werden. Freilich verzerren große schöne Plätze eben so sehr wie krumme und enge Gassen die Regelmäßigkeit dieses Straßennetzes mannichfach. Allein im Allgemeinen läßt sich doch der bezeichnete Straßenlauf als grundförmlich bedingend annehmen.

Aber auch nur als grundförmlich bedingende, denn von Petersburgischer Regelmäßigkeit ist keine Spur. Ueberhaupt zeigt Warschau in seinem Totaleindrucke nicht die leiseste Spur einer Aehnlichkeit mit russischen Städten. Außer der ertödtenden Geradlinigkeit der Straßen fehlt die Gleichartigkeit niedriger, langgestreckter, grellbunter Häuser, über denen die griechischen Fünfkuppeln alleinherrschend emporragen, fehlt auch wieder die eintönige Breite der modernrussischen und residenzlichen Paläste, deren frische Tünche doch immer darauf hinweist, daß sie erst seit gestern bestehen. Trozdem läßt sich Warschau auch keiner echt-deutschen Stadt vergleichen, und Breslau, Posen oder Krakau tragen vielleicht noch den ähnlichsten Charakter. Doch mischen sich hier weit bunter als dort die ehrwürdigsten Paläste mit den unscheinbarsten Hütten, die urältesten Bürgerhäuser mit dem modernsten, charakterlosesten

Baustyl. Auch von den alten Starostenfögen zeigt nur ein Theil eine oberflächliche Aehnlichkeit mit dem altkurfürstlichen Dresdener Geschmack und den alten Bürgerhäusern fehlt Mauermalerei oder Arabeskenverzierung der hanseatischen Städte. Was ihnen jedoch dadurch an anmuthiger Behaglichkeit im Einzelnen abgeht, das ersetzt das Laubgrün, welches in allen Straßen über Mauern und Hütten hinweg in den Menschenverkehr blickt. Jetzt war es freilich schon herbstgelb, zum Theil wohl gar herabgeweht in die Straße, aber das Halbländliche, Frische und Muntere des innersten Stadtkernes blieb dennoch angedeutet. Darum mag man auch den Koth leichter ertragen, welcher allerdings aller Orten unvermeidlich ist, auch selbst in den Hauptstraßen durch schmale Trottoirs nur wenig gemildert wird.

Je weiter man sich von der Krakauer Vorstadt und der Neuen Welt entfernt, desto schmutziger werden die Gassen, desto seltner die Paläste, desto ärmllicher alle Umgebungen. Landeinwärts verläuft sich die Stadt in menschenleere, übelriechende und übelberückigte Gäßchen; südwärts verzettelt sie sich in einer Art von wildem Viertel, hinter welchem jedoch die Gartenanlagen Łazienski's, des Belvedere und anderer Besitzungen den lieblichsten Hintergrund bilden. Nach Norden bildet die Festung den Schlußstein des Stadtbaues und in ihrer Umgebung erstarrt der ganze Häusercharakter zum unerquicklichsten Kasernengeschmack, so daß Warschau hier beinahe wie ein schlechter Abklatsch von Petersburg aussieht, ja selbst nur wie eine ungelungene Nachahmung von Zamburg, Gatschina, Peterhof oder Kronstadt.

Am Flußufer zeigt Warschau seine eigentliche Pracht und man scheut den Weg über die Brücke nach der Petersburger Straße nicht, um diese wieder und wieder zu beschauen. Majestätisch schaut das Schloß über seine eignen Halbtrümmer hernieder auf den spiegelnden Strom;

und der Beschauer steht fern genug, um nicht erkennen zu können, wie diese gleichsam abgehäuteten Trümmern des stolzen Baues in That und Wahrheit nur einen häßlichen Vorplatz abgeben für einen schmutzigen Stallschuppen mit schmutzigen Menschen und schmutzigen Pferden. Man vermag auch nicht zu erkennen, wie nur russische Menschen in diesem Schlosse herrschen, worin die Jagellonen regierten, und wie die Schildwachen Jeden von der Pforte zurückweisen, der keine russische Uniform trägt oder nicht mit einem russischen Passirschein begnadigt ist. Man kann es ferner von jenseits des Flusses nicht erkennen, wie die an das Schloß gereiheten Fürsten- und Herrenschlösser verwitternd einen Stein nach dem andern in die Weichsel hinabrollen lassen, weil ihre Besitzer nicht mehr frei in ihrem väterlichen Erbe verkehren dürfen und sich darum lieber inmitten ihrer Wälder auf den einsamen Landstügen vergruben. Man kann von drüben auch nicht den Mangel an Vorhängen erschauen, welcher die Fenster der gänzlich unbewohnten Paläste und Bürgerhäuser bezeichnet, aus denen die Herren fortzogen, weil sie durch die russische Gewaltherrschaft zu Bettlern geworden, oder aus denen sie hinweggeschleppt wurden, um in den Festungen zu verkommen, in Sibirien menschliche Kultur zu erschaffen, im Ural die Schätze des Reiches zu heben, im Kaukasus unter endlosen Kämpfen zu verbluten.

Aber die Straßen durchwandernd erblickt man jene vorhanglosen und halbblinden Fenster der Paläste, jene öde Umwohnllichkeit der Bürgerhäuser häufig. Sie mahnt wie ein Memento mori in den Lärmen des Gassenlebens herein. Hier giebt es nämlich wieder Gassenlärmen, echten, lebendigen Lärmen des Verkehrs, nicht nur das aristokratisch kalte Gassengeräusch der Petersburger Straßen. Uebrigens ist's aber wie dort. Ja selbst schlimmer, denn kosakische Streifwachen begegnen uns fortwährend. Dazu sehen wir zu jeder Stunde eine halbe Eska-

dron russischer Kürassiere (50 Mann) schlagfertig auf dem sächsischen Platz aufmarschirt, während die Kasse auch der andern Hälfte gefattet und gezäumt im Stalle der Hauptwache zu augenblicklichem Dienste bereitstehen. An allen Straßenecken lauern außerdem die uns bekannten Wächter, welche Budoschniki von den Russen und Budniki von den Polen genannt werden. Vor jedem zehnten Hause schultern einfache oder verdoppelte Wachen zum Zeichen, daß hier eine gestreng herrschende Autorität ihren Wohnsitz aufschlug. Durch alle Gassen und Gäßchen schlüpfen, auf allen Plätzen lungern, an allen öffentlichen Orten lehnen und lauschen die uniformirten Polizeisoldaten und die nichtuniformirten Söldner der Geheimpolizei. Acht starkbesetzte Hauptwachen sind in Warschau's Stadtkern eingekleidet, eine hat sich an jedem Stadteingang hingelagert und zwei besetzen die Weichselbrücke. So endet denn auch am ganzen Tage das Rasseln der Trommeln, das Gequif der Duerpfeifen, das Schmettern der Trompeten nimmer; und zum Sonnenuntergang dröhnt es allabendlich ein Kanonenschuß aus der Citadelle zur Ruhe — aus derselben Citadelle, auf welcher den polnischen Reichsräthen über das noch rauchende Blut der Todeswunde, welche Polens Haupt zerspalten hatte, die kaiserliche Drohung entgegengeschleudert ward: „Von hier aus will ich Eure Stadt dem Erdboden gleichmachen, wenn Ihr Euch nochmals widerspenstig zeigt.“

Dies wiederholt allabendlich der soldatische Nachtgruß.

Mit diesem kaiserlichen Befehle endet der Werktag Warschau's; die Stadt wird still. Aber dafür beginnt die Herrschaft der sinnlichen Lust. Durch alle Gassen flattern schaarenweise die zweifelhaft weißen Gewänder, die zweifelhaft eigenthümlichen Frauenhüte; und lange Nebenstraßen sind Haus für Haus auf das Schaamloseste dem schmutzigen Dienste der käuflichen Liebe gewidmet. Selbst auf den reichsten

Plätzen und in den vornehmsten Stadttheilen lockt der Schönheitsreiz aus hellerleuchteten, weitgeöffneten Fenstern, um sich dem Meistbietenden zur Verfügung zu stellen; und hinter den geschlossenen Vorhängen der obern Stockwerke wohnen die Frauen, welche der Petersburger Sprachgebrauch mit dem Namen der „Unterhaltsdamen“ bezeichnet. — Diese Allgemeinheit der Prostitution und die Rücksichtslosigkeit ihres Geschäftsbetriebes ist allerdings ein alter bekannter Fehler der polnischen Hauptstadt. Die Schilderungen aus jener Zeit, da Polen noch ein freies Königreich und jeder Edelmann ein Kronpräsident war, entwerfen in dieser Beziehung just dasselbe Bild der hiesigen Zustände. Aber daß es eben noch so ist, daß eben die rücksichtslosen Offenbarungen der Entfesselung der niedern und mittlern, ja selbst der vornehmen Frauenwelt unter Rußlands eiserner Herrschaft niemals eine Einschränkung erfahren, daß die russische Polizei eine Frechheit derselben in allen Stadtkreisen gedeihen läßt, wie sie wohl kaum irgend der berüchtigte Winkel einer andern großen Stadt zeigt — dies erinnert unwillkürlich an jene entsetzend schlaue Politik, welche den tscherkessischen Geiseln der Kadettenkorps und Garderegimenter in der Residenz jede Ausschweifung ungestraft hingehen läßt, ja sogar — so sagt das Gerücht — den Söhnen der kaukassischen Edeln jegliche Schwelgerei auf kaiserliche Kosten gestattet, wo und wie ihnen beliebt. Die sinnliche Entfesselung soll ihren sittlichen Halt zerschmelzen, die Wollust soll ihre Körperkraft entnerven, die fleischliche Uebersättigung ihre Willenskraft zerbröckeln, die gemene Gier ihre höhere Gedankenwelt zertrümmern. Aber man erzählt auch, wie die rohen Söhne des Gebirgs diese Verführungen fast immer nach kurzem Genuße angeekelt von sich weisen. Warschau wälzt sich dagegen leichtsinnig und gedankenlos auf dem weichen Pfühl der Lust.

Diese sinnliche Lust und ihr Uebergenuß hat in frühern Jahrhun-

derten die Edeln des Landes unfähig gemacht zu konsequenter Ausführung ihrer Aufgabe an der Spitze des Volkes, wie an den Stufen des Thrones. Dieser Uebergenuß sinnlicher Lust hat ihre materiellen Besitzkräfte zersplittert und jene erschreckende Wanderung des Grundbesitzes erzeugt, welche jede Verbindung zwischen den Herrn und Unterthanen des Flachlandes auflöste. Diese Hingabe an die Lust des Augenblickes hat die Mitglieder des adeligen-Proletariats an Masse immer höher anwachsen und an moralischer Geltung immer tiefer sinken lassen, deren Erzeugniß naturnothwendig der Verlust der staatlichen Selbstständigkeit Polens wurde. Und auch heute singt Ihr es umsonst, Ihr geflüchteten Söhne des Vaterlandes: *Jeszcze Polska nie zginęła!* — Polen ist verloren, ist für immer verloren. Eure Warschauer Brüder haben es verloren gegeben. Die Vaterlandsliebe ist ihnen im Rausche der Lüfte versunken und nur der Donner eines Gottes kann sie aus diesem schwelgerischen Schlummer wecken, worin sie allabendlich der Donner ihrer Citadellengeschütze lullt.

Die Alexandercitadelle.

Der Fürst Statthalter von Warschau Paszkewitsch, Graf von Griwan, wohnt in dem Königsschlosse wohlbeschirmt und wohlgeschützt. Wachposten besetzen alle Pforten, neben dem Haupteingange steht eine Hauptwache, der Generalstab umwohnt den Großwürdenträger und die tscherkessische Janitscharenwache umreitet ihn, wenn er das Haus verläßt. Vor demselben erinnerungreichen und waffenvollen Gebäude steht dagegen ganz einsam, selbst ohne Ehrenwache, das bronzene Bildniß Sigismund II. August auf einer fünfzig Ellen hohen Säule. Er erhob Warschau zur polnischen Königsresidenz. In der Linken das Kreuz, in der Rechten den Säbel schwingend, mit Blick und Körper vorwärtsdrängend als drohe er dem schon halbhingestreckten Reichesfeinde mit dem Todesstreiche — so hat ihn der Künstler dargestellt.

„Doch jetzt sieht es aus, als ob der alte König flüchtig geworden sei und nur das abendländische Kreuz noch vor den Russen retten wolle,

um in der Verbannung davor hingestreckt die ohnmächtigen Flüche des Himmels auf sie herabzubeten“ — murrte ein alter Pole. Dann fuhr er fort: „ich weiß es, Ihr Deutschen habt kein menschlich Mitgefühl für unsern nationalen Jammer, Ihr habt nur ein halbwissenschaftlich historisches Bedauern für die Zerstückelung eines Königreiches, das Euch so eben recht das Zünglein des europäischen Gleichgewichts schiene — wenn Ihr's bis an den Pruth besäset und kein Pole mehr darin lebte. Laßt Euch die leeren Träume vergehen. In ein Paar Jahren wird jeder russische Ankömmling sich dieses ehemaligen Ehrenzeichens und heutigen Spottbildes auf das zertrümmerte nationale Königreich schon bei der Einfahrt in die Stadt herzlich freuen können. Denn dort neben dem Schlosse, wo sie die Häuser abbrechen, soll dereinst die stehende Brücke einmünden, welche anstatt oder neben der uralten Weichselbrücke bei Praga erbaut wird. Und der Russe wird Recht haben, sich des Spottbildes zu freuen; denn er wird dann in seinem Polen wenig Polen mehr zu fürchten haben. Das thut die Brücke freilich nicht; aber die Zeit thut's, welche bis zu ihrer Vollendung verfließt. Drüben in Deutschland und in Galizien besonders drängt die Art der deutschen Herrschaft all die Unsern mit Gewalt dem großen Slavenbunde zu. Und — Gott und die Heiligen mögen geben, daß ich es nicht erlebe — und die Russen sind uns doch freundlicher als ihr. Die reden freilich nichts vom historischen Schmerz um die Vernichtung Polens, denn sie wissen überhaupt nichts von geschichtlichen Volkserinnerungen und Volksberechtigungen; aber sie haben mit uns eine Ader ähnlichen, weil stammverwandten Blutes, und darum ist eine Ahnung von Verbrüderungslust in ihnen, wenn auch ihre westeuropäisch geschulte Diplomatie nichts davon wissen will. Sie werden das materielle Prinzipat der Slaven führen, wir das intellectuelle — und damit schleudern

wir unsere Massen gen Deutschland.“ — Trotz dieses wundersam sprunghaften Raisonnements, welches zur bluttriefenden Kriegserklärung auf offenem Plage vor der Sigismundssäule aufschwellte, ging der finster prophetische Mann dennoch eilends seines Weges als ein russischer Offizier grüßend herantrat, um uns zur Citadelle zu geleiten. Diese darf nämlich Niemand betreten außer im Geleite russischer Epauletten oder mit einem Erlaubnißschein ihres Kommandanten.

Der Anblick des Baues ist von der Stadtseite aus keineswegs großartig. Man muß ihn von der Wasserseite oder von der Kaiserstraße aus gesehen, noch besser seine Wallgräben überschritten haben um vollkommen zu würdigen, in welchem Maße die Worte des kaiserlichen Ukases in Erfüllung gingen: zur Strafe sollt Ihr die Festung bauen, welche Euch bändigen wird. Und als sie fertig gebaut war, taufte sie ein neuer Ukas „Alexandercitadelle“, als ob damit den Polen die Erinnerung an jene frühern Jahre menschlicherer Herrschaft vergiftet werden sollte, in denen Alexander Polens freisinnige Institutionen anerkannte, ihnen sogar neue Gerechtigkeiten beifügen und im Königreich ein Zukunftsbild des Kaiserreiches erschaffen zu wollen schien. Eine schwere Citadellensteuer, dem zerschmetterten Polen und Warschau zunächst abgenommen, erschuf die unermesslichen Geldmittel mit denen binnen nicht voller drei Jahre die Vollendung des ungeheuern Baues ermöglicht wurde, welcher auf einem Flächenraume von drei Viertelstunden sich eben so tief in die Uferberge der Weichsel einwühlt, als er sich darüber emporwölbt.

Ein schluchtartig vertiefter Weg, an mehreren Stellen mit starken Verschlusswerken ausgerüstet und überall von Wachposten besetzt, läuft von einem öden Vorplatze zu dem ersten Wallgraben, dessen zwanzig Ellen Tiefe eine zwanzig Ellen lange Zugbrücke überspringt. Gewaltige

Maschinerien handhaben diese und Kanonemündungen äugeln uns entgegen. Den Graben selber aber, welcher nicht mit Wasser ausgefüllt werden kann ob zwar er nach der Weichsel ausmündet, erfüllen die Russen mit Feuer, indem ihn ihre Kartätschen durchstreifen. Darum lugen dort unten aus allen Ecken, Winkeln und Fronten die Geschützlagen mehrfach übereinander hervor — kein Sonnenstrahl vermag hier ungebrochen herabzuschießen, sobald das Kugelspiel begonnen hat. — Gleich dem ersten ist auch der zweite Wallgraben, worüber eine steinerne Brücke führt, während die viereckten, fensterlosen, bombenfesten, nur durch unterirdische Gänge aus dem Festungsimern zugänglichen Gebäude in seiner Tiefe die nöthigen Pulvermassen für den Kugelregen bergen. — — Einen Funken in solch ein Haus!

Dazu stehen unten beim Flussufer und am Ausgange der Wallgräben halbhohe Thürme auf den Enden eines quere vorlaufenden Mauerwerks, deren Geschütze eben so gut nach dem Wasserspiegel und dem jenseitigen Ufer, als rückwärts in die Wallgräben spielen können. Endlich ist auch noch jenseits des Flusses ein vorgeschobenes Werk mit Montalembert'schen Thürmen gleichsam als Brückenkopf aufgerichtet, so daß die gegen den Wasserspiegel schwächste Fronte der Citadelle vollkommen gedeckt wird. — Dies Alles dient aber mehr oder minder der Festung selbst nur zum Schuz. Dagegen drohen über den Kanonenreihen für die Grabenvertheidigung neue Reihen nach der Stadt hinüber. Während nun die Festung deren nördlichsten Endpunkt bildet, bietet die Stadt am eingebogenen Flussufer zwei vollen Fronten der Citadelle die ganze Ausdehnung ihrer Länge zum Ziel, gerad den reichsten und schönsten Theil. Die dritte Fronte beherrscht in gleicher Vollständigkeit die landeinwärts gelegenen Stadtpartien, und von der vierten wird der Fluß nebst Umgehend in der Richtung gen Modlin (Nowogeorgiewsk)

bestrichen. Alle Geschütze in den Wallgräben, wie in den höhern Etagen der Innenwerke, wie auf den Wällen, wie in dem vorgeschobenen Brückenfort sind fortwährend mit der Ladung erfüllt; auch sind daneben Kugelhaufen aufgethürmt und liegen die Patronen in den Munitionskästen bereit. — Rußlands Furcht, nach diesen Vorkehrungen bemessen, muß riesengroß erscheinen.

Durch ein prachtwolles Portal treten wir in den innersten Raum der Citadelle. Dieser bildet ein weitausgedehntes Viereck, und zwei ineinander gestellte Vierecke werden wieder von den Gebäuden geformt, deren endlichen Mittelpunkt ein Obelisk zum Andenken Alexanders und eine russische Kirche einnimmt. Drei Seiten der im Gegensatz zu den Werken nur leicht gebauten Häuser des äußern Vierecks sind zu Stallungen, Werkstätten, Niederlagen und Magazinen bestimmt, die vierte Seite wird von einer Kaserne gebildet, worin gegen 3000 Soldaten untergebracht sein sollen. Eben so ist aber auch ein großer Theil der Kasematten mit Soldatenmassen vollgepfropft, so daß man es wohl glauben mag, wenn Kundige versichern, daß die Besatzung — selbst Artilleristen, Pioniere u. s. w. ausgenommen — aus zwei vollständigen Infanterieregimentern zu 3000 Mann besteht. Inmitten des bezeichneten Vierecks steht nun das folgende Häuserquadrat, welches jedoch eben so wenig als das vorhergehende vollkommen geschlossen ist. Die eine Seite desselben ist die Kommandatur; gegenüber liegt das Arsenal, ringsum von Kanonenkugelhaufen eingefaßt und 100 schwere Geschütze mit 40,000 vollständigen Armaturen in seinen Säalen bergend. Die beiden andern Flanken bestehen aus Offizierswohnungen, Militärbureau's, Kassenlokalen und einem auf 500 Kranke berechneten Lazareth.

Vor, zwischen und hinter diesen Bauten durchaus kriegerischen Charakters rauscht aber das Laub friedlicher Baumreihen und besonders

umschatten diese die Kirche mit dem Obelisken. Darunter lachen bunte Blumenbeete, Rasenfüge laden zu träumerischer Ruhe ein und weiter nach den Bastionen hinaus weiden zwischen zierlichen Gartenanlagen auf wohlgepflegtem Rasen einzelne Hausthiere. — Ein Bild des tiefsten Friedens! — Träse nicht der Blick hinter den Blumen auf die Geschütze, flirte nicht hinter den Büschen der Taktschritt der Wachen, starrten nicht unter dem Baumschatten die kahlen Rasemattenmauern hervor — wir könnten wahrlich vergessen, daß wir uns in einer vollkommen kriegsbereiten Festung befinden. Dennoch dienen all diese scheinbar tiefriedlichen Anlagen dem Kriegszweck. Durch sie ward die Unmöglichkeit einer Aus Hungierung erreicht und somit ist hier wohl bedacht und ganz absichtlich, was man sonst als Fehler zu betrachten gewohnt ist, die weite Flächenausdehnung des Festungswerkes. —

Die Sonne wollte sinken, als die Stadt wieder erreicht war; fern und nah läuteten die Glocken und dabei herrschte ringsum ein Rennen und Laufen als erklinge das Sturmgeläute zu einer sizilianischen Vesper in Polen. Man kann nun einmal solche Gedanken auf diesem vulkanischen Boden nicht loswerden! — Auch sind ja solche Vespere den Polen, sind in Warschau nicht mehr fremd. Vielleicht lebt hier noch Mancher und Mancher auch in den russischen Invalidencompagnien, der jene Gründonnerstagsnacht des Jahres 1794 mit durchmachte, als das gepeinigete Volk sich in Massen erhob und die übermüthigen Sieger unter General Sievers theils nieder machte, theils gefangen nahm, theils zur Flucht aus der Stadt nöthigte. Freilich rächte dann Suwarow noch im selben Jahre mit grausamer Barbarei die „Empörung“; aber die Besorgniß vor gleichen Möglichkeiten konnte doch selbst das noch grau-grausamere Raffinement der neuesten Russenherrschaft nicht vollkommen zerstreuen. Selbst die Citadelle ist dagegen nur ein zweifelhafter Schutz.

Heut aber galt das Rennen und Laufen nur der Bewunderung russischer Soldatenpracht. Von einer Heerschau, welche der Fürst Statthalter auf dem Powenski'schen Blachfelde über die Reitermassen der Besatzung gehalten, kamen die Menschenmassen hereingeströmt. Dicht hinter ihnen flogen die goldstrahlenden Perser in dichten Trupps heran; dort flirrten die Kürassiere und Chevaurlegers nach ihren Kasernen hinab, drüben rasselten und klapperten die Kosakenartilleristen strenggeschlossenen Zuges vorbei, darüber hinweg ragen die bunten Fähnlein der Uhlanen, und in der Ferne schwenken flüchtige Husaren um die Ecke. — Nicht weit vom Schlosse kommt Fürst Paskewitsch selbst. Ein altersschwach und abgemattet aussehender Mann mit freundlichen Augen, hellgrauem Haar und pechschwarzem Schnurrbart saß er fast erdrückt vom Glanze seiner Uniform im offenen Wagen. Tscherkessen umschwärmten in lichten Haufen die Karosse, Offiziere der verschiedensten Waffengattungen hielten sich dicht an deren Seiten, zahlreiche Handpferde wurden nachgeführt und vornweg räumte eine Kavallerieabtheilung breiten Zuges die Fahrstraße. — Diese massenhafte Bedeckung war aber nicht etwa nur ein Ueberbleibsel der Heerschau. Nein, man erblickt den Fürsten kaum jemals anders. Der Kaiserbefehl hat es so gewollt.

Dennoch ist Paskewitsch unter allen Vertretern russischer Staatsmacht vielleicht der mindest gehasste; ja — so unglaublich es klinge — die Polen hegen sogar eine gewisse Neigung zu ihm, freilich nur eine Neigung wie sie dem despotisch Beherrschten gegen den Repräsentanten eines despotischen Herrschertums möglich ist. Man weiß aber, daß der Fürst von dieser Macht keineswegs jenen Gebrauch macht, welcher ihm möglich wäre — und dies ist unter russischen Verhältnissen bereits ein ungemessenes, in der That auch außerordentliches Lob. Es ist dasselbe Lob, womit man Benkendorffs Verwaltung schmückte. —

Dagegen will der Reid seiner Feinde dem grauen Krieger selbst diese Genugthuung nicht gönnen. Und diese Feinde leben unter den Russen, sind eben die Heerführer jener Partei, welche sich mit dem Namen der strengnationalen brüstet, sind die Häupter des moskowitzischen Adels.

Man hat Paskewitsch und Diebitsch gewöhnlich zusammen und den einen als Vertreter des russischen Elementes dem andern als den des deutschen im Heere gegenüber gestellt. Mit Diebitsch's Tode, sagt man ferner, ist das russische Element alleinherrschend geworden in der Armee. Man hat damit zusammengehalten, was seitdem die moskowitzische Partei an Einfluß im Kabinet und im Lande gewann, was seitdem das Deutsche nach allen Richtungen hin einbüßte. Allein wie alle derartigen allgemeinen Sätze, so ist auch dieser nur bedingungsweise wahr. Denn das nationale Element selber ist keineswegs kompakt und ganz, einheitlich in den Grundsätzen und den Verfolgungen seiner Zwecke. Dies zeigt Paskewitsch's Beispiel. Als er den polnischen Vicekönigsthron eroberte, war ihm das nationalaristokratische Moskowitertum bereits bitter feindlich gegenübergestanden. Denn er hatte das Verbrechen begangen, sich rücksichtslos zum höchst erdenkbaren Rang in Rußland selbstständig emporzusteigen. Wer aber nur einen Blick hinein geworfen hat in das Treiben und Wesen der russischen Fractionen, dem ist es bekannt, wie diese Befehdungen ihren Anfang von der Erhebung des General Paskewitsch zum Grafen von Erivan datiren. Damals galt es zunächst seinen Feldherrnrühm zu schmälern. Da ward denn eifrig ausgesprengt, wie der eigentliche Urheber aller jener kriegerischen Bewegungen, womit Paskewitsch Persien dem Czaren unterwürfig machte, ein einfacher Ingenieuroffizier seines Stabes gewesen sei. Mit schlauer Berechnung hatte man für diese Rolle sogar keinen Träger eines altrussischen Bojarennamens gewählt, sondern einen unbekanntem balti-

schen Edelmann, welcher gerade gegen Ende des Feldzugs im Hauptquartier dem Lazarethfieber erlegen war. Diese Verdächtigungen fielen aber genau in jene Zeit, da Paskewitsch im Kaukasus eben so wenig einen Erfolg zu erringen vermochte, als seine Vorgänger und seine weit unumschränktern Nachfolger. So ward kaiserliche Ungnade sein Loos und die moskowitzische Partei scharte sich um Dermoloff, indem sie den Gestürzten vergaß. Dieser eroberte unterdessen Polen zurück und schloß damit Rußlands weitklaffende Herzenswunde. So ward er plötzlich Fürst von Warschau und Generalfeldmarschall. Jetzt dauerte Jahre lang nur ein kleines Plänklergefecht; man hoffte die Verwicklung der Verhältnisse und die immer neu auftauchenden Empörungen würden den Blitz kaiserlicher Ungnade von selbst auf den Sohn des kleinrussischen Edelmannes herabziehen, welcher es wagte diesem kleinrussischen dunkeln Edelmann, seinem Vater, einem einfachen Obersten, bei allen solennen Gelegenheiten den Ehrenplatz neben sich und über den Knejen und Bojaren anzuweisen. War dies am Ende auch nur eine äußerliche Verletzung eitlem Rücksichtforderungen, so doch gerade genug um die Mißstimmung in der Gegnerschaar zu unterhalten, wenn auch zu unbedeutend um irgend eine direkte Anklage zu erzeugen. Auch gefiel man sich zu sehr in der fast kaiserlichen Verehrung Dermoloffs, welcher seine Uniform beleidigt abgeworfen hatte und beinah ohne es zu wissen zum Mittelpunkt des moskowitzischen Bojarenthums worden war. Da kam nun jene kaiserliche Einladung zur Revue an Dermoloff, welche ihm eine Batterie zum Geschenk verlieh, ihn wieder in die Uniform nöthigte und seine moskauer Popularität dadurch mit Eins vernichtete, während sie ihn selber als ostentirten Chef der moskowitzisch-adeligen Partei unmöglich machte. Diese sah jetzt den Knoten ihres Landes gelöst, er-

kannte sich durchschaut, ja bedroht und Paskewitsch in höchster Gnade, unjauchzt von einer massenreichen Anhängersehaar.

Da tauchten plötzlich neue Gerüchte auf; da sprach man plötzlich von einem Briefe, welchen der General Toll vom Todtenbette an den Kaiser gerichtet und worin er ihm offenbart haben sollte, wie er der Erfinder des großen Reorganisationsplanes im Kaukasus gewesen, für dessen Urheber Paskewitsch gegolten habe und welchen man fortzuführen für gut befunden hatte, trotzdem daß sein vermeintlicher Urheber nicht von der Sonne kaiserlicher Gunst beleuchtet blieb. Dazu fügte man, Paskewitsch selber habe den Brief unterschlagen, weil darin auch außerdem dargethan gewesen sei, wie er die Offiziere nach persönlichen Beweggründen befördert und zurückgesetzt, und unermessliche Summen im Kaukasus gewonnen habe. Jetzt blieben jedoch diese Verdächtigungen wirkungslos, diese Waffen waren abgebraucht; man mußte also wieder zuwarten, bis sich für ihren Gebrauch eine passendere Gelegenheit fände. Diese boten die immer neu auftauchenden Verschwörungen, und man nannte den Fürsten mit hämischen Seitenbemerkungen zu mild, zu schonend gegen die Polen. Als nun vollends eine Anzahl der im Jahr 1831 verschickten Polen durch seine Vermittlung begnadigt worden war, da rief man es beinahe überlaut durch das Land: nun zeige sich klar, wie vollkommen untauglich Paskewitsch für diesen wichtigsten Posten des Reiches. Dazwischen wirrten und irrten auch Verdächtigungen anderer Art. Der Mann ist bedenklich — flüsternten die Einen —, er sitzt auf dem Vicekönigsstuhl und trägt am Ende ein Gelüste seine beinahe unbeschränkte Macht im Heere dazu zu benutzen, um einen Königs-
thron aufzurichten! — O nein — beschwichtigten mit beileidiger Miene die Andern — er ist der treueste Unterthan des Kaisers; aber der arme Mann kann seinen Posten geistig nicht beherrschen, hat sich überanstrengt

und leidet an periodischen Verstandesverwirrungen. Andere wollten sogar genau wissen wie der Fürst sich selber unfähig fühle und Tschernisichew schon zum Nachfolger erbeten habe. — So entstanden die Zeitungsnachrichten, wie sie im Anfange des Jahres 1844 vom Ausland nach Rußland zurückgeflogen kamen. Allerdings glaubte man nicht daran. Aber man wurde doch unsicher, als die Verwaltung immer entschiedener von der Polizei und Justiz getrennt wurde, Paskewitsch zwar erstere in der Hand behielt, doch letztere dem Polenscherecken Abramowitsch vollständig abtreten mußte und endlich mitten unter diesen Veränderungen wirklich nach dem Ausland reiste.

Allerdings ist er krank fortgegangen; aber mit dieser Krankheit ist er auch zurückgekehrt. Denn es ist keine Krankheit des Körpers, es ist in der That ein Gemüthsleiden, das niederdrückende Leiden, welches verborgene Feindschaft und mannichfacher Undank bedingen — am schmerzlichsten bedingen, wenn die Feindschaft von den Stammgenossen und der Undank von derjenigen Seite kommt, für welche man die besten Lebenskräfte durch beinahe vierzig Jahre opferte. Dies soll den Fürsten in den letzten Jahren so rasch altern, seine Gesichtszüge so matt gemacht haben. Rußland dankt ihm nicht, die Russen danken ihm nicht, und dennoch muß er Polen und den Polen gegenüber beide vertreten. Daran krankt er

Da donnert der Kanonenschuß aus der Citadelle. Das Ende des Warschauer Werktages ist da und der Feldmarschall Fürst von Warschau verschwindet mit seinem Gefolge im Schlosse der Jagellonen, welche einst nahe daran waren die moskauer Czarenmütze zur polnischen Königskrone zu fügen.

Auf einer Siege.

Wie Alles was Polizei heißt in Rußland vortrefflich eingerichtet ist, so auch die Feuerpolizei. Hier bewährt sich auch die ursprüngliche Einrichtung in der Ausführung vortrefflich. In jeder halbweg großen Stadt erhebt sich nämlich aus jedem Viertel, und zwar gewöhnlich aus dem Polizeihaus, ein hoher Wirthurm, welchen man auf den ersten Blick für einen Telegraphenthurm nehmen könnte. An langer hölzerner Stange mit Querbalken hängen dort oben vier schwarze Kugeln, nachtüber vier Laternen; ein Wachposten kreist dazu fortwährend um diese Sinne. Sowie nun aus einem Hause des solchermaßen beobachteten Stadtviertels ein verdächtiger Rauch oder gar eine Flamme emporsteigt, stellt der Wächter mit ein Paar Zügen an den Schnuren die Signalkugeln in die vorgeschriebene ortsbezeichnende Richtung und klingelt der unten im Polizeilokal stets bereiten Feuerlöschmannschaft. Ein Blick auf die Signalkugeln genügt, um die Brandstätte genau zu wissen; alle

möglichen Lösch- und Rettungswerkzeuge sind auf's Beste zugerichtet und stets vorbereitet zur Hand. Mit ihnen saust augenblicklich der militärisch geordnete Zug im eilendsten Rosselauf nach der bezeichneten Stelle. Gehören rasche und dauerhafte Pferde schon an und für sich zu den Vorzügen Rußlands, so am Meisten bei der Löschkompagnie. Denn jeder Reiter, welchem das Unglück geschah vom Pferde zu fallen, jeder Kutscher, welchem seine Kofse scheu wurden und durchgingen, verliert fraglos nach dem Wie und Warum das Pferd. Es muß an die Löschkompagnie abgeliefert werden. So ist diese denn fortwährend reichlich und ausgezeichnet remontirt*). — Angekommen an der Brandstätte wird zunächst die Straße gesperrt; kein unbeschäftigter Mensch darf herantreten; die in Lösch-, Rett-, Wasserträger-, Maurer- und andere Abtheilungen zerspaltene, soldatisch eingeübte Mannschaft beginnt den Kampf mit dem Element. Wirklich steigt auch das Unglück höchst selten zu der Höhe, wie unter andern Einrichtungen bei den Unmassen von Holzwerk an den russischen, baltischen und polnischen Häusern nicht zu vermeiden wäre. Auch existirt nichts von jenem sinnbetäubenden Lärmen mit Trommeln, Hörnern und Sturmgeläute, wie er in Deutschland noch überall gebräuchlich. Ja, man erfährt sogar selten von bedeutenden Diebstählen oder andern Verbrechen bei Gelegen-

*) Das Pferd verfällt der Löschkompagnie nur, wenn es ein Budoschnit aufhängt. Da aber bei der Gewohnheit raschenfahrens und Reitens natürlich der Fall sehr häufig vorkommt, daß Pferde scheuen und durchgehen, so erlebt man auch das lustige Schauspiel sehr oft, wie das Publikum mit den Polizeimännern wettspringt und diesen oft die Beute weghascht, um sie dem nun strahlenden Vestiger wieder zuzustellen. Erschreckend ist aber die Strafhärte, wenn ein Kutscher das Unglück hat, daß seine durchgehenden Pferde einen Menschen verwunden oder gar tödten. Die Pferde kommen freilich auch nur zur Löschkompagnie; aber der Wagen geht ebenfalls verloren, denn er wird zum Besten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten (in Petersburg des Findelhauses) versteigert, und der Rosselenker selbst wird — in die Armee gesteckt.

heit eines Feuers. Die Feuerpolizei ist in That und Wahrheit eine der wenigen Einrichtungen, bei denen die Behörde zum wirklichen Besten des Publikums wirkt. Darin könnte Westeuropa vom Ostreich lernen.

Es ist schon früher beiläufig erwähnt worden, wie die Russen Alles, was auf Unglück deutet, mit weichen Namen bezeichnen. Auch für diese Feuervachthürme hat die russische Sprache kein scharf bezeichnendes Wort erfunden, so daß sich selbst der Geschäftsjargon mit dem französischen Siège begnügen mußte. Und allerdings sind jene Zinnen prächtige Ruhestege, um Blicke und Gedanken über die Stadt hinschweifen, das Straßengewirr durchfliegen, dann wieder an einzelnen hervorragenden Punkten betrachtend haften zu lassen.

Die Siège des Rathshauses von Warschau gewährt den freiesten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen. Nordwärts allein, wo gegen die Festung hinüber das Erdreich und die Häuser mähtlich aufwärtssteigen, vermag man nicht weit auszufschauen. Dagegen schweift das Auge ostwärts über die am Flußrand gelagerte Stadt, über Praga's verplitterte Häuser, über die Weichselauen, über die Grochow'er Ebene blutigen Zeichens, bis der Wald der Blickweite ihr Ziel setzt. Westwärts und landeinwärts baucht sich dagegen die Stadtmasse, um sich nach und nach zuerst unter Gartenbäumen zu verbergen und dann in einer feld-, wiesen-, und buschreichen Ebene mit einzelnen Häusern zu verlieren. Südwärts hemmt zunächst das große Theater die Ausschau — denn es ist nur durch die Marktbreite von uns geschieden; — doch sehen wir daneben hin nach der Schlucht zwischen Alt- und Neustadt, dahinter erkennen wir die Vertiefung verschiedener Plätze und aus dichtem Laubwerk ragen die Sternwarte, das Lustschloß Belvedere und der Sommerpalast Lazienki hervor, während weiter hinaus in ungewissen Umrissen Sandflächen oder Felder, Auen oder Wälder erscheinen, aus

denen mitunter der Silberschein der Weichsel oder stehender Gewässer aufleuchtet.

Nur wenige Thürme ragen aus der Stadt empor. Man ist es sonst anders gewohnt in alten und strengkatholischen Städten. Ja man könnte glauben, es habe schon ein Hauch des griechischen Katholizismus die Kirchtürme zu lauter Kuppeln umgewandelt. In Italien ist's ähnlich. Da ist aber der christliche Bau aus den heitern Göttertempeln hervorgewachsen und darin seiner Form nach begründet. Im westlichen Europa wuchsen dagegen die himmelanstrebenden Dome mit ihren vielgezierten Giebeln, Pfeilern und Thürmen in freier Fortbildung des überkommenen Geschmacks auf und in dem Anschauen pittoresker Landschaftsbilder. Hier in der endlosen Fläche verkrüppelten die Erinnerungen an jene durchgeisterte Sinnlichkeit des Baugeschmacks; und die späte Bildung, welche vielleicht Schöneres erstrebt hätte, war fortwährend von den Kriegszügen barbarischer Nachbarn bedroht. Da konnte sie sich nicht behaglich entfalten, nicht großartig und erhaben gestalten. Ein düsterer Nebelhimmel und lange Schneemonate ließen auch gar nicht das Bedürfnis jenes feinen, leichten Filigranbaues entstehen, wie ihn die spätere Periode der gothischen Kunst erschuf, als die erhabene Auffassung tiefgläubiger Seelen bereits einem mehr künstelnden, als reinkünstlerischen Geschmacke gewichen war. Auch konnten unter den hiesigen politischen und sozialen Verhältnissen die Gotteshäuser niemals als echte Nationalwerke oder doch als Erschaffungen mehrerer Stadtgenerationen entstehen: der Herr befahl den Bau und die Sklaven mußten bauen. Was der Herr befahl oder bezahlte, ward geschaffen, nichts darüber. So mag es denn gekommen sein, daß man selbst in den echtkatholischen Landen, die heute Polen, Posen, Galizien, Schlesien, ja selbst Ostpreußen heißen, die Pracht der Gottesverehrung

weit mehr innerhalb des Kirchenschiffes angehäuft hat, als daß sie sich an Aeußern der Gotteshäuser gezeigt hätte. Dies Mißverhältniß wird immer überwiegender, je näher wir den Grenzen der oströmischen Kirche kommen, und ist in dieser durch die dogmatisch festgebannte Kirchenform vollends alleinherrschend geworden. Die goldnen Kuppeln und Kreuze der Petersburger und Moskauer, Nowgoroder und Kasan'schen Kathedra- len widersprechen dieser Ansicht keineswegs. Sie sind nur Eingeständ- nisse des Bewußtseins, daß ein höherer und feinerer Schmuck fehlte.

In Warschau stehen die Kirchen äußerst selten frei auf einem Platz, man kann daher auch selten einen Eindruck ihres Baues erlangen. Ge- wöhnlich sind ihre Fronten in die Straßenreihe eingefügt oder treten höchstens mit ein Paar Stufen daraus hervor. Gewöhnlich schließen sich auch die Seitenmauern der Nachbarhäuser an die Seiten der Kirche an. Es fehlt das, was wir beinahe als ein unerläßlich Zubehör zu betrachten gewohnt sind — der Kirchhof. — Ja fast nur eine einzige Kirche erhebt sich prächtig und erhaben inmitten eines freien Platzes und dem römischen Pantheon ähnlich zum Himmel empor. Als wollte er es leugnen, daß seine Gemeinde hier nur geduldet, ungern gelitten ist, so überragt der evangelische Alexanderdom die Gebäude der kezer- wüthigen Stadt. Man mag es gar nicht glauben, daß diese selbe pro- testantische Gemeinde vor kaum hundert und dreißig Jahren nicht ein- mal ein Bethaus errichten durfte, daß sie vor nicht mehr als hundert und elf Jahren geächtet und den jüdischen Varias in aller bürgerlichen wie allgemeinnenschlichen Rechtlosigkeit gleichgestellt wurde. Und den- noch durchzuckt es uns das Herz, als verbittere ein tiefes Wehe die Freude über den Sieg christlicher Duldsamkeit, wenn wir es erfahren, daß diese Kirche nur einem czarischen Machtspruche ihre Möglichkeit ver- dankt. Denn diese russische Begünstigung des Protestantismus im pol-

nischen Lande ward eben den Polen ein neues Element des Hasses — nicht gegen die Lutheraner und nicht gegen den Russogräcismus, sondern gegen die Deutschen. Mit dem nationalen Mißwillen verwebte sich die konfessionelle Mißgunst. Man fragte nicht, dem tiefern Sinne jener russischen Anomalie nach, sondern glaubte sie nur dem gemeinsamen Interesse der deutschen Eindringlinge und der russischen Gewalthaber entsprossen. Man mochte sich nicht eingestehen, wie Rußland seine lautverkündete Toleranz den isolirten Protestanten eines strengkatholischen Landes in vollem Maße faktisch gewähren konnte, da sein politisches System absoluter Alleinherrschaft über Leib und Seele der Unterthanen vom Lutherthum in keiner Weise gefährdet werden konnte. Denn der Lutheraner hat ja keinen geistlichen Oberherrn als den Landesfürsten, keinen Anhalt in Glaubens- und Lebensnöthen als ihn, während der Katholik in Rom seinen Schirm und Schutz sucht und findet. Aber — seien wir gerecht — dies war es nicht allein. Dazu trat noch die Bemerkung, wie eben die Mehrzahl jener deutschen Protestanten dem Russenthume enger als den Polen befreundet war und ist. Die Mehrzahl ihrer Namen findet sich in den Listen der Tschinowniks und Offiziere wieder; einen andern Theil nennt man unter den titellosen Vertrauten jener heimlich schleichenden Macht, welche Polens innerstes Leben vollends vergiftet; und selbst unter den übrigbleibenden Kaufleuten, Handwerkern, Künstlern spürt der polnische Argwohn immer neue Verdächtige auf. Wo das ganze Leben von außen herein beargwöhnt ist, da verdächtigt es wieder von Innen nach Außen. Wer hebt den ersten Stein auf?

Man möchte rascher über diese Thatsache hinweggehen, wenn solche Identifizirung der Begriffe Protestant, Deutscher, Polenfeind und Russenfreund sich eben nur auf die Warschauer Deutschen bezöge und

nur von den Warschauer Polen gelübt würde. Aber sie ist zum Allgemeinbegriffe von den Deutschen geworden und hat sich durch die ganze polnische Welt des Königreichs, wie des Großherzogthums Posen und Galiziens verbreitet. Der Pole glaubt gar nicht an jene Sympathien Deutschlands, wie sie ihm einst entgegenjubelten und dann mit ihm um Warschau's Fall jammerten. Er hält den Jubel für einen gemachten Theaterlärm, die Mitklage für eine poetisirende Heuchelei. „Ich weiß es, ihr Deutschen habt kein menschlich Mitgefühl für unsern nationalen Jammer, Ihr habt nur ein halbwissenschaftlich-historisches Bedauern für die Zerstückelung eines Königreichs“ — so hörten wir die Gebildeten sprechen. Und wie spricht nun die Masse? — — —

Außer jenem Alexanderdom heben sich nur noch drei russische Bauten wahrhaft großartig aus dem Häusermeere der Stadt: am nördlichen Ende die oftgenannte Citadelle, näher bei uns die fünf Thurm-
kuppeln der russischen Kathedrale und beinah unter uns auf dem Marktplatze das große Theater. — Das Rathhaus, auf dessen Höhe wir stehen, verschwindet vor seinem massenhaften Gegenstück, welches die Russen erschufen und in solchem Glanz erschufen, da Polen bereits zer-
schmettert und der Warschauer Stadtrath in eine russische Behörde verwandelt war. Man sieht es in der That dem prachtvollen Bau nicht an, daß er so lustigem und lustigem Zwecke dient. Anderthalb hundert Ellen lang ist seine Fronte, Säulenreihen tragen prachtvolle Galerien, welche vor dem ersten Gestock hinlaufen, sogar doppelt stehen diese Kolonaden übereinander im vorgeschobenen Mittelstück der Hauptbreite; und aus dem Dache des Gebäudes hebt sich wie ein zweites Haus, als habe sich die russische Pracht- und Baulust nicht erschöpfen können.

In dem Gebäude ist Platz für eine ganze Stadtbevölkerung. Mehr

denn fünfzig Kaufläden — die elegantesten der Stadt — haben sich im Erdgeschoß angesiedelt; mehr denn hundert Familien bewohnen die verschiedenen Räume der Steinmasse; mehrere Restaurationen, viele Säale sind noch darin vertheilt; eine Menge weiter Zimmer steht sogar noch völlig unbenutzt: — und trotzdem blieb noch immer Raum für zwei Theater, deren eines zwar nur an sechshundert, deren anderes dagegen an dreitausend Zuschauer fassen kann.

Auf der Bühne dieses großen Theaters (teater wielki) können sich zweihundert Menschen frei neben einander bewegen. Jammer schade, daß diese freie Bewegung sich eben nur auf den Körper bezieht. Das Ballet ist nämlich die eifrigst gepflegte, die am prachtvollsten ausgestattete Kunstleistung dieser Bühne. Ballet ist aber immer lustig und auch jede recitirende Darstellung dieser Bühne muß diesen fröhlichen Charakter tragen. Hier wie auf dem kleinern „Theater der Verschiedenheiten“ (teater rozmaitosci) ist das Trauerspiel verpönt; ja nicht einmal ein beiläufiger Mord darf im recitirenden Drama oder der Oper über jene Breiter schreiten. Selbst Gefechte sieht die Vorsorglichkeit der Censur nicht gern; denn die moskowitzische Zartheit mag die Polen durch den Mord nicht an die dahingestreckte Mutter Polonia, durch die Gefechte nicht an das trauerreiche, leichenvolle Jahr 1831 erinnern. Dafür könnt Ihr aber Lustspiele sehen, recht heitere Lustspiele aus aller Herrn Ländern und auch polnische Originalpossen. Dafür hat man gesorgt. Auch dürft Ihr Euch nicht davor fürchten etwa harten und garstigen Worten zu begegnen, wie Vaterland, Freiheit, Revolution oder Verschwörung *). Die Dinge selber dürfen nie und nirgends bedingend

*) Beiläufig sei bemerkt daß die Russen für den Begriff Revolution kein echt russisches Wort besitzen; sie heißen's Revolution. Eben so wenig für Verschwörung; man nahm dafür das deutsche Bund an.

werden, und so mährzte man auch ihre Namen aus oder unschrieb sie mit gefälligen Worten. Auch wird Euer Royalismus niemals verwundet werden; denn kein Potentat Europa's darf eine Rolle hier spielen. Nur die „Blume der Mitte,“ der Kaiser von China, zeigt sich mitunter in einem komischen Ballet. — Ach, dieses Theater und seine Stücklein sind gar so vergnüglich! Immer lustiges Leben, immer lachende Menschen, immer prachtwolle Szenerien, immer schöne Weiber, immer phantastische Ballets, worin die Grazie der Wollust durch zweihundert Tänzerinnen verkörpert wird — man mag kaum begreifen, daß Warschau's Bevölkerung nicht in einem fortwährenden Freudentaumel ob all dieser Wohlthaten schwelgt, daß Polens Söhne überhaupt noch andere Gedanken als an jene Bühnenlust und deren Nebenfreuden hegen mögen.

Man sagt auch, ihre Mehrzahl habe diese väterlichen Beglückungsmaßregeln vollkommen anerkennen gelernt. Wie sich die Warschauer Jugend kümmerlos auf die Pfähle der sinnlichen Lust hinlagerte, so schwelgt sie auch in der lachenden Pracht des russischen Gaukelspiels mit polnischen Tänzerinnen und italienischen Sängern. Sowie ein glanzvolles Ballet, eine Oper mit Tänzen, eine tolllustige Zauberposse mit allerlei Maschinistenwerk auf den Zetteln verkündet ist, belagern schon am frühen Nachmittage dichte Massen den Kasseneingang, welcher sich um sechs Uhr öffnet. Und die dreitausend Zuschauerplätze sind an diesem Abende sicher vollzählig besetzt. Selbst jene vornehmste Welt der Nationalen, welche mit ihrem Reichthum die persönliche Unabhängigkeit rettete und sich gesellschaftlich von allem Russischen abgefordert hält, selbst diese Welt der aristokratischen Patrioten oder patriotischen Aristokraten, kann dieser russischen Verlockung nicht widerstehen. Auch ihr ist die Fußzeckenkraft einer Tänzerin Gegenstand tiefsinniger Bewun-

derung, auch sie ruft den Dekorationsglanz ihr Bravo, und beansprucht das Spiel der Petersburger französischen Gesellschaft, welche gewöhnlich einige Sommermonate in Warschau zubringt, wie ein wichtiges Recht.

Und dennoch soll es unter diesen harmlos Fröhlichen immerhin noch Einige geben, welche im Heraustrreten aus den glanz erfüllten Räumen die ganze Luft urplötzlich vergessen, welche trübfinstere Blicke nach dem Rathhause hinübersenden, vor dessen Pforten russische Invaliden umhertaumeln. Dann soll man oftmals halblaut zwei Strophen hören, welche einst Niemcewicz dichtete:

Lechs alte Weissagungen verkündet uns der Himmel!
Polen, dies unser Adler, diese Erde ist unser.

So lautet ihr Inhalt und geschrieben standen sie am Fuße einer Säule, auf welcher ein weißer Adler thronte. Diese Säule hatte vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1831 ihren Platz vor dem Warschauer Rathhaus.

Was wollt Ihr nun mit diesen Erinnerungen? Wisset Ihr nicht, daß Lech nur ein fabelhafter Polenkönig war, wogegen Nikolaus der echte und rechte ist? Haben nicht die Kosaken den weißen Adler in den Schmutz getreten, und sitzt nicht der schwarze doppelköpfige Aar greifertig auf der Zinne des Rathhauses, über der Pforte des Theaters, über dem Vorhange der Bühne, an den Festungsthoren und auf dem Königsschlosse? — Lacht doch, Polen, lacht doch im russischen Theater. Aber denkt nicht, habt keine Erinnerung, lebt ohne Vergangenheit und ohne Zukunft!

Von Denkmälern zu Denkmälern.

Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ist Warschau die polnische Hauptstadt; fünf und zwanzig Mal haben es seitdem bis heute fremde Truppen besetzt und fremde Herrscher sich unterworfen, bis endlich Rußland seine Adler aufpflanzte. Sind nun auch seit dem Beginne dieses letzten Regimentes Stadt und Menschen mit aller Macht einer übermüthigen Despotie in die russische Uniform eingezwängt worden, so konnten doch noch nicht alle Ueberbleibsel früherer Zeitläufe über-
tüncht und vernichtet werden. Aber seltsamer Weise erhielten sich an Baudenkmalen fast nur jene, welche der kurzen sächsischen Periode, der Reifungs-
epoche des polnischen Zerfalles, ihre Entstehung verdanken. Wir sahen bereits die Paläste der Magnaten im Dresdner Kurfürstent-
sthl; aber wo auch diese verwitterten, erinnern doch noch die Anlagen und Namen der Straßen und Plätze an jene Zeit. Da klingt z. B. hinten im tiefsten Straßengewirr eine Giektoralgasse aus lauter echt-

polnischen Benennungen heraus; und in der Südhälfte der Stadt weitet sich noch heut als deren schönste Zierde der bekannte sächsische Platz; der großartige Vorhof des sächsischen Palais, das Seitenstück des sächsischen Gartens. Vom alten Rokokostyl ist da freilich nur wenig geblieben; neurussische Charakterlosigkeit trat an die Stelle der altfranzösischen Nachahmung. Nur der Garten erhielt sich ziemlich unverändert. Ein ungeheures Viereck umfaßt er, schlechtgepflegte Rasenplätze von düstern Alleen eingegengt, hier und da ein Springbrunnen, eine Bank, auch wohl ein sehr kleines Blumenbeet bilden seine Anlagen. Er erscheint eine vernachlässigte Kopie des Pillnitzer Gartens. — Ehemals trat man durch den Mittelbau des sächsischen Palastes hinein. Allein dies Mittelstück mußte einer prächtigen Säulenhalle weichen, welche nunmehr die beiden Seitenflügel verbindet, deren verwitternde Pracht man ebenfalls abbrach, um sie in zwei glatte große Häuser zu verwandeln, deren kasernenartiges Aussehen allerdings wohl besser zu ihrem Inhalte paßt. Denn sie sind mit russischen Behördenlokalen und Beamtenwohnungen vom Grunde bis zum Giebel angefüllt.

Treten wir dann aus dem Säulengange auf den Platz hervor, so steht uns der vielgenannte kolossale Obelisk „zum Andenken der treugebliebenen Generale“ gegenüber, während Hauptwachen, Kavalleriekasernen und andere soldatische Behausungen die Flanken des Platzes besetzen. — Der Obelisk ist schon oft geschildert. Die goldenen Namen daran wurden von goldstrahlenden Generalen geführt, die jetzt zu Staub zerfallen. Es ist kein einziger darunter, dessen Klang Europa's Ohre vertraut ist. So steht denn auch dieses Denkmal eben nur, um dazustehen, um die Leute und vielleicht die Nachwelt glauben zu machen, daran knüpfte sich eine ruhmreiche Geschichte. Es ist ein echtrussisches Denkmal. — Trotzdem muß man es schön und großartig nennen. Auf einem ungeheuern

Würfel hebt sich sein fünfzig Fuß hoher Körper, und an den Ecken des Würfels sitzen je vier russische Adler, während von jeder dieser Ecken wieder zwei manns hohe Vorsprünge auslaufen, auf deren jedem sich ein steinerner Löwe hingelagert hat. Der Obeliskenkörper selbst besteht jedoch aus Eisenplatten und so neckt uns leicht in aller Bewunderung der Vergleich des Denkmals mit einem ungeheuern Ofen. Selbst die Polen, denen diese russische Zierde wie ein Schandpfahl erscheinen sollte, vergessen in deren Anschauen ihren Groll und spotten: schade um das schöne Ding, wenn einmal eine neue Erhebung beginnt; dann müssen wir Kanonenkugeln daraus gießen. Ein Petersburger Russe aber sagte von diesem ewigen Erinnerungszeichen des polnischen Kampfes: *Cet obelisque est une bœvue pyramidale.*

Rußland hat nun einmal Unglück mit seinen Denkmalen. In Petersburg werden sie vom Volke nicht verstanden, weil sie keine wirkliche Volksgeschichte erschuf; oder sie passen eben nur äußerlich zu dem Orte, wohin man sie stellte. Ebenso ergeht es ihnen in Warschau. Die *bœvue pyramidale* verliert den Polen alltäglich von Neuem die Verwäther an der polnischen Sache — denn auch die Generale polnischen Stammes, welche Rußlands Fahnen folgten, sind in die Namenreihe aufgenommen — und ihr Gegenstück ist der Alexanderobelisk auf jener Citadelle, an welche Alexander nie gedacht hat. Selbst der aus älterer, obschon bereits russischer Zeit stammenden Bildsäule Kopernik's wußte Rußland eine falsche Stellung zu erschaffen, indem es den Palast der Freunde der Wissenschaften, woran sich die Bildsäule lehnt, in ein russisches Behördenhaus verwandelte, nachdem es jene Gesellschaft in seiner kleinlichen Scheu vor jedem Vereine aufgelöst hatte. Und endlich König Sigismund, der Säulenheilige? Ihm zur Linken wohnt der russische Statthalter, dicht vor ihm klirrt eine russische Hauptwache, dicht hinter

ihm droht die russische Festung der von ihm zum Königsthron erhobenen Stadt mit Tod und Verderben. — — —

Denkmale sind die Erinnerungszeichen geschichtlicher Glanzpunkte, Spitäler und Gefangenhäuser die Wahrzeichen des laufenden Elends der Massen. Versteht sich nun Rußland auch entsetzlich schlecht auf Denkmale, so beansprucht es doch den Ruhm, desto besser auf Lazarethe bedacht zu sein. Dieser Ruhm ist erzwungen. Der Menschenmangel des Reiches, verbunden mit den Opferhekatomben, welche das politische System alljährlich verschwendet, die unermessliche Hülflosigkeit des unfreien Volkes, die wachsende Armuth in den niedern Klassen der Freien, der erschreckende Scuchenreichtum der größern Städte — dies Alles zwingt die Verwaltung, sorgsam auf die Erhaltung des Lebens ihrer Unterthanenschaft bedacht zu sein. Dies auch, sagt man, schuf die allen übrigen Offenbarungen des Regierungssystemes so widersprechende, wahrhaft liberale Fürsorge für die Früchte ungesetzlicher Liebe. Dies erschuf, man weiß es, die Erhaltung des Lebens sogar Derer, welche gesetzlich todt erklärt werden — der Frevler gegen das Gesetz und der „politisch Irrgewordenen.“ Man braucht Hände, man braucht Menschenleben. Darum so wenig Strafgefängnisse bei so viel Strafen, darum so viel Krankenhäuser bei so sparsamer Bevölkerung.

Auch in Warschau gilt derselbe Fall. Trotz der unzähligen Menge täglicher Verhaftungen, trotz der unzähligen Menge von Dieben, Bagabunden und Gaunern, trotz der außerordentlichen Häufigkeit aller möglichen Verbrechen, welche gerade im Warschauer Bezirk vorkommen, besitzt die Stadt doch nur ein einziges Zuchthaus und eine einzige Korrekptionsanstalt, dagegen an zwanzig Heilanstalten für körperliches Gebreche.

Jene Besserungsanstalt, welche dem moralischen Menschen seine

Gesundheit wiedergeben soll, baute die Krone in eine der schönsten Straßen des vorzugsweise von Deutschen bewohnten Stadttheils (Lesnoulica). Man würde aber gewaltig irren, wenn man hier — wie bei uns — vorzugsweise die Mitglieder der ungebildeten Bevölkerungsschichten zu finden meinte. Nein, eben die höhern Klassen und aus diesen besonders viele Frauen liefern neben dem Auswurfe des Proletariats die täglich neue Füllung des Hauses. Einestheils ist diese Erscheinung in den eigenthümlichen sozialen Mißzuständen Polens, anderntheils auch darin begründet, daß nicht nur ein richterliches Erkenntniß zum Korrektionshaus verurtheilen kann, sondern Erzieher, Vormünder und Familienhäupter ihre Verwandten, Pflégbefohlenen und Dienstleute ebenfalls für längere oder kürzere Zeit hier einsperren können. Polnische Wirthschaft, von Rußlands Gesetzen sanktionirt! — Der Intrigue, dem Despotismus, der Habgier und jedem Ausbruch wüster Leidenschaft ist damit Thür und Thor geöffnet — aber was kümmert es Rußland? Es ist ja nur in Polen; in Petersburg erstreckt sich dies Recht blos auf Leibeigene und auf Dienstleute. Aber hier wie dort bringt es der Anstalt Geld, hier wie dort dem Staate arbeitende Hände. Von einem Besserungsversuche, ja von einer Möglichkeit der moralischen Erhebung ist auch hier wie dort keine Rede. In großen, gemeinsamen Säalen sind die Männer und Knaben, in andern die Mädchen und Frauen zusammengesteckt; die drohend auf- und abschreitenden Aufseher wachen über äußerliche Ruhe und Ordnung, und treiben zur Arbeit an. In den Feierstunden schließt man die Massen ein und pflanzt Bajonette vor Thür und Fenster. Damit ist's abgethan. Sonn- und Feiertags treibt man die Heerde in die Kirche, nachher wieder in die Säle — das ist der geistliche Zuspruch an die Halbverlorenen. Wer aber in der Stadt zu irgend einer Arbeit eines männlichen oder weiblichen Inassen der

Anstalt bedarf, schiebt einen Bestellzettel und erhält das gewünschte Individuum gegen eine bestimmte Tare zugesandt. Alles Regiment im Hause selbst wird einzig mit dem Stock geführt und auch in der Frauenabtheilung üben nur Männer die Aufsicht und Herrschaft. So will's die Einrichtung der Warschauer Besserungsanstalt.

Im ehemaligen Arsenal des polnischen Königreichs ist jetzt das Zuchthaus eingerichtet. Eine Hauptwache liegt am Ausgang, Wachposten durchflirren in dichten Schaaren alle Innenräume des dunkeln und engen Hauses. Vollgepfropft sind die kleinen Zellen von Sträflingen, deren viele mit schweren Ketten behangen sind; unaufhörlich klappen die Stöcke tyrannischer Zuchtmeister; eine schlechte und unreinliche Kost nährt die Unglücklichen. Nichtsdestoweniger zermartert noch die schwere Arbeit der „Kronsbauten“ den Körper, und nach überstandener Strafzeit steckt man den Züchtling, wenn er noch diensttauglich, in ein russisches Regiment am Don, an der Wolga, am asowschen Meer oder am Kuban und Terek. Nächst den Juden bilden aber hier — wie überhaupt in den russischen Zuchthäusern — die niedern Beamten den zahlreichsten Bevölkerungsstamm, welchen verhältnißmäßig nur wenig Individuen der eigentlichen Volkshefe verstärken.

So dunkel, eng und erschreckend nun diese Strafanstalten, so weit, licht und prächtig sind die Lazarethe. Man muß den Petersburger Hospitalglanz mit seinen Kehrseiten kennen gelernt haben, um nicht verblendet zu werden und den Glauben an die Möglichkeit innerer Gebrechen dieser Krankenpaläste zu bewahren. — Nicht weit vom sächsischen Plage stoßen wir zuerst auf das Spital „zum Kindlein Jesu“, welches in 42 Sälen 554 Betten beherbergt, in denen Gebärende, Findelkinder, andere kranke Kinder, irre und sonstwie sieche Weiber Aufnahme und Verpflegung finden. Sämmtliche Fußboden sind gebohnt, lange Dep-

piche ziehen sich über die Treppen und durch die Vorhallen, alle Geräthschaften glänzen von Reinlichkeit und Frische. Gegen 1000 Findlinge werden hier alljährlich eingebracht und gleichwie die übrigen Kranken von Nonnen aus dem Orden der barmherzigen Schwestern gepflegt. Dabei ist ein jährlicher Baarfond von 400,000 fl. (etwa 80,000 Thlr.) für die Bedürfnisse der Anstalt angewiesen. Aber trotzdem erklingen manche schwere Klagen von Seiten der Aerzte über die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen und leiße fügen sie hinzu: in den Verwaltungskanzleien sitzen russische Beamte und das Geld geht seinen Weg durch ihre Hände. —

Den Opfern der Luftseuche ist das stets gedrängt volle Lazareth von St. Lazarus mit 500 Betten bestimmt; dann folgt das evangelische Krankenhaus mit 100 Stellen in achtzehn Sälen, hierauf das israelitische, von der Judengemeinde mit 160,000 fl. jährlicher Einkünfte bedacht. Daran reihen sich wieder das Hospital zu St. Rochus, das des heiligen Geistes, das Gesundheitshaus (Dom sdsowà) und die Augenheilanstalt. Außerhalb der Stadt in freundlichen Umgebungen liegt endlich noch das Irrenhaus, wohlbekannt in der ärztlichen Welt durch die glücklichen Ergebnisse, welche Dr. Mylo's Heilmethode herbeiführt. Uebertroffen an Pracht und Großartigkeit, wie an Krankenzahlen werden jedoch alle diese Heilanstalten von den beiden Militär-lazarethen — Spital Wjasdow und Citadellenhospital. 1800 Betten vertheilen sich in 55 Räumen des erstgenannten Gebäudes; 500 fast das zweite. Und vor Allem füllen drei Krankheiten die Säle beider Anstalten. Zum ersten jene Augenentzündung, welche, wenn auch minder blindheitdrohend als die ägyptische der Napoleonischen Armee, dennoch dieser in ihren Symptomen und Verläufen ziemlich ähnlich ist. Zum zweiten die Schwindsucht, an welcher unter vier Kranken gewöhnlich

einer leidet: eine Folge des russischen Militärlebens. Zum dritten die Luftseuche, deren Opfer meistens ein volles Fünftel der Krankengeamtheit bilden. — Auf solche Weise herrschen die Krankheiten in der russischen Armee; und selbst die offiziellen Berichte vermögen nicht das Uebel zu verhüllen. Unter einer Gesamtmasse von etwa 220,000 dienstthuenden Soldaten nennen sie im Jahre 1842 154,649 Kranke. Davon begrub man 8000. Durch die Schwindsucht eilten im Jahre 1841 24,099 Menschen dem Grabe entgegen; 10,527 waren von jener Augenentzündung befallen, 11,552 erlagen der Luftseuche, 14,000 warfen ruhrartige Leiden auf das Krankenlager.

Wahrlich, ein gutes Stück Rußland auf engbegrenztem Raume polnischer Erde ging während der Wanderungen vom sächsischen Plage bis zum Lazareth der Citadelle an unserm Auge vorüber. Darum, nur noch eine kurze Strecke bis zum Powonskischen Felde! Dort liegen die Todten von Warschau. Da hebt sich zunächst der polnische Leichenacker mit prunkvollen Katakomben und goldstrahlenden Denkmälern, zwischen denen die wildeste Lieberlichkeit und roheste Vernachlässigung umherliegt — ein treues Bild der polnischen Nation. Dicht daneben ist die protestantische Todtenstätte, eng und klein, mit einfachen Gräbern und vorzugsweise deutschen Inschriften. Den Gegensatz bildet dann das russische Begräbnißfeld. Prachtvolle Denkmale, prunkende Namen, strenge Ordnung und moderne Regelmäßigkeit. Drüben in der Soldatenabtheilung liegen aber selbst die todten Generäle, Obersten, Majors und Hauptleute nach Rang und Würden geschieden oder vereint, in schnurgeraden Reihen, wie sie im Leben aufmarschirt waren.

In Praga.

Praga — aus diesem Namen klingt uns, deren politische Theilnahme mit dem Beginn der dreißiger Jahre erwachte, eitel Waffengeklirr, Trompetengeschmetter, Kanonendonner und Jammergeschrei über den aufgegebenen Trümmern einer Nation. Unsere Väter, welche bis dahin dem polnischen Kampfe vielleicht nur halben Herzens gefolgt waren, weil sie zwar dem Ruffenthume jeglichen Sieg mißgönnten, aber auch zu dem Gedanken eines selbstständigen Polen in lebenserfahrenen Bedenklichkeiten das Haupt schüttelten — als Praga und immer Praga aus den Zeitungsberichten über Warschau's Fall hervortönte, da fühlten auch unsere Väter urplötzlich eine tiefschmerzliche Theilnahme. Denn sie gedachten aus ihrer zartesten Jugend des furchtbaren Kampfes, welchen einst Tilly-Suwarow mit Leonidas-Kosziusko in Praga gefochten hatten. Und so empfingen sie die flüchtenden Enkel des Helden mit offenen Armen. — Wenn man mit solchen Erinnerungen von der

Petersburger Straße an Praga's letzten Häuserenden hereinlenkt nach Warschau, mag man es kaum fassen, wie in dem kleinen offenen Orte und um seines Besitzes willen so viel Blut in den Sand des Weichselufers rinnen, wie so viel Heldenleichen in das durchweichte Land vergraben werden mochten. Noch mehr sind wir aber verwundert, wenn bei dem Aufenthalt in Warschau die Frage nach Praga mit einem halbtrüben, halbmitleidigen Lächeln abgewiesen wird. „Es ist da nichts zu sehen, Praga ist vollkommen interesselos.“ So verschiebt sich wirklich der Besuch dieser Vorstadt bis auf die letzten gedrängten Stunden vor der Abreise aus Warschau, und es bleibt zu nur flüchtiger Besichtigung eine knapp zugemessene Zeit.

Im Lichte einer Spätnachmittagssonne lag Warschau, gelblich glänzte die Weichsel hinaufwärts gen Krakau und dunkler gefärbt zog sie sich um den Festungsvorsprung hinab gen Modlin, als der Wagen über die Weichselbrücke nach Praga rollte. Ein heiteres Durcheinander von Barken, Bötten und Flußschiffen zur Rechten wie zur Linken, Segel und Wimpel soweit das Auge schaute, und dennoch ein großer Unterschied des Charakters dieses Wasserlebens stromabwärts, stromaufwärts. Stroman ist beinahe ein Drittel der Flußbreite von je einem der ungeheuern Flöße bedeckt, welche aus den Baumstämmen der echtpolnischen und kleinrussischen Urwälder roh zusammengenagelt, von zwei Menschen mit schweren Hebeln mühselig gelenkt werden. Ein kleiner hüttenartiger Bretterverschlag mitten auf der Holzfläche, kaum sichtbar zwischen den hochaufgeschichteten Getreidemassen, oder gänzlich verborgen zwischen den in hohlem Viereck aufeinander geschichteten Brettern, oder zusammengedrückt von den Haufen Steinsalz, Erzgestein und Baumaterial, dient den Leitern zum Schutze gegen das Unwetter. Schwerfällig wankt der ganze Bau, in scheuer Hast fliehen die kleinern Boote dessen Nähe;

halbtaglang sieht man solch ein unförmlich Ding heranschleichen, ehe es wirklich bei der Brücke sich im Ufer einrammt oder sich mühsam unter dieser hinweg gen Modlin hinabschleppt. Stromabwärts schießen dagegen die langgeschnäbelten Weichselfähne hin und her, ganze Trupps raschbeweglicher Menschen schaffen darauf herum, was man stromauf kaum jemals hört, der Schiffergesang, klingt lustig draus hervor, und man erkennt wohl auch ein deutsches Lied. Vielleicht daß darum diese Schiffer so guten Muthes sind, weil ihre Heimath nicht in den Fängen des doppelköpfigen Adlers liegt, sondern den aufstrebenden Aar im Wappen führt? Von den Getreidemassen, von den Wollhaufen, von allen Waaren, welche diese Schiffe die Weichsel hinabführen, bemerkt man kaum eine Andeutung auf dem Deck; da liegt zierlich geordnet nur das nöthige Schiffszeug, und an dem Steuerruder steht eben so rüdrig, wie auf hohem Meere ein achtsamer Mann.

Hinter dem Ende der Brücke öffnet sich ein weiter, halbwüster Platz. Daran lagert ein Gasthof mit Gruppen taumelnder polnischer Bauern, zerklumpter Schacherjuden und umherlungender Soldaten. Von diesem Anfang Praga's läuft Blick und Weg in eine freundliche Gasse, wo einige stattliche Häuser ihre Eingänge sogar mit Gartenstücklein umhegten. Doch ist selbst diese Straße nur lükenhaft mit Gebäuden besetzt; und in welche Nebengasse wir auch schauen: überall Sandplätze, Viehweiden, Trockenleinen, auf denen bettelhafte Waschstücken ängstlich umherflattern, als fürchteten sie beim nächsten Windstoß ihr mürbes Gewebe zerlegt zu sehen. Dazu passen die einzelnen Hütten und deren noch selteneren Gruppen. — So geht es die ganze langgestreckte Vorstadt durch. Von städtischen Anfängen nirgends eine Spur. Eher möchte man das Ganze für einen zufälligen Zusammenfluß ländlicher Ansiedlungen halten, welche nicht einmal Kraft genug für die

Bildung eines wirklichen Dorfes gewonnen haben. Denn auch die Mittelpunkte des Fleckens, die beiden Kirchen, liegen ganz vereinsamt auf wüsten Plätzen, rings von sandigen Plätzen umhegt, aus denen kaum eine halbzerfallene Hütte sich erhebt.

Diesem form- und zusammenhanglosen Ansehen des Platzes angemessen ist auch dessen Bevölkerung. Viel verschwiegenes Glend nach dem Aufstand brodlos gewordener Revolutionsbeamten birgt sich hier, und viel pensionirte Militärs flüchten hierher, um vom knappen Einkommen wohlfeiler als in der Stadt zu leben, ohne doch deren Hilfsquellen entbehren zu müssen. Dazu kommt dann noch eine Menge von Vieh- und Feldwirthschastern, welche der Stadt ihr tägliches Bedürfniß an Fleisch, Gemüs und Milch zuführen. Außerdem überschwemmen jüdische Braantweinschenke, Viehmäkler, Viktualienhändler u. s. w. die offenen Räume der Häuser, aus deren Innerem der Lärmen der Handwerke erklingt, welche hier vorzugsweise von Deutschen betrieben werden.

Diese ganze Bevölkerung hat für Praga auch kein heimisches Gefühl. Sie wählte diesen Wohnort nur als letzte Zuflucht, um hier fern vom Warschauer Lärm zu sterben, oder um früher oder später mit den hiesigen Ersparnissen eine städtische Ansässigkeit zu erwerben. Darum liegt im Ausdruck des ganzen Lebens nirgends eine Spur von behaglicher Wohnlichkeit: Die Rüstigen hasten sich nur, die Altersschwachen sind trüb und verschlossen, weil ihrem Lebensreste die heißgeliebte Warzawa versagt ist. Daher mag's vielleicht kommen, daß nirgends etwas für den Schmuck, ja selbst nicht für die Wegsamkeit der Fahrstraßen gethan ist; jede etwaige Pflege beschränkt sich nur auf das eigenste Zubehör der Wohnungen. — Und wenn man es thäte, was hätte es? Die nächsten Frühlingswässer der Weichsel schleuderten dennoch alle Ordnung und Anlage bunt durcheinander und verschlemmten

jeden Beginn einer Bodenkultur oder städtischen Verzierung. Denn fast alljährlich überschwemmt der Fluß Praga's Gassen, Plätze und Umkreise. Wohin dann die Bewohner sich und ihr Hausgeräth retten, wie sie ihre Heerden und die kleinen Nutzgärten vor gänzlichem Untergange bewahren, erscheint kaum begreiflich.

— Doch schon umsäumt die Sonne Warschau mit glührothen Lichtern; schon färben sich die Wimpel und Segel der Böte rosig, die dunkelnde Weichsel beginnt am Horizonte weiße Nebel auszuhauchen. Im vollen Rosselauf geht's über die Brücke nach der Stadt zurück, peinlich lang erscheint uns die Visitation des Wagens auf der Brücke; denn oben an der Post stehen bereits die Wagen der Abfahrt gewärtig. — Klingelnd und blasend rollt der Zug bald nachher aus der Stadt. Ein nochmaliger Aufenthalt am Thore gilt der Vergleichung der abreisenden Passagiere mit dem von der Polizei vorausgeschickten Verzeichnisse derselben und einer Bemerkung in dem Paß. Dann rennen die Kasse hinaus in die unabsehbare Fruchtebene, deren Horizont doch wieder im unausweichlichen Schwarzwalde versinkt. Blonie, der Flecken blutigen Andenkens, ist die letzte Begegnung des Tages, und beim frohen Bewußtsein davon, wie jede Umdrehung der Räder uns der deutschen Grenze zufördert, erklingen uns das schmetternde Posthorn, die lustigen Halsglocken der Pferde und das unregelmäßige Getrappel ihrer Huftritte in das Halbwachon herein bereits wie eine heimische Silpostfahrt.

Russisch-polnische Nachklänge.

Ueber Kollo führt der Weg von Warschau nach Posen. Hier steht ein Artilleriepark als letzter Vorposten der regulären russischen Kriegsmacht. Auch spaltet sich hier die Kaiserstraße, um ihren südlich ablenkenden Zweig nach Kalisch zu senden, wo sich die preussischen Gardeoffiziere einst höchlich verwunderten, daß die Mehrzahl ihrer Petersburger Gardekameraden bürgerlicher Herkunft seien, was denn die Petersburger auch niemals verfehlen, dem Fremden spottlächelnd zu erzählen. In der That findet sich schwer eine passende Entgegnung auf diesen Spott; denn blanke Verleumdung nennen die kaiserlichen Russen jene viel wichtigere Bemerkung, welche die deutschen Stabsoffiziere damals ebenfalls machten, wie nämlich bei den Russen die feinere Kriegsbewegung der leichten Truppen und der reitenden Artillerie weit minder gewandt und rasch ausgeführt wird, als von den deutschen Soldaten. Wir aber wissen, wie die russische Verneinung sich dort gerade am breite-

sten kundgiebt, wo sie ihre Sache wurmförmig weiß; und der sogenannte kleine, der Parteigängerkrieg ist in der modernen Kriegskunst zur Hauptsache worden.

Der andere Straßenast streckt sich von Kollo, in westlicher Richtung schnurgerad, nach der preussisch-polnischen Grenze herüber, mit welcher auch mitten zwischen dem russisch-polnischen Sulpce und dem preussisch-polnischen Strzalkow plögllich die prachtwolle Kunststraße endet, welche sich von Petersburg bis hierher ununterbrochen erstreckte.

Seltfam genug erhob sich aber ein allgemeiner Jubel, im Reisewagen, als nun äußerst bedenkliche Schwankungen, Stöße und Puffe die gesunden Glieder seiner Insassen mit der Möglichkeit mannichfachen Unheils bedrohten. „Kostet's nun auch eine Kontusion oder gar einen Beinbruch“ — erklang's sogar einmal — „so doch nicht in Rußland.“ Und doch hatten sämmtliche Reisende unter sogenannt glücklichen Verhältnissen, persönlich vollkommen unabhängig, fast alle nur als reiselustige Vergnüglinge, der eine länger, der andere kürzer, der eine in den Ostseeprovinzen und der Kaiserresidenz, der andere in Moskau und den südlichen Provinzen, noch andere in andern Reichestheilen gelebt. Alle hatten das zermarterte Polen auch nur im Vorüberziehen kennen gelernt. Ach, und sie vergaßen es jetzt, vergaßen es im Jubel der Befreiung aus den Bannkreisen der nummerirten Werstpfähle mit der russischen Kosarde und dem Gedräng der unzähligen Kosakenpuls; sie vergaßen es im Jubel der Befreiung vom Anblicke jener Menschenkaravanen, wie sie uns hier an jedem Tage vorüberziehen, je zwei und zwei aneinander gefettet, von scharfen Bajonetten in Ordnung erhalten und zum Ziele der Wanderung anstatt der orientalischen Wüstenoasen und des dreimal heiligen Mekka, die ewigen Schneewüsten des asiatischen Nordens, die todthauchenden Bergwerke des Ural, die Goldwäschen des Irtysch. Ja,

sie vergaßen das polnische Elend selber ob des Jubels darüber, daß sie es nicht mehr zu sehen brauchten! — Wahrlich, es giebt kein Land, kein Reich, kein denkbare Lebensverhältniß weiter auf der ganzen weiten Gotteserde, wo alle Geschäftsbeziehungen zur umgebenden Welt so leicht und fast nothwendig zum starren Egoismus verknöchern, als im Czarenreiche. Man setze solchem Worte nicht die kahle Bemerkung entgegen, daß auch in Rußland das menschliche Mitleid wie überall geübt werde. Solches Mitgefühl für die unabwendbaren Schläge des Geschickes gehört nicht hierher und kann nicht gemeint sein. Jenes andere Mitgefühl aber, welches die ganze Bevölkerung an den Wohlthaten des Staates gleichbetheiligt, welches die Gleichberechtigung Aller zu voller Ausbildung und Entwicklung ihrer Persönlichkeit allgemeinherrschend, welche den Menschen als Menschen vollgültig anerkannt wissen will — jenes Mitgefühl und Streben erstirbt nothwendig da, wo wir uns fortwährend der eignen Unsicherheit bei vollster Schuldlosigkeit, der mißtrauischsten Beargwöhnung bei vollster Arglosigkeit, der fraglosen Anheimgabe unserer ganzen Existenz an despotische Willkühr bewußt sind.

Allein eben wieder nach solchen Augenblicken rein egoistischen Jubels umklammert uns plötzlich auch der heißeste Schmerz um das zertretene, zerstückte, zermarterte polnische Königreich! Sind darum Deine Birken lauter hängende Birken? Wehen darum ihre schwanken Aeste ruhelos hin und wieder, gleich den aufgelösten Haarflechten einer Mutter, an deren Busen ein wimmernd Kind in Zuckungen liegt und doch nicht sterben kann? Flüstern diese leis rauschenden Blätter sterbens-traurige Geschichten, wenn ein linder West darin zu spielen scheint? Die Dichter wissen es zu deuten, und auch das Volk versteht es. Vor allen haben es jene minder zähen und minder beweglichen Litthauer, deren Land und Elend an Polens Land und Elend so nahe grenz, der

Birke abgelauscht, was sie verkünden will. Darum klingt auch in ihren morschen Hütten und aus dem Schlamme roher Stumpfheit ihrer Herzen seit Jahrhunderten der Sang:

Birke, Birke, arme Birke!
 Warum bist du denn so traurig?
 War's vielleicht der kalte Nordsturm,
 War's vielleicht der rauhe Frost,
 Der dir macht die Blätter flarren?
 Oder hat das böse Wasser
 Dir der Erdenmutter Schutz
 Von den Wurzeln weggespült?

Und der todtentraurigen Frage antwortet klagend die Gegentrophe:

Nicht der Frost macht mich erstarren,
 Nicht das Wasser mich verkümmern;
 Doch es kamen die Barbaren
 Und sie brachen meine Nester
 Und zertraten um mich her
 Schönes grünes Gras.
 Schade, schade daß vom Osten
 Auch die schöne Sonne kommt!

Dies Lied verfolgt den Wanderer durch ganz Litthauen. Er kann die schaurigen Klänge nicht wieder aus dem Sinne bringen, so lang er in den ehemals selbstständigen Landen lebt, die nunmehr den Namen russischer Gouvernements tragen — in den baltischen Provinzen, in Litthauen, in Polen. Jeder Tag, jede Stunde, jeder Umblick, jede Begegnung trägt uns von Neuem die Worte zu und dazwischen tönt wohl auch aus Deutschland herüber der Nachhall eines Heine'schen Liedes, wie eine Frage an das Weltgeschick: „Sonne, Du klagende Flamme?“

In solche Trauerphantasien flirrt aber plötzlich der prosaische Lärmen am preussischen Zoll- und Grenzhause beinahe verhöhnend. Ihrer

Abfertigung harrend, stehen ringsum Schaaren von Wagen, mit Gütern hochbepackt, gerade gegenüber vertrinken deren Führer die Beschwerden des überstandenen und bevorstehenden Weges in der Letzthe des Nordens. Paßoffizianten und Steuerbeamte gehen mit langen Zetteln und dicken Büchern hin und wieder; dort werden Ballen und Fässer untersucht, hier wird um fragliche Steuerbarkeit, drüben um Mangelhaftigkeiten des Passes, hüben um die Gültigkeit der gezahlten Münzen gestritten. Die Paß- und Zollstätten zeigen eben nirgends ein verlockendes Leben. Und so ernüchert man sich vollkommen, wird wieder ein vollkommen praktischer Reisender, besonders wenn man aus Rußland kommend und in Erinnerung dortiger Paß-, Zoll- und Visitationsanstalten an die hiesigen Geschäfte geht. Allein welch ein Unterschied! Höfliche Behandlung, hülfreiche Zuorkommenheit, rasche Abfertigung.

Ja, Rußland ist wirklich zu Ende und Europa hat wieder begonnen!

Je weiter man sich jedoch von der russischen Grenze entfernt, desto tiefer scheinen die Glieder des Reisenden im Preise zu sinken. Unter wirklicher Gefahr erreicht der Wagen endlich die Kreisstadt Wreschen, wo den Kanonen von Kollo nur eine Abtheilung Husaren gegenübersteht, gleich als achte Preußen jene stillen Drohungen gering, oder baue auf seine weiter landeinwärts gelegene Festungskette, oder aber auf seine beste Bündnerin, die Civilisation. — So klein auch Wreschen: es hegt bereits keine Aehnlichkeit weiter mit den russisch-polnischen Städten, als gleiche Sprache und Glaubensform der Bewohner. Lustige, gepflasterte Straßen, wohlgepflegte Gebäude, gewaschene Menschen, Juden in nicht zerlumpter Tracht, saubere Zimmer, reinliche Betten — dies Alles sind Dinge, die hier wie Nothwendigkeiten vorhanden sind, während nur drei, vier Stunden östlich noch kaum eine Spur davon.

Man hatte vielleicht nie zuvor und hat auch später wohl kaum jemals gleich volle Erkenntniß, gleich volle Dankbarkeit für die Wohlthaten der Herrschaft geordneter Staatsverhältnisse bereit. Ja, man erstaunt beinah, wie man früher in diesem selben Staatsleben noch tausendfache Mangelhaftigkeit anzuklagen gehabt habe. Erst die ruhigere Ueberlegung muß uns wieder daran mahnen, wie der Vergleich des Bessern mit dem Schlechtern selbst diese Zustände nothwendig verschlechtern würde. Es gehört beinah ein neues Einleben dazu, um sich dessen vollkommen bewusst zu werden, wie wir die allseitige Fortbildung des Staatslebens nicht nur wünschen, sondern mit vollstem Rechte fordern dürfen, wie solche Forderung unsere höchste Pflicht und das Mitstreben nach diesem Ziele unseres Lebens heiligste Aufgabe. So eingeschüchtert und verkrampft werden die natürlichsten Begriffe menschlicher und staatsbürgerlicher Freiheiten, Rechte, Pflichten unter der Schreckensherrschaft der Geheimpolizei im Staate autokratischer Willkühr!

Die Straße, auf welcher wir von Breschen bis Posen herumgeworfen werden, läßt uns allerdings kaum ahnen, daß wir dem Lande überglätteter Unkultur entflohen und in jenen deutschen Staat gelangt sind, der sich zum deutschen Prinzipat berufen erachtet. Alle Leiden der russischen Knüppeldämme und der baltischen Nebenwege werden wieder wach gerüttelt; und dies Alles nur darum, weil sich der Staat mit den Edelherrn seit Jahren herumstreitet, wem die Lieferung der Baumittel obliege. In Rußland würde solcher Zweifel allerdings sehr bald durch einen unwiderleglichen Ukas entschieden worden sein, falls eben eine kaiserliche Reise diesen Weg passirt hätte. Aber wenn man auch solche absolute Entscheidungskraft im deutschen Lande mit allen Kräften abwehren mag, so ist's doch immer ein Uebelstand, daß nun seit Jahren schon eine Beamtenkommission über diese sieben Meilen Weges, zu deren Ueber-

windung man selbst mit Extrapostpferden über zehn Stunden braucht, mißt, schreibt und berichtet, ohne daß ein Erfolg zu Stande gekommen ist. Damit es doch den Anschein habe, als geschehe in der That etwas, taucht auch wohl hier und da ein vereinsamer Straßearbeiter aus dem Schmutzgebirgen auf. Allein die zum zukünftigen Bau bestimmten Steine bleiben trotzdem nur mitten auf der sogenannten Straße verstreut *).

Man hat vollkommen Zeit, sich die Beschaffenheit der Umgegend gemüthlich anzuschauen. Ein leichtgewellter Boden, fruchtbare Felder, die von fleißiger Bestellung zeugen, die Menschen kräftiger und frischer als in dem durchwanderten Striche des Königreichs, die wenigen Dörfer, welche man durchfährt, wenigstens im Vergleiche zu den russisch-polnischen, in gutem Zustande, viel Kreuzfire an der Landstraße, doch selten die Zeichen eines eben so von Bigotterie als Trägheit angewöhnten überfrommen und zeitraubenden Heiligendienstes, wie rückwärts im Königreiche, südwärts in Galizien und südwestwärts bei den mährischen und böhmischen Slaven.

Je näher man an Posen heranrückt, desto sandiger wird der Weg. Von Kostrzyn, welches ungefähr auf der Hälfte der sieben Meilen gelegen ist, schneiden die Räder des Wagens so tief ein, daß ihre Drehungen beinah aufhören und die Pferde nur unter größter Anstrengung das Gefähr fortbewegen können. Man glaubt nicht mitten im Binnenlande, sondern mitten in den Dünen eines flachen Seestrandcs zu reisen, man erwartet mit Nächstem über den einzeln verstreuten Bäumen den breiten schwärzlichgrünen Streifen sich emporheben, darauf die

*) Dem Vernehmen nach hat sich auch in den drei Jahren seit 1844 wenig an diesem Wege verbessert.

weißen Schiffssegel zu erblicken und von dorthier wehend die wundersam erfrischende Seeluft zu athmen. Doch selbst keine Seen, deren so viele im Großherzogthum, werden ringsum ersichtlich; Nadelholzwälder sind die düstern Streifen am Horizont und anstatt des Bogengebrauses klingt mitunter von dorthier vielstimmiges Hundegebell und langgezogener Hörnerruf.

Es sind dieselben Wälder, in denen vom Polenadel jene vielbesprochenen Schweinsjagden abgehalten wurden, wobei man Kriegsrath gegen die Deutschen pflog.

Die Stadt Posen macht durchaus keinen charakteristischen Eindruck, wenn man von der Warschauer Seite durch die holpriche Vorstadt Wallischei (poln. Chwaliszewo) hereinfährt. Eine hölzerne Brücke legt sich über die Wartha und eine eben solche über den Sybinabach, welcher mitten durch die Stadt läuft. Zu nah fahren wir am Dome vorüber, um einen Gesamteindruck davon erlangen zu können, die Häuser der Straße sind weder alt noch neu, werden selbst tiefer in der Stadt weder größer noch kleiner, zeigen nur hier und da einen mittelmäßig eleganten Herrenstiz. Ist dies das rechte, echte, geschichte- und geschichtreiche Posen, die Hüterin der Gräber der ältesten Polenkönige? Man begreift selbst nicht, daß dieses Posen schon im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts als Hauptammelpfatz des gegen Sigismund III. aufständigen Adels eine geschichtliche Rolle spielen konnte, nachdem der bigotte Enkel Katharina's aus dem Hause Sforza die Kirche der Reformirten verbrannt hätte. Man begreift nicht, wie kaum fünfzig Jahre später die Schweden hier bereits wieder ein mächtiges Jesuitenkollegium finden konnten, und wie dann nach abermals einem Halbjahrhundert August II.

seinen Namen durch grausame Vertilgung der evangelischen Gemeinde zu brandmarken vermochte. Woher der Saame zu so wechselnd aufwachsenden Religionsgenossenschaften, woher die wilde Wuth der Gegenparteien? Ein krampfhast Zuden in unerklärlichen Ueberstürzungen erscheint das Geschichtsleben der Stadt; und nicht nur dessen konfessionelle Seite. Denn schon fünf Jahre nach der Verwüstung der evangelischen Kirche durch das Nachtgebot des sächsischen Regenten stürmen die konföderirten Polen die Stadt, nehmen die sächsische Besatzung gefangen und schleifen alle Festungswerke. Achtzig Jahre nachher fällt Posen mit dem Beutestück des polnischen Reiches an Preußen; neun Jahre später holt sich hier Friedrich August von Sachsen aus den entweichten Gräbern eine Königskrone, nachdem er Friede mit Napoleon geschlossen; im folgenden Jahre wird die Stadt dem Großherzogthum einverleibt, und acht Jahr nachher von Neuem zur preussischen Provinzialhauptstadt ernannt. Dennoch von Allem so wenig ersichtliche Denkmale. Als letztes Ergebniß der Geschichte aber noch ein bitteres nationales Zerwürfniß in ihren Mauern, welches sich unter dem Mantel verletzter Konfessionsachtung vor dem Drohniß rasch aufsteigender Festungswerke verbirgt.

Von aller ehemaligen Pracht zeugen nur wenige kurze Strecken in der nächsten Nähe des Marktes und das Rathhaus inmitten des Ringes. Es ergeht Posen, wie manchem schicksalreichen Menschen, dessen Thatkraft sich nur im Ertragen zeigte: die Verschiedenartigkeit der Lebensbegegnungen hat den Charakter seines Antlitzes so oft umgeprägt, daß nun die sämtlichen stark ausgebildeten Züge keine ungebrochene Schönheitslinie, ja wohl keine scharfe Eigenthümlichkeit mehr zeigen. Wir haben bei Posen die Wahl, ob wir sein Aussehn abgebraucht oder charakterlos nennen wollen.

Weit anmuthiger, aber weil ganz modern auch noch minder charakteristisch als die alte Stadt am rechten Warthaufer, ist die neue Stadt auf den Anhöhen des linken. Es ist da viel Berliner Nachahmung: rechtwinklich aufeinander stoßende Straßen mit uniformen Häusern, wohlgepflegtes Pflaster an den Seiten der Gassen und eine sorgsam gestuzte Allee in der Hauptstraße (Wilhelmsstraße), welche natürlich mit einem Wilhelmsplaz beginnt und mit einem Kanonenplaz am Fuße jenes Berges endet, worauf sich Posen's neue Citadelle erhebt. Am Wilhelmsplaz steht ein Theater, worin von deutschen Kunstjüngern sehr mittelmäßig gespielt wird, diesem gegenüber der Palast des verstorbenen Grafen Raczynski, welcher seine prächtige Bibliothek von 20,000 Bänden der Stadt vermachte; auf dem Kanonenplaz exerziren die preußischen Artilleristen, dicht dahinter erhebt sich ein Lazareth. Das ist der Anfang und das Ende dieser vornehmsten Straße der Stadt.

Jener Graf Raczynski hat übrigens so große städtische Verdienste, wie sie wohl selten ein Privatmann anderwärts erwarb. Er ließ die ganze Stadt mit Kanälen durchziehen, er unterstützte fortwährend die ungeheuern Armenmengen auf wahrhaft fürstliche Weise und vorzüglich strebte er auch das Mißverhältniß zwischen polnischem und deutschem Element wenigstens gesellschaftlich zu vermitteln. Es gelang ihm jedoch nicht, nicht einmal äußerlich. Zwei zu starre Gesammtheiten stehen einander entgegen: auf der einen Seite die Beamten der Regierung, des Oberappellations- und Oberlandesgerichtes des Großherzogthums, des Land- und Stadtgerichtes und der Provinziallandschafts-Direktion — durchweg königlich preußische Deutsche —, auf der andern Seite dagegen ein auf seinen Reichthum und seinen Grundbesitz pochender Polenadel, welcher dem Staatsdienste ausweicht, so lang ihm irgend möglich, welcher die Einbuße seiner ehemaligen Autonomie und Autokratie niemals

vergift, welcher endlich an seinen mittellosen Genossen eine fortwährend ergebene Hülfsschaar besitzt, sobald es sich um aristokratische Bestrebungen handelt. Staatsfeindlich ist aber diese ganze Genossenschaft darum vorzüglich, weil Preußen nicht nur ihre Adelsanmaßungen durch Gesetze einschränkt, sondern auch die polnische Unordnung in Wirthschaftsangelegenheiten gern benutzt, um den feilgebotenen Grund und Boden für den Staat zu erwerben. Beim Wiederverkaufe der zerشلagenen Grundstücke aber — sagen die Polen — werden die Ureinwohner des Landes zurückgesetzt, die eingewanderten Deutschen bevorzugt; man gönnt ihnen das Verkaufsrecht, man begnügt sich bei ihnen mit geringen Anzahlungen, man gewährt ihnen tausendfache ungesegliche Vortheile.

Allerdings ist das Plattland des Großherzogthums heut nicht mehr nur an den westlichen und nördlichen Grenzen und im Negebistritz im vorwiegenden Besitze der Deutschen, sondern überall stoßen wir auf deutsche Namen der Gutsbesitzer; und in den von Posen nordwärts gelegenen Ortschaften bilden die Deutschen, nächst den Juden, auch die für städtisches Leben bedeutungsvollsten Bevölkerungstheile. Es ist jedoch im Polen thatsächlich kein wirkliches Organ und Verständniß für städtisches Leben; es fehlt ihm jene Bürgerlichkeit, welche sich im täglichen Einerlei eines regelmäßigen Gewerbes, in ausdauerndem Fleiße und in den engen Bewegungskreisen des Stadtlebens genügen mag. Es fehlt ihm ferner auch die politische Bürgerlichkeit, welche innerhalb der Stadt nur eben als politische Einheit, nach außen hin nur als integrierender Theil der politischen Gesamtheit gelten will. Es fehlt dem Polen die bürgerliche Stätigkeit, Mäßigung und Klarheit in allen Lebensäußerungen. Ein wilder Drang nach üppigem Lebensgenuß, ein unbeflegbarer Lebensleichtsin und ein phantastisches Ausstreben nach unklaren Zielen verleiht seinem ganzen Wesen den Grundton un-

auslöschlicher Unzufriedenheit mit dem Gegebenen. Seine geistige Romadenhaftigkeit läßt ihn nicht haften, ausdauern und ausbauen; er drängt von Dase zu Dase und scheut den langen Weg durch öden Wüstenland. Darum ist es auch gekommen, daß bei ihnen zwar nicht der Ingrimm, wohl aber die Verachtung gegen die Deutschen sich zu weit entschiedenerer Macht steigern konnte, als selbst gegen die Russen. Bei diesen findet er dasselbe Umhergreifen nach unbestimmten Idealen, — wenn auch mit Händen, die vom Despotismus gefesselt sind — und der verwandtschaftliche Bezug des slavischen Elementes blieb wirksam; nach deutscher Seite aber kennt er keine andere Beziehung, als eine oberflächlich historische und rein aristokratische zu der Residenz Dresden. Während in Warschau die russischen Tschinowniks und Soldaten von den Polen gesellschaftlich zwar entschieden zurückgewiesen werden, außerdem aber die Beschränkung auf nationale Kreise weit mehr durch die Furcht vor den nie ruhenden Verdächtigungen einer heutigetägigen Geheimpolizei, als durch rein nationale Abneigungen bedingt wird, erscheint die Abscheidung im Großherzogthum fast ausschließlich von dieser hervorgerufen. Mag auch in beiden Theilen des zerstückten Polen der Drang nach Wiederherstellung des unabhängigen Ganzen gleich stark und mächtig wachen: die persönlichen, menschlichen Antipathien gelten im Königreiche weit heftiger Rußland, als den Russen, im Großherzogthum (wie in Galizien) weit mindern Grades dem Staat als den Deutschen.

In Posen bricht sich diese Stimmung in allen Lebenskreisen breite Bahn; und läugnen mag man nicht, daß die Scheidung Posens in zwei gegenseitig beziehungslose, oder vielmehr einander abstoßende Hälften durch das Benehmen der preussischen Bureaucratie auch noch überreichliche Nahrung erhält. Nicht nur im polnischen Heerlager ist

diese Beschuldigung künstlich großgepflegt worden, sie geht als schwere Klage durch die ganze Bevölkerung. Die eigentliche höhere Bürgerschaft, weil in ihrem Erwerbe größtentheils von dem polnischen Reichtum abhängig, der preussischen Beamtenherrschaft dagegen in ihren bürgerlichen Verhältnissen unterstellt, sucht und findet zwar wohl aus dieser Doppelrückicht einen klugen Ausweg, steht dagegen wieder der zahlreichen Judenschaft mit einem Christenhochmuth gegenüber, welcher eine deutsche Ueberhebung des polnischen Nationalstolzes in's Kirchliche erscheint, während die bürgerliche Ueberhebung sehr viel Aehnlichkeit mit dem Bewußtsein wohlbestallter Unsehlbarkeit der Bureaokratenvelt gemein hat. Polnischer Grund- und Geschlechtsadel, königlich preussischer Beamtenadel, posener Deutschbürgeradel — das sind die Titel der Ansprüche in der hiesigen Welt. — Vielleicht vermißt man noch das Militär? Doch eben dieses wäre vielleicht allein geschaffen, diese Gegensätze zu vermitteln: denn abweichend von vielen andern Städten steht es in gutem Einvernehmen mit der nichtuniformirten Welt — nur von den Polen entschieden zurückgewiesen. Allein größtentheils sind die Offiziere an die Festungsgarnisonen außerhalb der eigentlichen Stadt gefesselt, andernteils mag wohl auch unter den schwierigen posener Verhältnissen die Klugheit verbieten, sich unbesangen einer nähern Verbindung mit der Stadtbevölkerung hinzugeben.

So scheidet denn Posen seine etwa vierzigtausend Menschen national in drei große Abtheilungen: in Polen, Deutsche und Israeliten. Daß die Polen und Deutschen wieder in eine katholische und evangelische Hälfte zerfallen, giebt Anlaß zu neuen Spaltungen. Die zwar nicht nach russischen Listen aber mit russischer Strenge beobachteten Rangverschiedenheiten schaffen dazu als eine der wichtigsten Mitursachen die zusammenhanglosen Kreise und Kreischen in den einzelnen nationa-

und konfessionell eigentlich vereinten Posener Welttheilen. Das Deutsche hat durchaus keinen massenhaften Sammelpunkt.

Dagegen haben die Polen ihr gesamntes außerhäusliches Leben im „Bazar“ an der Ecke des Wilhelmsplatzes zusammengefaßt. Im Erdgeschoß des prachtwollen Baues, welchen man auf Actien gründete, breitet sich neben vielen und fast ausschließlich von nationalpolnischen Einmiethern besetzten Kaufläden, eine weite und durchaus in polnischer Weise eingerichtete Restauration. Das Mittelgeschoß nimmt ein „polnisches Kasino“ ein, der ganze übrige Raum des Palastes ist theils ständig an Polen vermietet, theils zur Beherbergung polnischer Gäste hergerichtet, wie sie im Sommer häufig auf kurze Zeit vom Lande herkommen, im Winter dagegen sich immer für längere Monate einrichten. — So wie Ihr dies Haus betretet, endet alle Verbindung mit der nichtpolnischen Welt, ja selbst die leiseste Erinnerung an die Existenz einer solchen verschwindet. Ihr hört nur die polnische Sprache, Ihr seht nur polnische Gesichtsbildung und Behabung, Ihr findet nur polnische Zeitungen, Ihr könnt nur auf polnische Weise zubereitete Speisen und Getränke erhalten, Ihr dürft nur polnische Gedanken denken. Ueberall flirrt Euch das Geld des nach polnischer Weise außerordentlich hohen Kartenspiels entgegen und mißtrauisch mustert Euch jeder Blick — denn Ihr seid Deutsche. Dies genügt, um Euch gehaßt zu machen. Nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht in einen der sehr häufigen Streite verwickelt oder auch sonstwie Handel mit Euch anbinde: im Duell gegen den Deutschen gilt es nicht nur einem Formgenüge. Sprecht nichts Politisches, auch keine oppositionelle Politik: Ihr seid national verdächtig. Ihr könnt sicher darauf rechnen, daß man bei dem Wirth und der Dienerschaft anfragt, ob sie Euch nicht und Guern Umgang kennen. Wenn nicht — was könnt Ihr anders wollen, als

lauschen und spähen? Schien es gar, als wäret Ihr des Polnischen mächtig, schien es, als ob Ihr auf die geführten Gespräche achtetet, so schickt man Euch einen Diener hinterdrein, damit er berichte, wohin Ihr aus dem Bazar gegangen.

So hatte sich bereits im Winter 184 $\frac{1}{2}$ die Stimmung der Polen gegen die Deutschen gestellt. — —

Selbst wem keine Gelegenheit gegeben war, den Blick unmittelbar auf die Zerwürfnisse des hiesigen Lebens zu richten, mochte sich einer zukunftsbangen Stimmung kaum erwehren. Es herrscht eine befangene Stimmung, ähnlich der windstillen Glühitze vor dem Gewitter, aus welcher einzelne fahle Blitze ohne Donner hervorzucken. Solche Blitze gingen durch das ganze Jahr 1844. Den Anfang bezeichnete der Schuß am 19. Sept. 1843. Dicht bei der Sybinabrücke in der Vorstadt Wallischei ist er gefallen und nicht weit von dem erzbischöflichen Palaste, aus welchem man nicht allzulang vorher den Prälaten gefangen fortgeführt hatte. Dies haben die Polen als Polen nicht und noch weniger als Katholiken verschmerzt; es zuckt auf ihrem Antlitz ein bitterer Grimm, sobald ein Wort davon verlautet. Dann begegnen Euch häufig einzelne Menschen, deren hiesige Lebenszwecke Niemand kennt und welche, aus Russisch-Polen gekommen, sich jetzt nach Wiederabschluß des berüchtigten Kartels verborgen halten müssen, dies nur leichtsinnig und oberflächlich thun, dennoch von der Polizei nicht bemerkt zu werden scheinen. Die Polen murren ferner ohne Rückhalt gegen die preussische Beamtenchaft, welche ihre natürlich „vollkommen unschuldigen“ Stammbrüder im vorigen Herbst „so geheimnißvoll“ ausgewiesen hat; die deutschen Beamten flüstern dagegen von den mysteriösen Verhaftungen ihrer Kollegen, indem sie die Schuld davon falschen Angeberien der polnischen Partei zumessen. So fühlt sich jeder beeinträchtigt,

so findet jeder eine Menge Unzufriedenheitsstoff in den jetzigen Zuständen, dabei fürchtet jeder die Uebermacht und Anschläge der andern Fraction. Die Bürgerschaft aber, welche sich erst langsam aus den slavischen Elementen zu festem Bestand entwickelt, welche also vollkommener innerer Ruhe bedarf, um neben dem Adel zu einer selbstständigen Bedeutung zu gedeihen — diese Bürgerschaft weist ängstlich auf die Vorzeichen naher Bewegungen und blickt dabei nach den Schießfluren des Viniaryforts hinauf, mit dessen Geschützen die ganze Stadt binnen wenigen Stunden dem Erdboden gleichgemacht werden kann. „Das haben uns die polnischen Herrn zu Wege gebracht“ — seufzen die Sinen; „damit will man Polen preußisch machen“ — zürnt der nationale Adel.

Wahr ist es, diese eben so nach Innen als Außen gefehrte Festung hat etwas Grausiges und mahnt unwillkürlich an die Citadellen zu Riga, Petersburg, Wilna, Dünaburg und Warschau. Man mag bei ihrem Anblick kaum an die gen Osten gerichtete Bestimmung denken; es ist als schwebte sie als Damoklesschwert gerade nur über der Stadt und deren Bevölkerung. Die russischen Erfahrungen haben uns mißtrauisch gemacht.

Alle natürlichen Begünstigungen des gegebenen Terrains sind auch vortrefflich benutzt, um Stadt und Menschen von Innen nach Außen, wie von Außen nach Innen abzuschließen. Aus einzelnen Werken zusammengesetzt, welche mit ihren Geschützen die gegenseitige Verbindung erzielen, bilden sechs regelmäßige Bastionen und sechs sogenannte Kavaliere die Festungswerke. Auf dem erhabensten Punkte im Nordosten der Stadt wurden die Dörfer Viniary und Bonin abgerissen und etwa eine halbe Stunde weiter draußen wiedererbaut, um an ihrer Stelle als Knotenpunkt des ganzen Baues die eigentliche Citadelle anzulegen.

Vier runde Thürme strecken sich an den Ecken des Kromwerkes in die Luft, dessen zwei Flanken mit dreifachen Kanonenslagen über die Stadt und die Warthavorstadt hinblicken. An das Viniaryfort schließt sich das Fort Adalbert im Thale und weiter nach der Stadt zu in Form einer abgerückten Bastion. Ein kolossales Schleußenwerk vermag hier den Viniarybach und die Wartha zu breiten Ueberschwemmungen aufzustauen; und auf der Schleußenbrücke sind die russischen Ueberläufer einkasernirt, welche jetzt hier zum Bau der Festung benutzt werden. Das Bett der Wartha, welches früher dem Dome näher lag, hat man abgegraben und hierher geleitet, um an dessen rechtem Uferlande in der Nähe des Domes abermals schützende Werke anzubringen, von denen ebenfalls jene Lachen zu künstlichen Ueberschwemmungen benutzt werden können, welche sich als Ueberreste eines alten Warthaarmes von der Vorstadt St. Roch nach dem Sybinabach hinüberziehen. In diesen Halbkreis gehört auch das Reformatenfort. An dieses wird sich das Fort St. Roch schließen, damit vereint wird das Wilda- und Berliner Fort den Befestigungskreis vollenden.

Mit dem Jahre 1849 sollen alle Bauten der eigentlichen innern Festungswerke vollendet sein. Aber — frug man schon im Jahre 1844 — wird die Spannung der Sachlagen im Großherzogthum den ruhigen Ausbau bis dahin gestatten? Mag nicht auch gegen das östliche Drohniß, wenn auch nicht gegen offene Gewalt, ein vollkommen gerüsteter Platz eben an dieser Stelle schon früher nothwendig werden? — Wohl stehen andere Festungen in langer Kette im östlichen Preußen gereiht; allein Posen ist seiner ganzen Lage nach, in seiner Bedeutung als Stadt, als Sammelpunkt der preussisch-polnischen Nationalität und als Erzbischofsitz sicherlich der wichtigste Platz. Sein Zustand entscheidet über die ganze Landbreite von der Weichsel bis zu den Karpathen. —

Das ganze slavische Preußen, nicht Polen allein, sondern auch weithinein nach Schlesiens gleicht einem Vulkan, dessen Ausbruch in jedem nächsten Augenblick zu befürchten steht: ein Ausbruch des Hasses nicht zunächst gegen den Staat, nicht zunächst gegen die Herrschaftsmacht, sondern zunächst gegen deutschen Sinn, gegen deutschen Einfluß, gegen deutsche Geltung. Sowie sich aber diese Richtung der Bestrebungen entschiedener ausspricht, tritt das rein polnische Interesse um das allgemein slavische in den Hintergrund. Die beleidigte Nationalität wird nur der Purpurmantel sein, mit welchem sich der Beginn des geistigen Proletarierkampfes umhüllt. Zwar wird das russische Cabinet diese Bestrebungen nicht unmittelbar unterstützen, aber die Russen werden es thun, weil gleiche Keime auch bei ihnen längst schon überall des Emporschießens gewärtig stehen.

Was ist dann Deutschlands, was der Gesittung, was der fortschreitenden Entwicklung Schutz? —

Die Ostseeprovinzen sind keine Vormauer; denn im Junkerthum liegt dort das Deutschthum gefesselt und das Junkerthum steht zu Rußland, sobald dieses ihm zu schmeicheln weiß. Einflußlos werden die Küstenstädte bleiben, in denen das Deutsche und die Deutschen sich echt erhielten; denn ihr Wirkungskreis geht landeinwärts eben nicht über ihr Weichbild hinaus. Die zwei Millionen der Letten und Esthen sind dagegen vollkommen nicht nur vom deutschen Adel, sondern überhaupt von den Deutschen abgewendet und mit all ihrem Ingrimm gegen die Gebieter bereits zum großen Theile in das russische Heerlager übergegangen. So vereinen sie sich mit den etwa sechszig Millionen des europäischen Ostens zum Kampfe gegen die zwei und dreißig Millionen der Deutschen. Ein massenhaft ungleicher Krieg ist unsere nächste Zukunft und wir dürfen die geschichtliche Wahrheit nicht mit optimistischen

Tröstungen verschleiern: die rohe Kraft unkultivirter Völker hat im ersten Anlauf noch immer den Widerstand gesitteter Nationen zurückgeworfen. Darauf gilt es sich zu rüsten; aber es gilt auch, die Gefahr nicht in zaghafter Furcht zu übergrößern. Im Angriffe nach dem Osten soll man darum den ängstlichen Blick nicht zum Westen zurückwenden; denn dorthin baute die gemeinsame Bildung, die gegenseitige Nothwendigkeit einen festeren Ball als alle Festungen des linken Rheinuferes sind. Wo aber vom Osten über die meilenweiten Sümpfe und Moräste eine Brücke geschlagen wird, da geschieht es nicht, um die Parmentairs der Verständigung herüberzusenden, sondern um hungernde, leibeigene Haufen gegen den Besitz der Freiheit und die Freiheit des Besitzes zu führen, um unter dem Bannerspruche: Genugthuung für die beleidigte Nationalität! gegen das Nichtslawische und Nichtsklawische überschwemmende Haufen zu schleudern, welche man glauben machte, Deutschland und Deutsches heiße die Ursache ihres Elends. Nicht das Volk hat diesen wilden Deutschenhaß aus sich entwickelt, sondern fertig gestaltet und gemodelt nach den Wünschen herrschsüchtiger Mächte hat man ihn in seine unklaren Begriffe eingepfählt. Auch nicht von einer bestimmten Partei der vornehmen Polen ist die Aufreizung ausgegangen, sondern eben so sehr von einer polnischen und russischen Geistlichkeit, welche den Verlust ihres unbedingten Einflusses auf die Massen unter jeder geregelten Ordnung der Dinge, bei jeder selbstständigen Entwicklung des Volkes voraussieht. Als Instrumente aber ließ sich vorzüglich jener Theil des Polenadels verwenden, welcher mit der Angehörigkeit an Rußland, Preußen oder Oesterreich gleichermaßen die autokratische Gewalt seines Standes verlor, mit deren althergebrachtem Glanz er das Volk selbst ohne Grundbesitz nach seinem Willen und seinen Absichten leitete.

Zu all diesen wühlerischen Elementen, welche so geschickt ihr Haupt

mit dem nationalen Selbstthum umwinden, sind in den letzten Jahren noch eine Menge von Menschen getreten, welche niemand kennt, von deren Herkunft keiner weiß und deren Ziel noch jedem verborgen blieb. Hier und da, bald im Gewühl der Stadt, bald bei den Festgelagen der Edelhöfe, bald in den fernsten Gebirgshütten, bald an den Pforten der Kirchen, bald auf dem Tanzsaale des Gasthauses tauchten sie urplötzlich auf, um dann eben so urplötzlich zu verschwinden. Man hat sie französische Emiffäre oder Sendlinge der erilirten Polenpropaganda genannt. Mag es sein. Allein mitunter hat ihr Polnisch einen eigenthümlichen Tonfall. Doch kann in Wahrheit niemand sagen, wohin dieses deutet; die Sprachfehler der Nichtslaven finden sich jedoch nicht darin.

Schade, daß die schöne Sonne
Auch von Osten zu uns kommt!



TÜRKISCHE GRAMMATIK

zum Gebrauch

für Franzosen, Engländer und Deutsche.

Nebst einer Sammlung

eigenthümlicher Redensarten, Gespräche und einem französisch-
türkischen Wörterbuche.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

8. 1853. cart. 2 Thlr. 12 Ngr.

Arago's sämtliche Werke.

Mit einer Einleitung

von

Alexander von Humboldt.

Deutsche, rechtmäßige Ausgabe.

Herausgegeben

von

Dr. W. G. Sankel,

ord. Professor der Physik an der Universität Leipzig.

12 Bände. 8. 1854. à Band 1 Thlr.

Bei **Dtto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist erschienen und in allen
Buchhandlungen zu haben:

Die

europäische Pentarchie.

gr. 8. 1839. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das

centrale Föderativ-System.

Zweite, mit einem 2. Theile vermehrte Auflage.

gr. 8. 1845. 3 Thlr.

Druck von **Dtto Wigand** in Leipzig.